

kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*H. Bicknaese, W. Borsich, G. Demin, K. K. Doberer,
D. Dublew, E. Fischer, C. Guhde, J.-C. Hauschild,
K. R. Hoffmann, M. Korthaus, B. Lassahn, H. Linkmeyer,
M. Lippert, O. Rasper, E. E. Richter, R. Ritter,
I. Rupprecht, P. Salomon, R. Valenta, A. Zornack, H. Zucchi*

G. Elsner: Kanzlererklärungen von Adenauer bis Schmidt

A.-M. Fabian: Jugendliche schreiben die Zukunft ab

A. Mechtel: Drittes Frühstücksgespräch mit Paula

A. Kühn: Schutz und Schirm des christlichen Abendlandes

C. Schuhler: Franz Josef, gib uns Hoffnung . . .

A. Tschakowskij: Offener Brief an Jimmy Carter

Dieter Noll: Schreiben für eine revolutionäre Zeit

A. v. Bormann: Kritischer Heimatroman von Chotjewitz

E. Högemann: Neues von Elsner, Herburger, Strauß, Timm

V. Wehdeking: Alfred Andersch und seine Gedichte

LIEB VATERLAND

3180

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

LIEB VATERLAND

Zu diesem Heft	3
<i>Gisela Elsner</i> : Die Verhinderung des totalen Versorgungsstaates	5
<i>Anne-Marie Fabian</i> : Die Waffe gegen die Waffe	19
<i>Roman Ritter</i> : Die Erhaltung der Werte durch die neue Regierung	26
<i>Angelika Mechtel</i> : Drittes Frühstücksgespräch mit Paula	29
<i>Kurt Karl Doberer</i> : Die Spuckjungen	38
<i>Otto Rasper</i> : Der höhere Mensch ist ein harter Brocken	39
<i>August Kühn</i> : Schutz und Schirm des christlichen Abendlandes	54
<i>Erwin Fischer</i> : Öffentliche Sitzung	59
Gedichte: <i>Wolfgang Borsich, Kurt Robert Hoffmann, Dimitter Dublew, E. A. Richter, Günter Demin, Jan-Christoph Hauschild, Peter Salomon, Herbert Zucchi, Mathilde Lippert, Reinhard Valenta, Hella Linkmeyer, Hendrik Bicknaese, Annemarie Zornack, Christel Guhde</i>	63
<i>Bernhard Lassahn</i> : Film kaputt, Flammendes Inferno	75
<i>Alexander Tschakowskij</i> : Offener Brief an Jimmy Carter	78
<i>Conrad Schuhler</i> : „Franz Josef, gib uns Hoffnung und Aussicht und Chance und Zukunft!“	89
<i>Alexander von Pechmann</i> : „auch mal aufstehn und das richtigstellen“	96
<i>Manfred Korthaus</i> : Störung ländlichen Friedens	103
<i>Imme Rupprecht</i> : Klassenlehrerin in einer Hauptschulabschlußgruppe	110
<i>Dieter Noll</i> : Vom Schreiben für eine revolutionäre Zeit	115
<i>Volker Wehdeking</i> : Der Sinn für wildes Blühen	123
<i>Franz Josef Degenhardt</i> : Denkbar ist aber auch immer noch	139
<i>Alexander von Bormann</i> : Ein kritischer Heimatroman	140
<i>Elvira Högemann-Ledwohn</i> : Land der Zerstörungen	144
Dokumentation: Wohlan, so muß ich aufrührerisch sein	150
Zu den Autoren	160

Zu diesem Heft

Lieb Vaterland – die BRD im Wahljahr 1980?

Im gleichen Sinn hatte der Münchner Schriftstellerkongreß des VS in der IG Druck und Papier seine Veranstaltung betitelt: *Dies Land ist unser Land*. Helmut Ruge sorgte für das Verständnis von Nicht-Idylle: „Wir gehen im Entsorgungspark spazieren. Verfassungsschutzbeamte sammeln Erkenntnisse. Und im Hintergrund erklingen finale Rettungsschüsse“. Und Michael Wulff hat die alte Zeile weitergedichtet: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein/ du könntest dich verplappern/ und ganz schön eine reingesammelt kriegen“. Dies von uns den Kanzlerkandidaten ins Stammbuch, wenn Schmidt und Strauß verbal bemüht in unterschiedlichen Varianten, die dennoch nur noch mühsam die Gemeinsamkeit in der Sache verdecken, über die Notwendigkeit von „atlantischer Solidarität“ mit Jimmy Carter reden und uns das volle Ausmaß des Risikos verschweigen. Und erst recht ins Notizbuch der Wähler mit der Konsequenz: *Unruhe ist die erste Bürgerpflicht*. Unruhe gegen Beruhigungsversuche, die eine Politik hart am Rande des Kriegs bis zur Gewöhnung an den Krieg treiben.

Das Wahljahr 1980 ist das 35. Jahr nach 1945. Nach unserer Befreiung vom Faschismus. Franz Josef Strauß indes assoziiert mit diesem Datum etwas anderes, den Abstieg Europas: „Er erreichte seinen tragischen Tiefpunkt mit dem Ausgang des Zweiten Weltkriegs, als Ende April 1945 bei Torgau an der Elbe sich amerikanische und russische Truppen die Hand reichten.“ Und das unter dem Titel „Gebote der Freiheit!“ Strauß wird hier nicht zitiert, damit alle, die links von solchem Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsverständnis stehen, ein gutes Gewissen haben, wie Klaus Wagenbach befürchtet, sondern damit dieses Gewissen geschärft, damit es tätig wird. Zum Beispiel dort, wo Wagenbach das Ansteigen der Staatsausgaben am Sozialprodukt von 37,3 % (1969) auf 47 % (1978) dem „totalen Wartungs- und Versorgungsstaat“ zurechnet. Schon mal was gehört von den 5 000 US-Atomraketen, die zur Zeit in der BRD gewartet werden, und von der regierungsamtlich geplanten Versorgung mit den Resultaten der NATO-„Nachrüstung“, und davon, was die Opposition vorhat, um die Konflikte zu globalisieren und den Einsatz der neuen Vernichtungstechnik glaubhaft zu machen?

Die Kontinuität, in der dieses Spiel mit dem Feuer steht, ist allemal mitzulesen bei den Regierungserklärungen von Konrad Adenauer bis Helmut Schmidt, die Gisela Elsner zusammengestellt hat – Hand aufs Herz, wer hat sich diesen Musterkatalog staatstragender Weisheit in so trostloser Einförmigkeit und so bürgerverachtender Tatsachenferne vorgestellt? Und dann wundern sich noch Leute über die weitverbreitete „Staatsverdrossenheit“ der jungen Generation. Die Texte, die Anne-Marie Fabian aus dem Kölner Wettbewerb für uns ausgesucht und kommentiert hat, weisen zum Teil Schlimmeres aus: *Lebensverdrossenheit*. Es geht nicht um die Frage, ob diese Schülerinnen und Schüler unserer Gymnasien, die den Großteil der Arbeiten eingesandt haben, für die ganze Jugend sprechen können. Das ist sicher nicht der Fall. Wir meinen auch nicht, daß sich hier eine verlorene Generation artikuliert. Wir sehen positive Möglichkeiten in der Fähigkeit dieser jungen Menschen, die ihnen angebotenen falschen Werte in Frage zu stellen, sich gegenüber dem, was nicht menschlich ist in unserer Gesellschaft, kritisch zu verhalten. Gewiß, das reicht nicht aus, aus diesem Land ein liebes Vaterland zu machen. Dazu bedarf es des Verstehens von Gemeinsamkeit und daraus der Entwicklung von Solidarität bis hin zu Organisation. Da sehen wir die Chance der Demokraten, der Sozialisten, und auch ihre Aufgabe, die unserer Literatur durchaus eingeschlossen: daß sie Mutlosen Mut machen und Geduckten helfen zu aufrechtem Gang. Die Zukunft hat damals, vor 35 Jahren, begonnen: *Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg*.

Redaktion Kürbiskern

Gisela Elsner Die Verhinderung eines totalen Versorgungsstaats

Über die Regierungserklärungen der deutschen Bundeskanzler von Adenauer bis Schmidt

Für die Existenzangst, die unter den Bürgern dieses Landes verbreitet ist und zunehmend um sich greift, besteht allem Anschein nach kein ernsthafter Grund. Ja, wenn man den Worten Glauben schenken will, die unsere insgesamt fünf Bundeskanzler in ihren elf Regierungserklärungen geäußert haben, so hat seit dem Bestehen der Bundesrepublik, von der oft genug in den düstersten Farben geschilderten Bedrohung aus dem Osten einmal abgesehen, nie ein ernsthafter Grund für diese Existenzangst bestanden. Nicht nur Bundeskanzler Helmut Schmidt äußerte in seiner letzten Regierungserklärung im Jahr 1976 die Ansicht: „Nie zuvor in der Geschichte hat es auf deutschem Boden eine freiere und nie zuvor eine sozial gerechtere Ordnung gegeben.“

Schon im Jahr 1949 hat Konrad Adenauer in seiner ersten Regierungserklärung das „Streben . . . nach sozialer Gerechtigkeit“ als den „obersten Leitstern“ bei der gesamten Arbeit der damaligen Koalitionspartner bezeichnet. „Ein verständiger Ausgleich sozialer Gegensätze ist eine unumgängliche Voraussetzung für den Aufstieg unseres Volks“ sagte er damals.

Dieser sogenannte verständige Ausgleich sozialer Gegensätze sollte und soll nicht nur Konrad Adenauers Äußerungen zufolge mit Hilfe des Prinzips der sozialen Marktwirtschaft, die auch als freie, als freiheitliche oder als soziale Marktwirtschaft bezeichnet wird, vonstatten gehen, eines Prinzips, das bekanntlich keineswegs auf einer grobschlächtigen Neuordnung der Besitzverhältnisse von heute auf morgen und einer anders gearteten Verteilung der gesellschaftlich erwirtschafteten Güter beruht. Vielmehr scheint es sich dabei um ein Prinzip zu handeln, bei dem die soziale Gerechtigkeit dermaßen unmerklich, ja schleichend, möchte man fast sagen, herbeigeführt wird, daß sich der Einzelne, der Bürger, der Laie oft des Eindrucks nur schwerlich erwehren kann, es stünde in diesem Staat statt der Herbeiführung einer sozialen Gerechtigkeit eher das Gegenteil zur Debatte.

Was er übersieht, ist wohl die Tatsache, daß wir es offensichtlich mit einem Prozeß zu tun haben, der sich beileibe nicht nur über ein paar lumpige Jahrzehnte hinzuziehen scheint. Heute, immerhin dreißig Jahre nachdem er eingeleitet worden ist, erweckt es zumindest den Anschein, als wäre dieser Prozeß, von allen erdenklichen Fehlschlägen begleitet, wie er es war und ist und voraussichtlich auch in Zukunft sein wird, über seine ersten Anfänge längst noch nicht hinausgekommen.

Ein Wunder kann man es unter einem solchen Gesichtspunkt betrachtet kaum nennen, wenn selbst der alles andere als bekenntnisfreudige Konrad Adenauer in seiner zweiten Regierungserklärung im Jahr 1953 freimütig bekennt, daß „nicht alle Bevölkerungskreise“ „an dem wirtschaftlichen Aufstieg der Bundesrepublik“ „gleichmäßig“ teilgenommen hätten. „Es sind nicht in erster Linie die materiellen,

sondern es sind die moralischen und ethischen Kräfte, die unsere Welt zum Höheren entwickeln. Es hat deshalb für uns eine entscheidende Bedeutung, daß wir uns auf die Pflichtauffassung und Arbeitswilligkeit des deutschen Arbeiters verlassen können," meinte er seinerzeit nicht allein. In der Folgezeit war in den Regierungserklärungen mit einer schönen Regelmäßigkeit von der Streuung des Eigentums die Rede.

„Streuung von Besitz im weiten Umfang ist nötig, um einer möglichst großen Zahl von Staatsbürgern Selbstgefühl und das Gefühl der Zugehörigkeit zum Volksganzen zu geben," heißt es zwar in der dritten Regierungserklärung Konrad Adenauers im Jahr 1957.

„Ohne die oft gebrauchten Thesen ‚Wohlstand für alle‘ ‚Eigentum für jeden‘ an dieser Stelle noch einmal interpretieren zu wollen, kann und soll niemand an der Ernsthaftigkeit des Willens der Bundesregierung zweifeln, daß sie auf dem Wege über immer breiter gestreutes privates Eigentum das Selbstbewußtsein zu wecken und den Bürgersinn zu stärken . . . bestrebt ist," heißt es zwar in der ersten Regierungserklärung Ludwig Erhards im Jahr 1963. Doch im Jahr 1969, immerhin sechzehn Jahre nach der Gründung der Bundesrepublik, kann Willy Brandt nicht umhin, in seiner ersten Regierungserklärung die „Vermögensbildung in breiten Schichten" nach wie vor „völlig unzureichend" zu finden. Ja, in einer ihn wohl eher anfallsweise übermannenden Kühnheit riskierte es Willy Brandt sogar, „das Bemühen um eine gezielte Vermögenspolitik" „zu den Schwerpunkten der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik" zu zählen.

Mit dieser Kühnheit verglichen wirkt die Art und Weise, in der sich Bundeskanzler Helmut Schmidt zum Thema Vermögensbildung äußert, geradezu zaghaft. In seiner ersten Regierungserklärung im Jahr 1974 bezeichnete er nämlich den Entwurf eines neuen Gesetzes zur Vermögensbildung bereits als ein „heikles Kapitel". In seiner zweiten Regierungserklärung im Jahr 1976 hingegen, wies er nicht allein die Tarifvertragspartner kurzangebunden, ja unwirsch nahezu auf ein längst vorhandenes Vermögensbildungsgesetz hin, dessen Vermögenswirksamkeit Willy Brandt schon im Jahr 1969 mit einer etwas marktschreierischen Generosität – er sprach von einer Offerte – in Aussicht gestellt hatte. Helmut Schmidt machte vielmehr kein Hehl daraus, daß die Regierung mittlerweile hinsichtlich der sozialen Gerechtigkeit ganz andere Sorgen hatte.

Seinen Worten zufolge ging es ihr im Jahr 1976 vorrangig darum, jenen „Personengruppen" zu helfen, die, wie er es hieß, „bislang im Schatten der Belebung des Arbeitsmarktes gestanden hatten." Offensichtlich handelt es sich bei den besagten Personengruppen um jene Art von Bundesbürgern, die Konrad Adenauer im Jahr 1953, einem Jahr, in dem dieses Problem in einer Regierungserklärung vorläufig, wie es sich nun herausstellt, zum letzten Mal hatte aufgegriffen werden müssen, sehr viel unumwundener noch als Arbeitslose bezeichnet hatte.

Während die damalige Arbeitslosigkeit von Konrad Adenauer auf mangelnde Verflechtung der bundesdeutschen Wirtschaft mit der Weltwirtschaft zurückgeführt worden war, führte Bundeskanzler Helmut Schmidt im Jahre 1976 die Arbeitslosigkeit auf das Gegenteil: nämlich auf die „starke internationale Verflechtung unserer Volkswirtschaft" zurück, eine Verflechtung, der wir, Konrad Adenauers Äußerungen zufolge, andererseits die Vollbeschäftigung im Jahr 1961 zu verdanken hatten.

„Die enge internationale Verflechtung hat mit dazu beigetragen, in Deutschland die Vollbeschäftigung zu sichern," erklärte im Jahr 1961 Konrad Adenauer.

„Unsere Volkswirtschaft wird wegen ihrer starken internationalen Verflechtung vom weltwirtschaftlichen Strukturwandel besonders betroffen," klagte im Jahr 1976 Bundeskanzler Helmut Schmidt.

„Wir werden auf dem Gebiet der Wirtschaft . . . durch immer stärkere Einordnung der deutschen Wirtschaft in die Weltwirtschaft systematisch die . . . Strukturfehler der deutschen Wirtschaft beseitigen," erklärte im Jahr 1949 Konrad Adenauer. Im Jahr 1976 indes klagte Bundeskanzler Helmut Schmidt, daß wir „von der Nachfrage auf jenen Märkten draußen" abhingen, die wir „nicht durch Globalsteuerung oder andere Steuerungsmechanismen von hier aus sonderlich beeinflussen" könnten.

Was niemandem bei der Lektüre der gesammelten Regierungserklärungen unserer bisherigen Bundeskanzler entgehen dürfte, ist die Tatsache, daß sie allesamt eines gemein haben: ein, gelinde gesagt, beträchtlich gestörtes Verhältnis zu wirtschaftlichen Verflechtungen und Konzentrationsprozessen. Allesamt scheinen sie sie nämlich als ebenso schädlich wie unerlässlich zu betrachten.

„Unternehmenskonzentration ist zwar in vielen Bereichen notwendig. Sie darf aber nicht zur Ausschaltung des wirksamen Wettbewerbs führen", meinte Willy Brandt im Jahr 1969.

„Wir wollen nicht, daß schließlich bei immer größerer Konzentration der Wirtschaft zu Großbetrieben das Volk aus einer kleinen Schicht von Herrschern über die Wirtschaft und einer großen Klasse von Abhängigen besteht. Wir brauchen unabhängige mittlere und kleine Existenzen in Handwerk, Handel und Gewerbe," sagte Konrad Adenauer im Jahr 1957. Im Jahr 1976, also neunzehn Jahre später, erklärte Helmut Schmidt: „Es ist zwar wahr, daß die Zahl der Betriebsstilllegungen . . . überdurchschnittlich angestiegen ist, aber der Wille zur Gründung neuer selbständiger Existenzen hat keineswegs nachgelassen. Diesen Willen wollen wir weiterhin fördern."

Von mehr als einer Förderung des Willens, eine selbständige Existenz zu gründen, kann wohl unter den gegebenen Umständen kaum mehr die Rede sein. Obwohl die Aufrechterhaltung eines wirksamen Wettbewerbs, der erklärtermaßen als das Hauptcharakteristikum der sogenannten sozialen Marktwirtschaft gilt, so etwas wie ein Steckenpferd unserer bisherigen fünf Bundeskanzler zu sein scheint, hatten sie samt und sonders hinsichtlich eines wirksamen Kartellgesetzes offensichtlich eine alles andere als glückliche Hand. Während in den Regierungserklärungen andere Probleme, Themenkreise oder Begriffe auftauchen und verschwinden, teils, weil sie sich wie zum Beispiel der Begriff einer sogenannten „Formierten Gesellschaft" oder der Begriff einer sogenannten „Schandmauer" wegen ihrer lachreizerregenden Wirkung auf die Dauer nicht aufrechterhalten ließen, teils, weil sie wie der Begriff der sogenannten „Konzertierten Aktion" oder der Begriff der sogenannten „Zone" „Ostzone" oder „Sowjetzone" an der Wirklichkeit scheiterten, teils, weil sie sich wie der Begriff des sogenannten „Ohne-mich-Standpunkts", in diesem Falle dank der Wiederaufrüstung, erübrigten, während also in den Regierungserklärungen andere Probleme, Themenkreise oder Begriffe auftauchen und verschwinden, ein Satz wie der von Willy Brandt: „Wir wollen mehr Demokratie wagen," wurde von Bundeskanzler Helmut Schmidt auch in abgewandelter Form nicht in den

Mund genommen, geistert das Kartellgesetz geradezu durch die Regierungserklärungen unserer Bundeskanzler.

Es ist wahr, in seinen drei ersten Regierungserklärungen machte Konrad Adenauer kein Hehl daraus, daß nicht etwa ein wirksames Kartellgesetz zu den Hauptanliegen der Regierung zählte, sondern vor allem die Förderung der Kapitalbildung. „Die Förderung der Kapitalbildung . . . wird unser vordringlichstes Ziel sein. Nur wenn wir nach Kräften die innerdeutsche Kapitalbildung steigern, können wir erwarten, daß . . . das dringend benötigte ausländische Kapital zum Wiederaufbau unserer Wirtschaft zur Verfügung steht“, meinte er in seiner ersten Regierungserklärung im Jahr 1949.

„Die Bundesregierung prüft die Gesetzgebung zur Förderung des Kapitalmarktes dahin, ob nicht steuerliche Maßnahmen, die diese Entwicklung beschleunigen, getroffen werden können“, meinte er in seiner zweiten Regierungserklärung im Jahr 1953.

„Schaffung von Kapital, meine Damen und Herren, ist notwendig, um die Produktivität unserer Wirtschaft zu steigern und sie krisenfest zu machen“, meinte er auch noch in seiner dritten Regierungserklärung im Jahr 1957. Von der Wirtschaft erwartete, seinen Worten zufolge, die Bundesregierung in diesem Jahr lediglich, daß sie, wie es Konrad Adenauer nannte, den Wettbewerb bejahe.

Erst im Jahr 1961 ist sogar in einer Regierungserklärung Konrad Adenauers von der „Entstehung wirtschaftspolitisch schädlicher marktbeherrschender Unternehmen“, ja, von der Möglichkeit eines „Mißbrauchs“ „bereits vorhandener Macht“ die Rede. In diesem Jahr versprach Konrad Adenauer, daß das Kartellgesetz überprüft und verbessert werden würde. Vier Jahre später, im Jahr 1963, versprach Ludwig Erhard, daß sich das „Hohe Haus“ bei der „Beratung des Kartellberichts“ mit der „Behandlung marktbeherrschender Unternehmen“ befassen würde. Im Jahr 1969 versprach Willy Brandt, daß die „Mißbrauchskontrolle marktbeherrschender Positionen ausgebaut“ werden würde. Im Jahr 1973 kündigte Willy Brandt die „Verbesserung eines Kartellgesetzentwurfes“ an.

„Wer den Wettbewerb einschränkt, braucht sich nicht zu wundern, wenn die marktwirtschaftlichen Prinzipien in Mißkredit geraten“, meinte er damals nicht allein. Willy Brandt brachte sogar, bislang als erster und als letzter Bundeskanzler, ein Wort wie „Wirtschaftskriminalität“ über die Lippen. Ja, er nahm es sogar auf seine Kappe, alle Welt wissen zu lassen, daß die Regierung die Wirtschaftsdelikte nicht als einen Sport betrachte.

„Wir betrachten die alarmierend wachsenden Wirtschaftsdelikte nicht als Sport wenig ehrenwerter Herren“, sagte er.

Im Jahre 1974 schließlich sah es so aus, als wäre hierzulande hinsichtlich eines wirksamen Kartellgesetzes, eines Gesetzes, an dem Regierungen scheiterten, die trotz des Widerstands von Seiten der Bevölkerung beispielsweise die Remilitarisierung oder die Notstandsgesetzgebung betreffend ein außerordentliches Durchsetzungsvermögen zeigten, die letzte Hürde überwunden. Lakonisch verkündigte zwar in diesem Jahr Bundeskanzler Helmut Schmidt: „Das neue Kartellrecht verstärkt den Wettbewerb.“

Doch zwei Jahre später bereits ist in der bislang letzten Regierungserklärung erneut vom Entwurf einer weiteren Novelle zum Kartellgesetz die Rede. „Eine nicht auf

eigener wirtschaftlicher Leistung beruhende Verstärkung der Marktmacht, wie sie aus wettbewerbsschädlichen Unternehmenszusammenschlüssen erwachsen kann, darf unser Wettbewerbsrecht nicht dulden“, meinte Bundeskanzler Helmut Schmidt in dieser letzten Regierungserklärung mit einer Entschlossenheit, die ihre Wirkung auf manch einen Wähler vermutlich nicht verfehlt hat.

Dennoch ist sie nicht vergleichbar mit jener Entschlossenheit, die in den Nachkriegsjahren zum Beispiel der Bundesverband der Deutschen Industrie, die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeber oder die Unternehmensleitungen zahlreicher Ruhrkonzerne an den Tag legten, als es galt, die Dekartellisierungspolitik der Alliierten dadurch zu hintertreiben, daß man die Rechtsgültigkeit der Dekartellisierungsgesetze, ihre Vereinbarkeit mit dem Völkerrecht anfocht und Einwände wegen der damals gesetzlich unklar gebliebenen Regelung der Eigentumsverhältnisse beziehungsweise der Entschädigungsfrage geltend machte, mit dem Erfolg, daß die Umgestaltung der Konzerne, die für die Dekartellisierung vorgesehen waren, schließlich von den Vorständen dieser Unternehmen selbst vorgenommen wurde und innerhalb kürzester Zeit die aus den ehemaligen Konzernen herausgelösten Einzelgesellschaften wiederum nahezu ausnahmslos zu Konzernen unter den alten Firmennamen zusammenwuchsen.

„Als eine Grundvoraussetzung unseres wirtschaftlichen Aufstiegs betrachte ich die eindeutige Wiederherstellung verletzter Eigentums- und Vermögensrechte, gleichgültig, vom wem die Verletzung ausgegangen ist“, erklärte Fritz Berg, der Präsident des Bundesverbands der Deutschen Industrie, in einem Presseinterview im Jahr 1949, zu einer Zeit, in der gewissermaßen die Weichen für die künftige Politik in diesem Staat gestellt wurden.

Deshalb ist zumal die erste Regierungserklärung Konrad Adenauers überaus aufschlußreich. Tatsächlich laufen die wirtschaftlichen und politischen Ziele, die in dieser Regierungserklärung zum Ausdruck gebracht werden, auf eine Wiederherstellung der alten machtpolitischen Verhältnisse hinaus. Zu diesen Zielen zählten beispielsweise: die Förderung der freien Unternehmerinitiative, die Senkung der Einkommenssteuer zwecks Kapitalbildung, die Gewinnung des Vertrauens des ausländischen Kapitals und die als soziale Marktwirtschaft bezeichnete neoliberalistische Wirtschaftspolitik. Was die außenpolitischen Ziele in dieser Regierungserklärung betraf, so bekannte sich Adenauer unmißverständlich zur Westorientierung. Vergleicht man die innen- und außenpolitischen Ziele der damaligen Bundesregierung mit den Zielen, zu denen sich zu dieser Zeit der Bundesverband der Deutschen Industrie bekannte, so tritt eine Übereinstimmung der Interessen zutage, die überaus einleuchtend wirkt und vieles verständlich macht. Die Ziele des Bundesverbands der Deutschen Industrie bestanden nämlich in folgenden:

Einfügung in die politischen Tendenzen, Einnahme klarer Positionen auf der westlichen Seite, Bejahung der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung, unter anderem der Konzeption der europäischen wirtschaftlichen Zusammenarbeit, wobei das westdeutsch-französische Verhältnis, das von der ökonomischen Seite her vorbereitet werden muß, von besonderer Bedeutung ist,

Abbau der Nachkriegszwangswirtschaft, Entfaltung der freiheitlich-sozialen Marktwirtschaft, Abbau jedweder Diskriminierung, Freilassung der in Haft befindlichen Industriellen.

Was das Letztere betrifft, so hatte sich auch Konrad Adenauer in seiner ersten Regierungserklärung für die Amnestie von rechtskräftig verurteilten Kriegsverbrechern stark gemacht. Während er sich in einer verhältnismäßig vagen Art über die Rehabilitierung der Kriegsverbrecher äußerte, sprach er überaus freimütig von der unumgänglichen Beseitigung der Entnazifizierungsfolgen.

„Durch die Denazifizierung ist viel Unglück und viel Unheil angerichtet worden. Die wirklich Schuldigen an den Verbrechen, die in der nationalsozialistischen Zeit und im Kriege begangen worden sind, sollen mit aller Strenge bestraft werden. Aber im übrigen dürfen wir nicht mehr zwei Klassen von Menschen in Deutschland unterscheiden: die politisch Einwandfreien und die Nichteinwandfreien. Diese Unterscheidung muß baldigst verschwinden. Der Krieg und auch die Wirren der Nachkriegszeit haben eine so harte Prüfung für viele gebracht, und solche Versuche, daß man für manche Verfehlungen und Vergehen Verständnis aufbringen muß. Es wird daher die Frage einer Amnestie von der Bundesregierung geprüft werden, und es wird weiter die Frage geprüft werden, auch bei den Hohen Kommissaren dahin vorstellig zu werden, daß entsprechend für von alliierten Militärgerichten verhängte Strafen Amnestie gewährt wird,“ meinte er.

Tatsächlich tat die Regierung Adenauer das ihre, damit die Unterscheidung zwischen „zwei Klassen von Menschen“ ein baldiges Ende hatte. Es war nämlich zumal die CDU/CSU, die sich nach Abschluß der Entnazifizierung für die Wiederverwendung der entlassenen Beamten einsetzte. Im Grundgesetz war durch den parlamentarischen Rat unter Artikel 131 festgelegt worden, daß die Rechtsverhältnisse all jener Personen, die seit dem 8. Mai 1945 aus dem öffentlichen Dienst „aus anderen als beamten- und tarifrechtlichen Gründen“ ausgeschieden waren und bisher nicht oder nicht ihrer früheren Stellung entsprechend verwendet wurden, durch Bundesgesetz zu regeln seien. Noch in der ersten Legislaturperiode verabschiedete der Bundestag mit der Zustimmung der Sozialdemokraten das Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Personen, die unter den Artikel 131 des Grundgesetzes fielen. Nach dem 131er Gesetz erhielten etwa 150 000 Beamte und Angestellte, ehemalige Wehrmachts- und Arbeitsdienstangehörige, die aufgrund ihrer Tätigkeit in der Zeit des Faschismus aus dem öffentlichen Dienst entlassen worden waren, ihre vollen Versorgungsansprüche zurück, beziehungsweise die Möglichkeit, erneut in den Staatsdienst zu treten.

In seiner ersten Regierungserklärung äußerte sich Konrad Adenauer über dieses Thema allerdings sehr vorsichtig. Er meinte lediglich: „Es wird notwendig sein, sobald wie möglich auch die Frage der Pensionen der vertriebenen Beamten und der ehemaligen Militärpersonen durch Bundesgesetz zu regeln. Diese Regelung kann zwar an den namentlich in der Kriegszeit ungewöhnlich rasch erfolgten Beförderungen der Militärpersonen nicht achtlos vorbeigehen, sie wird aber doch die Wehrmachtsbeamten und Militärpersonen so behandeln müssen, wie es recht und billig ist.“

Deutlicher bringt Konrad Adenauer die Pläne seiner Regierung zum Ausdruck, wenn er meint: „Wenn die Bundesregierung so entschlossen ist, dort, wo es ihr vertretbar erscheint, Vergangenes vergangen sein zu lassen, in der Überzeugung, daß viele für subjektiv nicht schwerwiegende Schuld gebüßt haben, so ist sie andererseits doch unbedingt entschlossen, aus der Vergangenheit die nötigen

Lehren gegenüber allen denjenigen zu ziehen, die an der Existenz unseres Staates rütteln, mögen sie nun zum Rechtsradikalismus oder zum Linksradikalismus zu rechnen sein.“

Daß hier nicht nur der Linken, sondern auch den Rechtsradikalen der Kampf angesagt wird, erweist sich als ein überaus abgeschmackter Trick. Es zeigte sich nämlich in den darauffolgenden Jahren, daß es keineswegs die Rechtsradikalen waren, denen diese Kampfansage galt.

Die Kriegsverbrecher wurden aus den Gefängnissen entlassen, die Linken, nicht nur die Kommunisten, sondern vor allem auch die Gegner der Adenauerschen Remilitarisierungspolitik waren wiederum Verfolgungen ausgesetzt. Im August 1950 beschlossen die Innenminister der Länder, gegen Kundgebungen und Demonstrationen der Remilitarisierungsgegner vorzugehen. Im April 1951 wurde eine Volksbefragung die Remilitarisierung betreffend verboten. Im Eiltempo wurde im Jahr 1951 die Lesung eines Strafrechtsänderungsgesetzes, auch das „Blitzgesetz“ genannt, im Bundestag durchgejagt. Es war ein Gesetz, das hinlänglich Handhabe bot, verfassungswidrige Absichten oder verfassungswidrige Gesinnung zu unterstellen und, wie gesagt, unter anderem die Gegner der Adenauerschen Remilitarisierungspolitik zu verfolgen.

Von den Remilitarisierungsplänen ist in der zweiten Regierungserklärung Konrad Adenauers im Jahr 1953 ausführlich die Rede. „Der Ablauf der politischen Ereignisse hat es mit sich gebracht, daß bei den Wahlen die deutsch-alliierten Verträge, der Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft und der Deutschland-Vertrag noch nicht zur vollen Wirksamkeit erwachsen waren. Diese Verträge und die mit ihnen getroffenen Entscheidungen, namentlich die erklärte Bereitschaft zur Leistung eines deutschen Verteidigungsbeitrags im Rahmen einer europäischen Gemeinschaft, haben die Gesamtheit des deutschen Volkes besonders aufgewühlt und beschäftigt . . . Im Wahlkampf haben die Auseinandersetzungen um die deutsch-alliierten Verträge, insbesondere um den das Kernstück einer europäischen Integration bildenden Verteidigungsbeitrag einen breiten Raum eingenommen. Die Problematik lag für den deutschen Wähler klar zutage. Niemand wird heute noch behaupten können, daß das deutsche Volk den Verträgen und einem deutschen Verteidigungsbeitrag ablehnend gegenüberstehe. Der Ohne-mich-Standpunkt, der vor rund zwei Jahren eine Rolle spielte . . . ist überwunden und hat einer realistischen Beurteilung der deutschen Situation Platz gemacht. Der 6. September ist zu einem Bekenntnis des deutschen Volkes für die Verträge geworden. Es ist ein Bekenntnis der Freiheit, Humanität und der europäischen Gemeinschaft im Geiste abendländischen Christentums“, behauptete Konrad Adenauer in dieser zweiten Regierungserklärung und er brachte, indem er ein vermeintliches Ja der Wähler zur Remilitarisierung einem Bekenntnis zur Humanität und zum Geist abendländischen Christentums gleichsetzte, nicht nur zum Ausdruck, zu welcher Unverfrorenheit er fähig war. Was Konrad Adenauer hier zum Ausdruck brachte, als er über die Überwindung des Ohne-mich-Standpunkts redete, ist die Verachtung eines Volksvertreters für die Bevölkerung, die sich als beispiellos bezeichnen ließe, stände Adenauer mit dieser Verachtung unter unseren Bundeskanzlern allein da.

Denn bekanntlich und wie bereits erwähnt wurde der Ohne-mich-Standpunkt nicht

etwa dadurch überwunden, daß da jeder einzelne Wähler etwa mit sich und seinem Gott zurate gegangen wäre und sich schließlich trotz eines Weltkriegs, der über 55 Millionen Tote gefordert hatte, in einem geteilten Land, in dem Ruinen alles andere als einen Seltenheitscharakter hatten, zur Wiederaufrüstung bekannt hätte. Bekämpft wurde die Ohne-mich-Bewegung mit allen Mitteln, die der Staatsmacht zur Verfügung standen. Und die Wähler wählten Konrad Adenauer wohl kaum, weil sie den Wunsch hatten, daß ihre Steuergelder für immer ausgepichtere Rüstungssysteme verwendet wurden, sondern weil sie sich jene soziale Gerechtigkeit erwarteten, die Adenauer mit großen Aufwand bereits in seiner ersten Regierungserklärung angekündigt hatte.

In dieser ersten Regierungserklärung war im übrigen nicht nur von der Durchführung des seit der Währungsreform anstehenden Lastenausgleichs, von Maßnahmen zur Eingliederung der Umsiedler, von der Förderung des Wohnungsbaus und von einer spürbaren Hilfe für den Mittelstand die Rede. Konrad Adenauer hatte sogar von einer Neuordnung der Besitzverhältnisse in der Grundindustrie gesprochen.

Wie gesagt, ist Konrad Adenauer nicht der einzige Bundeskanzler, dessen Verachtung für die Bevölkerung in einer Regierungserklärung indirekt zum Ausdruck kommt. Seine Verachtung ist lediglich weniger verhohlen als die seiner Nachfolger. Allein die Art und Weise, in der er nach gewonnener Wahl jeweils seinen Wählern politische Reife bescheinigte, ist in diesem Zusammenhang der Rede wert. So meinte er beispielsweise im Jahr 1953 nach gewonnener Wahl: „Auf dieses Ergebnis . . . kann das deutsche Volk stolz sein . . . Das deutsche Volk hat bei den Wahlen ein hohes Maß an politischer Reife und politischer Urteilskraft bewiesen . . .“ Und im Jahr 1957 meinte Konrad Adenauer nach gewonnener Wahl: „Die klare Mehrheit der Wähler bei der Bundestagswahl . . ., die, wie ich betonen möchte, sich durch alle Schichten und Berufe, durch alle Lebensalter hindurchzog, hat bewiesen, daß die Wähler, auch wenn sie nicht alle sogenannten Feinheiten der Politik beherrschen, doch eine klare Erkenntnis des Wesentlichen haben.“

Indirekt kommt auch bei Ludwig Erhard eine solche Verachtung der Bevölkerung zum Ausdruck, wenn er beispielsweise in seiner zweiten Regierungserklärung meint: „Aus grundsätzlichen rechtlichen, volkswirtschaftlichen und politischen Erwägungen kann sich die Bundesregierung zu einer Ausdehnung der Mitbestimmung über den Montanbereich hinaus nicht verstehen,“ und es nicht einmal für notwendig erachtet, der Öffentlichkeit in einer Frage, die für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung von größter Wichtigkeit ist, diese grundsätzlichen rechtlichen, volkswirtschaftlichen und politischen Erwägungen auseinanderzusetzen.

In den Regierungserklärungen Helmut Schmidts wiederum tritt diese Verachtung vor allem dadurch zutage, daß dieser Bundeskanzler darin alle möglichen Ungeheimheiten und Widersprüche voller Unerschrockenheit auf sich beruhen läßt. So meinte er in seiner ersten Regierungserklärung beispielsweise: „Gegner der freiheitlich-demokratischen Grundordnung gehören nicht in den öffentlichen Dienst,“ und behauptete dennoch, kaum daß er die Berufsverbotspraxis für recht und billig erklärt hatte, auf der selben Seite: „Wir stehen ein für eine offene Gesellschaftsordnung, in der Platz ist für die Vielfalt der Meinungen und auch für die Vielfalt der Gruppen.“

In der Regierungserklärung Kurt Georg Kiesingers schließlich ist diese Verachtung nicht nur weitaus weniger eklatant. Sie ergibt sich genaugenommen erst im Nachhinein. Denn erst im Nachhinein, als es sich herausstellte, was für einen rasanten Abbau der demokratischen Rechte in der Bundesrepublik eben die Große Koalition durch die Verabschiedung der Notstandsgesetze im Jahr 1968 betrieben hatte, fällt es auf, daß Kurt Georg Kiesinger in seiner Regierungserklärung im Jahr 1966 auf diesen Punkt überhaupt nicht zu sprechen gekommen war. Möglicherweise hielt er dies auch nicht für ratsam, nachdem gegen die bereits von Konrad Adenauer und Ludwig Erhard beabsichtigten Maßnahmen wie seinerzeit gegen die Remilitarisierungspläne eine Bewegung entstanden war, die breiteste Kreise der Bevölkerung umfaßte.

In seiner Regierungserklärung fällt ein Wort wie Notstandsgesetze kein einziges Mal. Lediglich in zwei überaus verallgemeinernde Formulierungen lassen sich zur Not im Nachhinein die Vorhaben der Großen Koalition hinsichtlich der Verabschiedung der Notstandsgesetzgebung einbeziehen.

„Die Hoffnungen richten sich darauf, daß es der Großen Koalition, die über eine so große, zwei Drittel weit übersteigende Mehrheit im Bundestag verfügt, gelingen werde, die ihr gestellten schweren Aufgaben zu lösen,“ heißt es am Anfang dieser Regierungserklärung. Am ihrem Ende meinte Kurt Georg Kiesinger: „Die Regierungserklärung hat darauf verzichtet, in der bisher üblichen Weise die ganze Breite der politischen Aufgaben aufzufächern.“

Sieht man einmal davon ab, daß ausgerechnet in der Regierungserklärung der Regierung, die die Notstandsgesetze verabschiedete, kein Wort darüber geäußert wird, so ist auch die Vagheit der wenigen Äußerungen, die in den Regierungserklärungen überhaupt dieses Thema betreffend fallen, bemerkenswert. Kein einziges Mal ist beispielsweise die Rede von der Möglichkeit des Einsatzes der Bundeswehr zur Unterstützung der Polizei bei der Bekämpfung von Aufständischen, die eines Tages von der Reaktion zum Versuch der Zerschlagung demokratischer Volksbewegungen mißbraucht werden könnte. Kein einziges Mal ist darin die Rede von der im Verteidigungsfall vorgesehenen Verschiebung der Kompetenzen von den Ländern zum Bund und vom Bundestag und Bundesrat zum gemeinsamen Ausschuß, die zu einer faktischen Aushöhlung der bundesstaatlichen Struktur und des parlamentarischen Systems führen könnte. Kein einziges Mal ist die Rede vom wirklichen Kernpunkt der Notstandsgesetze, nämlich von der Befugnis, die Arbeitszwangspflicht einzuführen, womit ein wirksames Disziplinierungsinstrument gegen die Arbeiterschaft geschaffen worden ist.

Aber nicht nur im Hinblick auf die Notstandsgesetzgebung zeichnen sich die Regierungserklärungen unserer Bundeskanzler durch eine außerordentliche Diskretion aus. Ein Thema wie das Thema innere Sicherheit wird in den Regierungserklärungen mit einer Wortkargheit behandelt, die bezeichnend ist. So spricht zum Beispiel Willy Brandt in seiner ersten Regierungserklärung lediglich von einem Extremismus, den es zu bekämpfen gilt, obwohl in der darauffolgenden Legislaturperiode, das heißt im Januar 1972 der sogenannte „Radikalerlaß“ durchgesetzt wurde. So spricht Willy Brandt in seiner zweiten Regierungserklärung, nachdem das Bonner Parlament am 7. Juni 1972 zudem eine Reihe von Gesetzen beraten hatte, die den verstärkten Einsatz staatlicher Zwangsmittel ermöglichen sollten wie

die Verschärfung des Haftrechts, die Erweiterung der Kompetenzen des Verfassungsschutzes und den Ausbau des Bundesgrenzschutzes als „jederzeit abberufbare Eingreifreserve“, lediglich von Feinden der Verfassung, die „gut beraten“ seien, wenn sie „heute wie morgen“ „mit der entschlossenen Abwehr“ der Bundesregierung rechneten.

„Ein Gegensatz zwischen unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung und dem berechtigten Bedürfnis der Menschen nach Sicherheit darf nicht entstehen“, meinte Willy Brandt immerhin noch in dieser zweiten Regierungserklärung. Im Jahr 1974 kam Bundeskanzler Helmut Schmidt schon nicht mehr auf derartige Gegensätze zwischen der freiheitlich-demokratischen Grundordnung und dem berechtigten Bedürfnis der Menschen nach Sicherheit zu sprechen. Die innere Sicherheit betreffend äußerte er vor allem, daß sie Geld kostete.

Weder in seiner ersten noch in seiner zweiten Regierungserklärung werden die „Anti-Terror-Gesetze“ einer Erörterung für Wert befunden, Gesetze, die es immerhin nunmehr ermöglichen, die Rechte der Verteidiger zu beschneiden und den Verteidigerausschluß zu erreichen, Gesetze, die es nunmehr ermöglichen, daß jedermann inhaftiert werden kann, ohne daß es ihm gestattet ist, einen Rechtsbeistand hinzuzuziehen, Gesetze, durch die Polizeikommandos ermächtigt werden können, wann immer sie es im Interesse der sogenannten „Terroristenbekämpfung“ für notwendig erachten, unzählige Wohnungen zu durchsuchen, unzählige Bürger festzunehmen und Versammlungen beziehungsweise Demonstrationen zu behindern oder aufzulösen.

Man kann den Bundesregierungen, gleichgültig, ob sie nun von der CDU/CSU oder von der SPD gestellt wurden, vieles vorwerfen: eines indes kann man ihnen nicht nachsagen, daß sie in der Regierungspolitik etwa die Kontinuität hätten missen lassen. Es führt ein geradliniger Weg vom 131er Gesetz zur Remilitarisierung, von der Remilitarisierung zu den Notstandsgesetzen, von den Notstandsgesetzen zum Radikalenerlaß und vom Radikalenerlaß zu den sogenannten Anti-Terror-Gesetzen, also der jetzt möglichen Liquidierung von bürgerlichen Freiheiten, indem man diese Liquidierung in einen Akt zu ihrem Schutz umzufälschen sucht. Lediglich die Ostpolitik der Regierung Brandt, ohne die allerdings die Bundesrepublik über kurz oder lang in die Isolierung geraten wäre, stellt ein wirkliches Novum auch innerhalb der Regierungserklärungen dar. Im Jahr 1969 fallen in einer Regierungserklärung, in der Regierungserklärung Willy Brandts nämlich, nicht mehr, wenn von der DDR die Rede ist, die Bezeichnungen „Zone“, „Ostzone“ oder „Sowjetzone“. Es ist auch nicht wie bei Kurt Georg Kiesinger nur vom anderen Teil Deutschlands die Rede. Die DDR wird hier vielmehr erstmalig DDR genannt.

Ansonsten zeichnen sich die Regierungserklärungen oft genug durch eine inhaltliche Gleichförmigkeit aus, die sich vor allem dann bemerkbar macht, wenn von der sogenannten Verteidigungspolitik oder der sogenannten Entspannungspolitik, vom Nordatlantischen Bündnis, von der Präsenz der USA in Europa und von der Erhöhung der Kampfkraft der Bundeswehr und der Nato im Rahmen des sogenannten Konzepts der abgestuften Abschreckung die Rede ist. Dem in schönster Rhetorik vorgebrachten Wunsch nach einer Vereinbarung über eine kontrollierte Abrüstung, dem Wunsch nach einer Verminderung der Truppen und Rüstungen in Europa folgt, wenn sie ihm nicht vorausgeht, stets die Behauptung, daß allerdings

vorläufig noch die Notwendigkeit forcierter Aufrüstungsanstrengungen bestünde. So meinte beispielsweise Konrad Adenauer in seiner vierten Regierungserklärung: „Die Aussichten, der Welt durch Abrüstung den Frieden zu erhalten und zu sichern, sind leider nicht ermutigend . . . Daher betrachtet die Bundesregierung die Stärkung der Nato als das Gebot der Stunde, und zwar durch verbesserte politische Konsultation und durch militärische Verstärkung. Nach Auffassung der Bundesregierung sollte der Plan einer Nato-Atom-Streitmacht baldmöglichst verwirklicht werden.“

Ja, um den nicht aus der Luft gegriffenen Verdacht zu entkräften, seine Regierung hätte vor, die Bundeswehr ebenfalls mit atomaren Waffen auszurüsten, fügte Konrad Adenauer hinzu: „Die Bundesregierung hat diese Forderung niemals erhoben. Die Organisation des Nordatlantik-Pakts ist ein auf Verteidigung der gemeinsamen Interessen errichtetes Bündnis der freien Völker. Die Bundesrepublik ist ein loyaler Partner dieses Bündnisses. Der Verteidigungscharakter der deutschen Streitkräfte kann nicht besser demonstriert werden als durch die Tatsache, daß die deutschen Verbände dem alliierten Oberbefehl unterstellt sind,“ eine wahrhaftig an den Haaren herbeigezogene Schlußfolgerung, die hier aus der keineswegs nachgewiesenen Behauptung gezogen wird, daß die Nato ein auf Verteidigung und nicht auf Aggression ausgerichtetes Bündnis sei.

Nicht anders als Konrad Adenauer plädiert auch Ludwig Erhard für eine nukleare Ausrüstung der Nato-Streitkräfte. Nicht anders als Konrad Adenauer plädiert auch er für eine Erhöhung der sogenannten Verteidigungsmittel. In seiner zweiten Regierungserklärung macht Ludwig Erhard sogar kein Hehl daraus, wie wenig er von der Abrüstung hält. „Abrüstung ist kein Allheilmittel gegen die Unruhe der Völker, gegen Spannungen und Konflikte, die die Welt erschüttern . . . Die Bundesregierung glaubt, daß eine Anpassung der Nato an neue politische und militärische Sachverhalte notwendig ist,“ meinte er. Ja, in der Art eines Zukurzgekommenen, dem offensichtlich die Tatsache zu schaffen machte, daß die Bundeswehr nicht mit Kernwaffen ausgerüstet werden konnte, fügte Ludwig Erhard hinzu: „Insbesondere müssen jene Probleme gelöst werden, die sich aus der Tatsache ergeben, daß nunmehr einige Mitglieder der Allianz über eigene Kernwaffen verfügen, andere aber nicht. An der nuklearen Verteidigung müssen indessen die Bundesgenossen nach dem Grad ihrer Bedrohung und dem Grad ihrer Lasten beteiligt werden . . . Die Spaltung Deutschlands ist ein Unrecht. Dem darf nicht ein zweites dadurch hinzugefügt werden, daß man uns, die wir Wesentliches für das westliche Bündnis tun, die Verteidigung gegen die offene Bedrohung aus dem Osten erschwert.“

Es ist wahr, so kriegerisch wie die Passage, die Ludwig Erhard der sogenannten Verteidigungspolitik widmet, hören sich die Äußerungen Willy Brandts tatsächlich nicht an. Aber auch er weicht dennoch keinen Deut ab von der hier längst eingeschlagenen Politik. Nachdem er betonte, daß die militärische Präsenz der Vereinigten Staaten für die Bewahrung eines ausgeglichenen Kräfteverhältnisses unerlässlich sei, meinte er: „Die Bundesregierung wird . . . dafür wirken, daß der europäische Pfeiler des Bündnisses stärker wird.“

Auch Helmut Schmidt bezeichnet wie seine Vorgänger die Nato als die Grundlage der Sicherheit der Bundesrepublik und als den notwendigen politischen Rahmen

für die Bemühungen um Entspannung in der Welt. Doch während er in seiner ersten Regierungserklärung lediglich davon spricht, daß die Bundeswehr auch künftig ihren im Bündnis vereinbarten Beitrag zur gemeinsamen Sicherheit leisten würde, ist in seiner zweiten Regierungserklärung bereits von einer Erneuerung und Modernisierung der Ausrüstung der Bundeswehr die Rede. Außerdem meinte Bundeskanzler Helmut Schmidt: „Die Präsenz der Amerikaner in Europa ist weder politisch noch militärisch ersetzbar. Auf der Grundlage unserer ausgezeichneten zweiseitigen Beziehungen hat sich inzwischen ein nie zuvor gekanntes Vertrauensverhältnis zwischen den USA und der Bundesrepublik Deutschland entwickelt.“

Daß dieses Vertrauensverhältnis zu den USA wie auch die Strategie der abgestuften Abschreckung Unsummen verschlingen, haben unsere Bundeskanzler entweder halbwegs eingestanden oder zumindest durchblicken lassen. Unter einem solchen Gesichtspunkt betrachtet erscheint es deshalb nur überaus folgerichtig, wenn sie gleichzeitig die Bevölkerung in ihren Regierungserklärungen wissen lassen, daß sie sich die Verwirklichung eines Sozialstaats betreffend besser nicht irgendwelchen trügerischen Hoffnungen hingeben möge. Mit größter Eindringlichkeit warnten vor allem Konrad Adenauer und Ludwig Erhard vor einem von ihnen so genannten totalen „Versorgungsstaat“ und vor einer Freiheitsbeschränkung, die ihrer Meinung nach ein perfektes System sozialer Sicherung zur Folge hätte.

„Der Sinn und die Erfüllung des Lebens liegen nicht im übersteigerten Lebensstandard und übertriebenen Luxus, nicht in Hast und Jagd nach Geld und materiellem Genuß . . . Die Bundesregierung ist entschlossen, den Gedanken der Selbsthilfe und privaten Initiative in jeder Weise zu fördern und das Abgleiten in einen totalen Versorgungsstaat, der früher oder später den Wohlstand vernichten würde, zu verhindern,“ meinte Konrad Adenauer beispielsweise in seiner dritten Regierungserklärung. Ja, Ludwig Erhard äußerte sich sogar in einem ausgesprochen larmoyanten Tonfall über eine materielle Grundhaltung, die er bei der Bevölkerung festgestellt zu haben glaubte. „Eine oft ausschließlich materiell bestimmte Grundhaltung weiter Kreise der Bevölkerung charakterisiert die Lage – 16 Jahre nach Beendigung der größten Katastrophe deutscher Geschichte . . . Unsere Jugend will vor Aufgaben gestellt werden! Je bewußter und wahrhaftiger wir sie darauf ansprechen, um so besser wird es uns gelingen, sie vom falschen Weg des nur Geldverdienen-und-versorgt-sein-wollens abzubringen“, meinte er in seiner ersten Regierungserklärung. In seiner zweiten Regierungserklärung verwarf er schließlich ein sogenanntes staatliches „Totalversicherungssystem“. „Die Bundesregierung lehnt die Einführung eines staatlichen Totalversicherungssystems aus grundsätzlichen Erwägungen ab . . . Sie möchte . . . ein ungewolltes Hineingleiten des einzelnen in die immer stärkere Abhängigkeit vom Staat vermeiden. Deshalb ist es das Ziel der deutschen Sozialpolitik, alle sozialen Gruppen vor einer Entwicklung zu bewahren, in der sie zunehmend bloß Objekte staatlicher Fürsorge sind,“ meinte er.

Ein wahres Schreckgespenst, wie er es für die Bundeskanzler, die die CDU/CSU stellte, zu sein scheint, ist solch ein sogenannter Totalversorgungsstaat für die Bundeskanzler, die die SPD stellte, offensichtlich nicht. Willy Brandt und Helmut Schmidt schienen zumindest die Gefahr, daß die Bundesrepublik zu einem derartigen Totalversorgungsstaat herunterkommt, für zu gering zu halten, um die Bürger

dieses Landes eigens in ihren Regierungserklärungen davor zu warnen. Denen, die dies zur Forderung stellten, gibt allerdings Willy Brandt zu verstehen, daß die Regierung nicht geneigt sei, sie ernst zu nehmen. „Wer nur neue Forderungen stellt, ohne zu neuen Leistungen bereit zu sein, wird der Lage, auch der eigenen Interessenlage, nicht gerecht und kann nicht erwarten, ernst genommen zu werden,“ meinte er in seiner zweiten Regierungserklärung. Dennoch handelt der Meinung Willy Brandts zufolge die moderne Sozialpolitik nicht nur davon, die Furcht vor materieller Not und sozialem Abstieg zu beseitigen.

„Sie will bewirken, daß in unserer Gesellschaft mehr reale Freiheit herrscht“, behauptete er in seiner zweiten Regierungserklärung. Auch in den beiden Regierungserklärungen Helmut Schmidts sucht man nach einer Äußerung, in der den Bürgern dieses Landes mehr Freiheit versprochen wird, nicht vergebens. Von der Freiheit haben sie nicht nur allesamt sehr ausführlich geredet, unsere insgesamt fünf Bundeskanzler. Sie haben auf eine nachgerade inflationäre Art und Weise von diesem Begriff Gebrauch gemacht.

Um wieder „zur Freiheit . . . zu kommen“, gab es, laut Konrad Adenauer, „für das deutsche Volk“ „keinen anderen Weg“ als „mit den Alliierten zusammen“ „den Weg in die Höhe zu gehen“. „In ihrem Kampf um die Erhaltung der Freiheit“ steht, laut Konrad Adenauer, „die westlich demokratische Welt“ einem „festgefügtten Block im Osten“ gegenüber. „Die Freiheit“ ist, laut Ludwig Erhard, „ein so hoher und absoluter Wert, daß sich ein Volk preisgibt, wenn es auf sie verzichtet.“ „Das deutsche Volk“ ist sich, laut Ludwig Erhard, „bewußt“, „wie sehr die Freiheit . . . der Bundesrepublik“ von der „Macht und Entschlossenheit der Vereinigten Staaten abhängt.“ Um die „ökonomischen Grundlagen für eine sich in Freiheit . . . festigende Gesellschaft sicherzustellen“, war die Regierung Erhard, laut Ludwig Erhard, entschlossen, „die Politik der Sozialen Marktwirtschaft konsequent fortzuführen.“ „Die Qualität des Lebens“ heißt, laut Willy Brandt, „Freiheit“. „Mehr reale Freiheit“ wollte, wie gesagt, laut Willy Brandt, die Sozialpolitik bewirken. Auch geht es Willy Brandt um die „Freiheit im Alltag“, wo, seinen Äußerungen zufolge, „jene Selbstbestimmung des einzelnen anfängt“, die sich „in der freien Existenz des Bürgers erfüllt und unter den Pflichten und den Rechten der Nachbarschaft steht,“ wie er es nennt. „Die Freiheit“ muß, laut Helmut Schmidt, „auch gegenüber ihren Feinden verteidigt werden“. Im „Zeichen deutlicher Freiheit“ wünscht sich, laut Helmut Schmidt, die Regierung Schmidt eine „Partnerschaft mit den Kirchen“. Schließlich muß, laut Helmut Schmidt, derjenige, der „von Freiheit redet, auch Liberalität im Staate“ wirklich herbeiführen.

„Wer von Freiheit redet, der muß auch Liberalität im Staate wirklich herbeiführen“, meinte er in seiner letzten Regierungserklärung. Sieht man einmal davon ab, daß sich dieser Satz durchaus gegen die Regierung Schmidt kehren ließe, so ist auch an den übrigen angeführten Redewendungen unserer Bundeskanzler deutlich erkennbar, daß der Begriff Freiheit längst jeglichen konkreten historischen Inhalts beraubt und bis zur Bedeutungslosigkeit heruntergekommen ist. Als leere Formel war er den Bundeskanzlern hierzulande, gleichgültig, ob sie sich nun Adenauer, Erhard, Kiesinger, Brandt oder Schmidt nennen, samt und sonders nicht nur dann willkommen, wenn es galt, ihm reaktionäre Inhalte zu unterschieben und mit seiner Hilfe Maßnahmen wie beispielsweise die Remilitarisierung, die Notstandsgesetze

oder die Anti-Terror-Gesetze durchzusetzen und sie der Öffentlichkeit plausibel erscheinen zu lassen. Es war erklärtermaßen unser aller Freiheit, in deren Dienst sie ihre Politik zu stellen vorgaben. Daß eine abstrakte Freiheitspropaganda und die Verbreitung von Freiheitsillusionen zu den wichtigsten Herrschaftsmechanismen in diesem Staate zählen, rückt auch die politischen Absichtserklärungen unserer Bundeskanzler ein weiteres Mal ins rechte Licht.

Anne-Marie Fabian Die Waffe gegen die Waffe

Zukunftsvorstellungen junger Leute zwischen 9 und 21 Jahren

„Vor ihm türmte sich nun seine Zukunft wie eine endlose, furchterregende, zähe schwarze Masse, und mit jedem seiner Schritte durch den prasselnden Regen ging er auf sie zu.“ Das läßt ein 20jähriger einen Schüler empfinden, der gerade sein Abitur gemacht hat.¹⁾

„Es war einmal in ferner Zukunft ein kleines Mädchen, das hatte immer einen knallroten Helm mit Sauerstoff-Filterungsanlage an.“ So beginnt eine Version von „Rotkäppchen“, wie sie sich eine 16jährige für die Zukunft vorstellt.²⁾

„Der Weg zur Schule ist ein Weg in unsere Zukunft“, zitiert ein 17jähriger seine Lehrer und beschreibt seinen Schulweg – mit beigefügten Fotos – als einen Gang durch beginnende oder vollendete Zerstörung.³⁾

„Es war im Jahre 2143. Ein Mann sagte auf einer Müllhalde die Worte: ‚Nun müssen wir uns den Ratten anpassen‘.“ So ein 18jähriger.⁴⁾

„Wenn ich an die Zukunft denke . . . möchte ich weglaufen, weit weg – zurück in eine Zeit, die man die ‚gute Zeit‘ nannte, da wo man die Kartoffeln noch selbst anbaute und zu Weihnachten seine fette Gans rupfte – oder ich möchte vorauslaufen, in eine Zeitmaschine klettern, die nächsten 50 Jahre in Sekundenschnelle vergehen lassen und dann erleben, wie es aussieht in der Welt – Möchte ich das wirklich?“ Dies die Anfangssätze der Überlegungen einer 18jährigen zum Thema Zukunft.⁵⁾

„So oft ich an die Zukunft denke, breche ich in Angstschweiß aus,“ schreibt in einem „Brief an morgen“ ein Junge⁶⁾ und ein anderer dichtet unter dem Titel „Verzweiflung“:

„Das Spiel geht weiter,
und kein Ziel ist in Sicht,
es wartet nur der Tod,
und der wartet auch auf mich.“⁷⁾

Diese Anfänge von Kurzgeschichten, Berichten, Überlegungen, Gedichten zum Thema Zukunft sind nicht etwa Ausnahmen. Jedenfalls Jugendliche, die sich schreibend ausdrücken, sehen ihre Zukunft so.

Etwa 1000 Texte von 570 Einsendern und Einsenderinnen kamen auf die Ankündigung eines Schreibwettbewerbs zum Thema Zukunft aus der Bundesrepublik, der Schweiz, Österreich und einer aus der DDR. Die Idee dieses Wettbewerbs hatten Kölner Sozialarbeiter, Lehrer, Theaterwissenschaftler, Germanisten und Bibliothekare, die ihrer Jugendarbeit in einem Kölner Vorort – der „Betonstadt“ Chorweiler – durch eine aktive Schreibförderung neue Impulse geben wollten. Sie gründeten das Förderzentrum *JUGEND SCHREIBT* (FJS). Zusammen mit der Stadtbücherei Köln schrieben sie den Wettbewerb aus. Der Jury stellten sich die Schriftsteller Anne Dorn, Peter Faecke, Klaus-Peter Wolf, der Kölner Oberstadtdirektor Kurt Rossa, der auch Schriftsteller ist, und Ingeborg Oehme-Troendle von

der Redaktion „Rotlicht“ zur Verfügung. Sie ermittelten 30 Preisträger – nach teilweiser Vorauswahl durch die Stadtbücherei.

Harry Böseke, Sozialarbeiter im Jugendzentrum Chorweiler, Mitinitiator des Schreibwettbewerbs, berichtet in der Zeitschrift „Betonstadt“, die vom Jugendzentrum Chorweiler herausgegeben wird und zweimal im Jahr erscheint, zusammen mit Martin Burkert über die eingesandten Texte: „Die Titel deuten häufig schon auf die Gefühlslage hin: ‚Schatten, oder Spiel mir das Lied vom Tod‘, ‚Hi-Hi-Hilfe oder Unsere Zukunft‘ oder einfach ‚Grau‘. Das am häufigsten behandelte Thema ist die Umweltgefährdung . . . Ein zweites wichtiges Thema der 1000 Texte sind die Computer. Die Veränderungen durch Elektronengehirne in allen Bereichen des menschlichen Lebens werden vorausgeahnt: zum Beispiel als Möglichkeit, die persönliche Lebenssphäre des Einzelnen zu überwachen und zu kontrollieren . . . Zukunft, das ist auch die große Katastrophe. Der 3. Weltkrieg wird befürchtet, das Explodieren der Welt von Satelliten aus beobachtet . . . Die Jugendlichen denken über die Weiterentwicklung der menschlichen Beziehungen nach. Sie befürchten, daß Liebe, Zärtlichkeit, Freundschaft, Vertrauen, Humanität verloren gehen und Vereinsamung, Skrupellosigkeit, Unmenschlichkeit herrschen werden.“ Böseke/Burkert verzeichnen eine außerordentliche Betroffenheit der Jurymitglieder über die düsteren Zukunftserwartungen.

Wie die Anfangszitate beweisen, haben die Jury-Mitglieder damit recht. Gewiß sind 570 Einsender nicht repräsentativ für die Jugend heute, aber es ist schon deprimierend, daß Jugendliche, die sich über die Zukunft auslassen, das nur in den düstersten Farben tun und daß andererseits diejenigen, die sie vielleicht rosiger sehen, nicht das Bedürfnis haben, das niederzuschreiben. Der Trend dürfte demnach wohl doch eher ins Negative weisen.

Die eingangs angeführten Zitate sind von 16- bis 20jährigen, also von Jugendlichen. Unter den prämierten Arbeiten ist ein Kurzroman „Felix der Glückliche?“⁸⁾ Felix, der in einem Atomkraftwerk arbeitet, wird durch einen Reaktorunfall zum Gegner dieser Energiequelle und kommt ins Gefängnis. Dort begeht er Selbstmord. Der 12jährige Verfasser wohnt in Lingen, in der Nähe eines Atomkraftwerks. In einem Nachwort schreibt er: „Ich bin jetzt 12 Jahre alt und es ist vielleicht mein eigener Lebensweg, den ich da aufgeschrieben habe. Die Zukunft ist für mich so schwarz, wie sie schwärzer nicht sein kann. Dies ist mir durch die eigene Geschichte erst so richtig klargeworden. Und mir geht es wie Felix: Ich möchte in 50 bis 60 Jahren lieber nicht mehr leben. Und auch, wenn ich glaube, daß der Selbstmord kein guter Weg ist, den Problemen zu entfliehen, kann ich mir vorstellen, daß ich vielleicht wie Felix eines Tages keine Wahl mehr haben werde.“ Hier haben wir die Zukunftserwartungen eines Kindes vor uns.

Auch die Mädchen schätzen ihre Aussichten nicht rosiger ein. Aus zwei Beiträgen („Rothelmchen“ und „Wenn ich an die Zukunft denke . . .“) ist bereits zitiert worden. In „Das rote Spielzeugauto“ besichtigt eine 16jährige ihre Aussichten:⁹⁾ „Ich ärgerte mich das erste Mal in meinem Leben, kurz nachdem ich das Licht dieser Welt in Form einer Neonlampe erblickte und der Arzt meiner Mutter mit freundlichem Lächeln mitteilte, daß ihr Drittgeborenes ein Mädchen sei. Mein Ohr war hellwach. Wenn es auch klein, geknickt, verklebt und allenfalls als niedlich zu bezeichnen war, bewahrte es dennoch jene für mich so wichtige Parole. Da ich

meinen Chromosomensatz nicht rückgängig machen konnte und auch sonst keine Lösung sah, beschloß ich, die Hindernisse, die durch mein Geschlecht bedingt sind, sanft aber mit Nachdruck aus dem Wege zu räumen.

Meine ersten Räumungsarbeiten begann ich mit 2 Jahren, indem ich meine Puppe aus dem Fenster schmiß, weil mich das kleine rote Spielzeugauto meines Bruders mehr ansprach.“ Sie berichtet, wie „unser Chemielehrer beim Wasserkochen nicht aus Provokation sondern aus Überzeugung verkündete, daß jetzt besonders die Mädchen aufpassen sollten, damit sie später die nötigen Voraussetzungen zum Kaffeekochen besäßen“. Hier auf die Frauenrolle abgerichtet, wird ihr im Sozialkunde-Unterricht der Artikel 3 des Grundgesetzes beigebracht, dessen Botschaft sie bereitwillig aufnimmt. Sie macht ein gutes Abitur, wird Versicherungskaufmann mit anschließendem Betriebswirtschaftsstudium – im Auswärtigen Amt hatte man sie wegen ihres Geschlechtes nicht genommen –, bekommt eine gute Stellung, aber nie eine führende Position, „denn ein Mann hat keinen Respekt vor einem weiblichen Vorgesetzten“. Was tut sie also? „So blieb mir eines Tages doch nichts anderes übrig, als zu heiraten, viele Kinder zu kriegen und mir vor dem Kochtopf zu überlegen, warum unser Staat so stolz auf seine Grundrechte ist.“

Wie gering das Vertrauen in die Durchsetzungskraft einer guten Idee ist, kommt auch in Beiträgen zum Ausdruck, die sich mit dem Umweltschutz befassen. Grundsätzlich halten ihn alle für gut, aber bestimmt schaffen es die Menschen auch hier, aus einer guten Sache eine Plage zu machen, wie in dem als Interview zwischen einem Journalisten und einem Unternehmer verfaßten Beitrag „Urlaub an der Autobahn“ von einem 16jährigen¹⁰⁾ satirisch ausgemalt wird: „Wir befinden uns im Januar des Jahres 1998. Norbert B., Journalist einer angesehenen, hochstehenden und beliebten Telezeitung, hat die Aufgabe erhalten, zur bevorstehenden Feriensaison einen interessanten Beitrag über neue Urlaubsmöglichkeiten und -ziele zu schreiben.“ Er findet viel Originelles. „Doch endlich stößt er auf etwas, das sein Interesse erweckt.“ Der Journalist findet einen Reiseunternehmer, der ein altes Autobahnstück – die Autobahnen sind wegen des Umweltschutzes längst abgebaut – so wie früher hergerichtet hat, weil „bei vielen eine Sehnsucht nach der guten alten Abgaszeit wach (wurde), die bis heute unbefriedigt geblieben ist“. Der Unternehmer restauriert „einige echte Benzinautos . . . Sie werden nun von ehemaligen Fernfahrern, meist älteren Leuten, die sich damit ihre Rente aufbessern, Tag und Nacht im Schichtdienst immer auf und ab gefahren“. Auch eine alte Tankstelle baut er daneben und für die Leute, die das alles genießen wollen, errichtet er ein komfortables Feriendorf. Das ganze wird ein Mordgeschäft, denn der Urlaub „ist natürlich nicht ganz billig, beinhaltet aber die Gewißheit, absolut Einmaliges geboten zu bekommen“, wie der Unternehmer zu dem Journalisten sagt. Der denkt: „Jammerschade, daß eine Rückkehr in die Abgaszeit nur noch so möglich ist. Die Schäden, die der Umweltschutz angerichtet hat, werden wohl nie wieder gutzumachen sein.“

Die Probleme ohne ausreichenden Umweltschutz sind aber auch nicht zu verachten. Eine 12jährige¹¹⁾ beschreibt, wie zwei Amtsleiter in Köln überlegen, welche Unterbringungsmöglichkeiten für den Bevölkerungszustrom nach Köln im 21. Jahrhundert bestehen, nachdem schon alles betoniert oder unter die Erde verlegt

worden ist. Aber der Rhein noch nicht! jubelt der eine der beiden. Also unter die Erde mit ihm und darüber Hochhäuser gebaut!

Roboter

Ro

Rob

Robo

Robot

Robote

Roboter

Du bist schön, denn dein Körper hat keine Fehler,
er ist glatt, pickellos, faltenlos, alterslos.

Er ist ein Traum: mit bunten Tasten und glänzend.

Er ist kalt.

Du bist schön, denn dein Denken ist logisch und rational.

Es ist ohne Umwege, mathematisch, wissenschaftlich.

Es ist wundervoll, denn es ersetzt mein Nachdenken.

Es ist unmenschlich.

Du bist schön, denn dein Gesicht ist nie durch Tränen entstellt.

Du kennst keinen Haß, keine Wut, keine Traurigkeit – keine Freude.

Du kennst keine Liebe –.

Du bist gefühllos.

Du bist schön.

Du mußt schön sein, denn sie sagen, du bist die Zukunft.

Du mußt schön sein, denn die Zukunft muß schön sein.

Du bist schön?

(Susanne Pfister, 2085 Quickborn, 21 Jahre)

Alle Beiträge zeichnet neben dem pessimistischen Grundgefühl – das ja auch in diesen beiden letzten satirischen Texten unverkennbar ist – die Überzeugung aus: Alles ist machbar, technisch und auch sonst. Diese Gewißheit gebiert aber keine Sicherheit sondern im Gegenteil eine große Unsicherheit, ja das Bewußtsein der Bedrohung durch die Apparate, die man für alle menschlichen Tätigkeiten einsetzen kann (siehe das Gedicht „Roboter“).

Die jungen Leute fühlen sich überflüssig. Es gibt nicht mehr ein durchschnittliches Dasein, das aber doch genügend abfordert, um das Leben sinnvoll zu machen. Der Verlust dieser menschlichen Zone ist eine besondere Angst dieser jungen Leute. Daher kommt das Wort Angst in fast allen Beiträgen vor: die Angst vor der Anpassung, die Angst, ohne Liebe, ohne Zuwendung leben zu müssen, nicht als Nächster behandelt zu werden usw. Da beschreibt eine 16jährige¹²⁾, wie sie einen Mann auf der Straße findet, dessen Sauerstoff-Flasche fast leer ist. Zwar umstehen ihn viele Menschen, aber keiner hilft ihm. Sie geht zu ihm und gibt ihm von ihrer Luft ab mit dem Erfolg, daß sie dann auf der Straße liegt und erstickt.

Keiner dieser jungen Leute hat mehr das Gefühl, daß er sich auf seinen Nebenmenschen verlassen, ihm vertrauen kann. Obwohl sie alle das Wort nicht benutzen, aber in ihren Texten wird der Zivilisationsverlust beschrieben, den zwei Weltkriege nach sich gezogen haben, der aber erst in der Zukunft voll wirksam sein wird. Da werden Menschen im besten Alter aus der Arbeitswelt ausgestoßen. „Was bleibt ist

Resignation“, unter dieser Überschrift beschreibt ein 19jähriger¹³⁾ das Ende eines Menschen:

„Es war ein Morgen wie jeder andere. Ein grauer nebliger Maitag im Jahre 2013. Alles ging seinen gewohnten Lauf. Punkt sieben ertönte der schrille Ton der Fabriksirene. Eine große Anzahl von Menschen strömte in das Werksgebäude und verschwand darin. Der alte Mann, der von seinem Fenster aus diese Szene tagtäglich beobachtete, dachte an die Zeit zurück, als er selbst noch dazu gehörte. Das war vor 5 Jahren, als er gerade das dreißigste Lebensjahr vollendet hatte. Damals hieß es: Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Ihre Versetzung in den Ruhestand nicht länger aufschiebbar ist. Die Firma braucht junges Material, um konkurrenzfähig zu bleiben. Der alte Mann konnte sich nur schwer mit der Tatsache abfinden, daß man ihn aufs Abstellgleis geschoben hatte. Er hat sich seit der Zeit oft die Frage gestellt, ob das Leben überhaupt einen Sinn hat, wenn der Sinn darauf beschränkt ist, Teil einer Maschinerie zu sein, deren Einzelteile, nach Bedarf, beliebig austauschbar sind. Mit 35 Jahren am Ende, das Leben gelebt. Der alte Mann wird nicht alt. Gibt es überhaupt einen Ausweg?“

Diese Frage nach dem Lebenssinn wird wörtlich und umschrieben in den Texten gestellt. Die nachdenklichsten unter den Autoren erkennen, daß es die Frage nach der Möglichkeit der Befreiung des Menschen ist. In „Felix der Glückliche?“ begeht der Mann Selbstmord, weil er für sein Emanzipationsstreben ins Gefängnis kommt. Eine 15jährige Schülerin¹⁴⁾ kann auch nur einen tödlichen Ausgang für ein Emanzipationsstreben sehen. In „Angst“ beschreibt sie das so:

„Die Angst war da. Sie war immer da, mal schwächer, mal stärker, mal so, daß sie ihm die Kehle zudrückte. Der junge Mann kannte das Leben nur so, mit der Angst. Er war aufgewachsen mit ihr. Zuhause lernte er sie von den Eltern, als er größer wurde, spürte er sie überall in seiner Umwelt, später, als Erwachsener, begriff er sie dann, diese Angst, die einen packte und nicht mehr losließ. Es war die Angst der Menschen vor dem System, das sie in der Hand hatte, das ihr Leben bestimmt von seinem ersten bis zu seinem letzten Tag. Es sperrte die Menschen in den Käfig seiner Denkweise, und jeder, der versuchte, aus dem Käfig auszubrechen und für sich selbst zu denken, kam an den tödlich präparierten Gitterstäben um. Der junge Mann hatte seinen Großvater einmal gefragt, ob die Angst immer schon da gewesen sei. Der hatte weit zurückdenken müssen, um sich an die Zeit zu erinnern, als es die Angst noch nicht gab. Damals, hatte er dann erzählt, gab es in diesem Staat zerstörerische Gruppen von Terroristen, wie man sie nannte. Auch vor ihnen hatten die Menschen Angst, doch nicht die Angst, die du kennst. In der Zeit erließ der Staat Gesetze, die ihm eine bessere Überwachung der Bürger möglich machten, so daß die Terroristen schneller gefaßt werden konnten. So wußte er bald über das Leben jedes Bürgers Bescheid. Und damit hatte das System soviel Macht, wie nie in der Hand eines Menschen liegen sollte. Auch die Führer damals hatten dieser Macht nicht widerstehen können und sie bauten das System so auf, wie du es heute noch kennst. Der junge Mann beschloß, die Angst zu überwinden. Er faßte diesen Beschluß nicht aus Heldenhaftigkeit, sondern weil er nicht mehr leben konnte mit der Angst. Er zwang sich, keine Verbeugung mehr zu machen, wenn er einem Mann mit Parteiabzeichen begegnete; er zwang sich, nicht mehr in den nächsten Hauseingang zu fliehen, wenn ein Auto der Staatspolizei vorbeifuhr; er zwang sich, nicht

mehr das Denkmal des Staatschefs auf dem Hauptplatz zu grüßen. Nach einiger Zeit lernte er wieder zu denken. Er tat nicht mehr blind, was das System befahl, sondern dachte nach. Er gehorchte nicht mehr perfekt maschinell, angetrieben durch die Angst, sondern er entwickelte einen eigenen Willen. Der junge Mann begann zu leben. Ein halbes Jahr nach seinem Beschluß, die Angst zu überwinden, wurde der junge Mann von der Staatspolizei abgeholt und im Morgengrauen erschossen. Er war an den Gitterstäben des Käfigs gescheitert.“

Unter den Texten ist keiner, in dem organisiertes Handeln beschrieben wird. Es sind Einzelkämpfer, die sich gegen eine erdrückende Gesellschaftsordnung wehren – und daran scheitern, weil sie keine Macht haben. Daraus darf man ja wohl folgern, daß im Sozialkunde- oder Geschichtsunterricht in den Schulen über organisiertes Handeln nicht berichtet wird, daß die großen Massenbewegungen der Geschichte, ihre Revolutionen, nur als Resultate von Einzelkämpfern vorkommen oder nicht einmal das. Das heißt, daß diese jungen Menschen erst nach der Schulzeit unvorbereitet mit Organisationen und organisiertem Handeln konfrontiert werden und da durchaus nicht mit demokratischen. Für die Jungen wird es vor der Gewerkschaft oft die Bundeswehr sein, deren Demokratieverständnis bezweifelbar ist. Die Familie vermittelt das sowieso nicht, also kriegen es die Mädchen auch nicht mit. Eine ziemlich traurige Zukunft für uns ältere, die diese Kinder da – erzogen durch uns – ausmalen und erwarten. Das hält sie uns dann auch vor – die junge Generation –, daß wir sie nicht angewandt haben, „Die Waffe“, die die Grundlage unserer Gesellschaft sein sollte:

„Das Mädchen, das im Wartesaal des Patentamtes saß, war noch keine 17 Jahre und ein wenig eingeschüchtert. Geduldig wartete sie auf den Moment, in dem sich die Tür für sie öffnete. Sie trat ein und sah sich einem älteren Mann gegenüber, der auch, nachdem sie ihn begrüßte, nicht zu ihr aufsaß, sondern nur ein ‚Was haben sie?‘ herausdruckte. ‚Ich habe die Waffe gegen die Waffe.‘ Erstaunt sah er sie nun mit seinen müden Augen an und fragte: ‚Die Waffe gegen die Waffe? Aber gegen welche Waffe?‘ – ‚Gegen sämtliche Waffen dieser Welt.‘ Seine Verwunderung stieg. ‚Ach nein und die wäre?‘ – Schüchtern sagte sie die Worte Toleranz und Liebe. ‚Toleranz und Liebe,‘ wiederholte er verwirrt und mit einem ironischen Unterton: ‚Das gibt es ja wohl schon.‘ Er winkte das Mädchen abwertend aus dem Zimmer und schüttelte mit dem Kopf. Als sie in der Tür stand, drehte sie sich noch einmal zu dem Mann und fragte leise: ‚Warum wendet sie dann aber keiner an?‘.“¹⁵⁾ Erstaunlich, wie diese Kinder und Jugendlichen mit der Sprache und dem dichterischen und schriftstellerischen Formenkanon umzugehen verstehen. Gedicht, Roman, Hörspiel, Drama, Kurzgeschichte, innerer Monolog, Interview etc. benutzen sie aufs selbstverständlichste. Und viele betonen, daß sie zuerst angeregt durch den Aufruf geschrieben haben, wenn auch einige mitteilen, daß sie gern den Inhalt ihrer Schubladen, für die sie bisher geschrieben hätten, für den Wettbewerb ausgeleert haben. Die Initiatoren sind demnach einem Bedürfnis entgegengekommen und wollen deshalb aus dem Wettbewerb eine ständige Einrichtung machen. Vorbereitende Seminare u. a. sollen geschaffen werden. Die Stadt Köln hat finanzielle Hilfe zugesagt. „Schreiben trägt zur Selbstfindung und Problemlösung bei und fördert Bewußtsein als Selbstbewußtsein und Einsicht in gesellschaftliche Zustände. Es dient der Aktivierung latent vorhandener Ausdruckswünsche und

trägt damit zu einer sinnvollen Freizeitgestaltung bei,“ so heißt es im Programm des FJS. Sehr schön, aber ob das genügt?

Die Texte, aus denen hier zitiert wurde oder die wie „Was bleibt ist Resignation“, „Angst“, „Die Waffe“ und „Roboter“ ungekürzt abgedruckt worden sind, sind nicht alle prämiert worden. Mir scheint aber die Auslese im wesentlichen gerecht. Willkürlich ist die Grenze von 30 ausgewählten Arbeiten. Bei einer so großen Anzahl von Einsendungen und der Qualität der Arbeiten hätte man den Kreis größer ziehen sollen. Die Verfasser der zwölf besten Arbeiten haben jeder 100,- DM und Fahrtkosten und Spesen für die Preisverleihung erhalten, die übrigen 18 einen Sachpreis. Da wäre es ohne große Kosten möglich gewesen, alle guten Arbeiten miteinzubeziehen. (In dem im Juni im Beltz Verlag erscheinenden Auswahlband sind 50 Texte enthalten.)

p = prämiert

np = nicht prämiert

1. Joachim Witzel, Köln, p
2. Karin Pütz, Trier, p
3. Uwe Eckloff, Gymnasiast, Brühl, p
4. Uwe Hofsommer, Ratingen, np
5. Ursula Brückmann, Leverkusen, np
6. Jörg Sippel, 5760 Arnsberg, np
7. J. Schröter, Bad Harzburg, np
8. Rafael Wiemken, 4450 Lingen, p
9. Sibylle Rapp, Hamburg, p
10. Christoph Brumann, Köln, p
11. Andrea Kaiser, Köln, p
12. Petra Calles, Köln, np
13. Wolfgang Orzsdig, 6740 Landau, np
14. Susanne Weingarten, 401 Hilden, np
15. Volker H. Leist, Krefeld, 19 Ja., np

Roman Ritter Die Erhaltung der Werte durch die neue Regierung

I

Die Bürger hatten der radikalsozialistischen Unterwanderung durch die Regierung Schmidt-Genscher per Votum ein Ende gesetzt. Ruhe, Ordnung und Sicherheit sind wiederhergestellt. Das Grundgesetz ist aufgrund der Notstandsgesetzgebung durch entsprechende Ergänzungsverordnungen freiheitlich erweitert worden.

Der Regierungssitz wurde ins Bundeskriminalamt verlegt. Das neugeschaffene EDV-Ministerium ist zugleich Sendezentrale des Springer-Fernsehens; die öffentlich-rechtlichen Medien wurden von Sicherheitsrisiken gesäubert. Die Haushalte sind verkabelt. Das Empfangsgerät ist zugleich ein Sendegerät, um die Bürger vor verfassungsfeindlichen häuslichen Umtrieben zu schützen. Was und wer des Staatsschutzes bedarf, wird in den Zentralcomputer des Bundeskriminalamtes eingespeist, der auch den gesamten Post- und Telephonverkehr auf staatsgefährdendes Gedankengut überprüft. Die Stadtviertelverantwortlichen (SVV) der Polizei werden vom Bundesgrenzschutz gestellt. Ein Wohnungsprogramm für SEK-Kommandos und EDV-Spezialisten ist in Gang gesetzt. Alle diese einschlägigen Maßnahmen reduzieren die Arbeitslosigkeit. Es werden sogar noch Fachkräfte gesucht.

Politische Persönlichkeiten, die aufgrund ihrer Verdienste im Dritten Reich vor dem Machtantritt des neuen Kanzlers Verfolgungen ausgesetzt waren, kehrten in die Regierungsverantwortung zurück. Die leitenden Herren des Bundesverbands Deutscher Arbeitgeberverbände benennen wie bisher die leitenden Herren des Wirtschaftsministeriums. Wie bisher auch verpflichten sich die Banken zur späteren Übernahme.

Das Verteidigungsministerium wurde mit dem Innenministerium zusammengelegt. Georg Leber, der Kardinalerzbischof von München und Freising, hat das Kultur- und Gesundheitsministerium übernommen. Der Kirchenfunk wurde in die Hauptsendezeit nach den „Tagesgedanken“ (ehemals „Tagesschau“) gelegt, Redaktion Hans Rosenthal (ehemals „dalli dalli“) und Helmut Kohl. Robert Lemkes Spitzenprogramm „Was bin ich“ wurde durch die Sendung „Was glaube ich“ ergänzt, Redaktion Gerhard Löwenthal. Das „Wort zum Sonntag“ spricht der Kanzler selbst. Eine Programmkommission (Mitglieder u. a. Alfred Dregger, August Everding, Otto von Habsburg, Golo Mann, Kurt Sontheimer, Edmund Stoiber, Luis Trenker) berät eine grundlegende Änderung der Programmstruktur, um das private Fernsehen wirksam ergänzen zu können.

Auf wirtschaftlichem Gebiet werden Maßnahmen ergriffen, die aus Unternehmern wieder freie Unternehmer machen. Die Löhne wurden auf den Stand von 1980 eingefroren, die Lohn-Preis-Spirale so außer Kraft gesetzt. Der Kauf einiger wirtschaftlich lebenswichtiger Güter wie Kraftfahrzeug, Farbfernseher und Kosmetika/Medikamente ist eine durch Gesetz geregelte Pflicht. Frei werdende Gelder stehen als Investitionshilfe für unternehmerische Initiativen im Bereich des Schul-

wesens, der Rentenversicherung, des Gesundheitswesens und der Sozialfürsorge bzw. des Arbeitsdienstes zur Verfügung.

Die Regierungsmitglieder sind zugleich Aufsichtsratsvorsitzende der Großunternehmen. Wer Aufsichtsratsvorsitzender ist, wird zugleich Mitglied im Wirtschaftsrat der Regierung.

Die Sicherheit wird weiterhin verbessert. Die erfolgreiche Erprobung des Starfighter hat die Anschaffung des Mehrzweckjägers „Thor“ ermöglicht. Raketen des Typs „Modell Europa“ sichern den Luftraum zusätzlich. Die Zonenrandgebiete werden durch einen breiten Gürtel von Truppenübungsplätzen wirtschaftlich belebt. Der Stolz des Wirtschafts- und Sicherheitsprogramms der neuen Regierung ist ein Bayern und Franken untertunnelndes System, das es möglich macht, Raketen jeder Größe ständig unterirdisch zu bewegen, um dem Feind die Ortung unmöglich zu machen. Wegen der russischen Panzergefahr entstehen zusätzliche Tunnelsysteme in Nordrhein-Westfalen und Hessen und schaffen weitere Arbeitsplätze. Die christlichen Gewerkschaften haben die Bemühungen der Regierung in der Vorweihnachtswoche ausdrücklich gewürdigt.

Die zahlreichen Kernkraftwerke, die im Grünen und an Flüssen erbaut wurden, werden – vor allem an kalten Tagen – zu beliebten Ausflugszielen. Im Rhein, in der Donau und auch der Isar kann sogar im Winter gebadet werden. Die Naturschutzparks wurden in Entsorgungsparks umbenannt. Das Mitführen eines Geigerzählers ist für jeden Bürger Pflicht; die ärztliche Behandlung ist kostenlos. Bürgerinitiativen errichteten in den Entsorgungsparks und an den Flüssen gewaltige Neonleuchten mit dem Namen des Kanzlers in weiß-blauer Schrift.

Wissenschaftsgremien, von der Kernkraftunion schnell ins Leben gerufen, bewiesen unter Leitung des bekannten Atomphysikers Edward Teller, daß Kernkraftwerke die menschliche Gesundheit nicht nur nicht schädigen, sondern fördern. Eine Verbesserung der Genstruktur könne langfristig erwartet werden. Die warmen Flüsse, Seen und Meere können durch Algenzucht den Mangel an Eiweiß in der dritten Welt beheben. Auf einem Neujahrssessen zu Ehren des Kanzlers verzehrte der neue Papst, ein Amerikaner, ein wohlschmeckendes Algensteak und einen Algenpudding mit Algensauce nach Himbeerart.

II

So waren mehrere Jahre vergangen, in denen die neue Regierung die alten Werte erhalten hatte und zukünftige Werte in Angriff nahm.

Da geschah es.

Nach einem arbeitsreichen Tag streckte während des abendlichen Spaziergangs im Park über dem Kanzlerbunker ein Herzinfarkt den Kanzler nieder. Schwer sank der massige Körper ins taufeuchte Gras.

Für diesen Fall war schon alles vorbereitet. Sekundenschnell trugen Sicherheitsbeamte den Kanzler in den Rettungshubschrauber, wo Atmung und Blutzirkulation künstlich in Gang gehalten wurden. Im Regierungskrankenhaus hatte die Temperatur in der Kühlkammer, als der Körper des Kanzlers eintraf, fast schon den absoluten Nullpunkt erreicht. In kürzester Frist war der Kanzler eingefroren. Nunmehr hätte er für alle Zeiten frisch gehalten werden können.

Aber es dauerte nur einige Monate, bis das atomgetriebene Kunstherz zur Perfektion entwickelt und auf seine Zuverlässigkeit getestet worden war. Die Transplantation gelang. Noch war das Problem des lebenspendenden Auftauens nicht gelöst. Man hoffte auf eine neue radioaktive Substanz mit sogenannter sauberer Strahlung. Im Schnellen Brüter Harlaching wurden die Experimente mit Hochdruck fortgesetzt.

In der Nacht erwachte der Kanzler in der Kühlkammer. Hitze brannte ihm auf der Haut wie heißes Öl. Zischend verdampfte das Tauwasser. Glas splitterte, Plastikschläuche verschmorten und tropften zischend ab. Die Kammer schwankte. Durch die aufgesprungene Tür drang ein greller Blitz. Einen Augenblick lang sah der Kanzler, während sein Herz ruhig schlug, daß da keine Stadt mehr war, nur Feuer, Aschenregen, riesige dunkle Wolken am Horizont, beleuchtet von dem blendenden Blitz.

Er kam aus Richtung des Schnellen Brütters Harlaching.

Ein erneuter Blitz, eine gewaltige Explosion aus Hitze und Licht, als ob die Erde in die Sonne gestürzt sei, brach auf.

„Heiliger Aloys“, dem Kanzler fuhr es siedendheiß durch den Kopf. „errette mich vor dem SUPERGAU –“

Dann verschmolz er mit dem Stahl der Kühlkammer.

Die alten Werte hatten sich doch nicht mehr erhalten lassen.

Angelika Mechtel Drittes Frühstücksgespräch mit Paula

Romanauszug

Eine Bibliothekarin verändert sich: Paula, Mitte dreißig, unverheiratet, unabhängig, erreicht den Höhepunkt ihrer beruflichen Laufbahn, als sie von Kiel nach D. wechselt und dort die Leitung der neuen Stadtbücherei übernimmt. Der Konflikt ist bereits gelegt, denn D. (D. wie Deutschland, sagt Paula in einem der Frühstücksgespräche), eine sogenannte „große Kreisstadt“, Anfang des Jahrhunderts für kurze Zeit einmal Künstlerkolonie, heute mit der Hypothek belastet, im Nazifaschismus eine Stätte des Mordes beherbergt zu haben – diese Stadt ist bemüht, die Vergangenheitshypothek durch eine gezielte Imagepflege abzubauen. Zur gleichen Zeit vertieft sich Paulas Beziehung zu einem wesentlich jüngeren Mann und Paula gerät in jene innere Abhängigkeit, die sie bis dahin immer vermieden hatte. Der junge Mann verläßt Paula, die in eine Entscheidung gezwungen ist zwischen Karriere und Katastrophe. Aus der angepaßten Paula wird eine unangepaßte. Aus der geordneten Welt eine ungeordnete.

Ich fange den Tag an, stelle den Tisch um, rücke ihn ans Fenster, schiebe zwei Stühle nach, habe mich überredet, aufzustehen, mich anzuziehen, Kaffee aufzubrühen. Der Filter platzt.

Dann sitzt Paula da, raucht meine erste Zigarette, fühlt sich zu Hause. Was bleibt mir übrig, als ein zweites Gedeck aus der Spülmaschine zu holen.

Warst du schon immer ein resignativer Mensch? erkundigt sich Paula und hält mir die Tasse entgegen.

Warum sollte ich resignieren? Ich schenke ihr Kaffee ein.

Am Ende werde ich es sein, die den Kaffeesatz trinkt, weil Paula ihn nicht mag.

Wir sind nicht unverletzbar, sage ich.

Nur, wenn wir uns rechtzeitig entziehen, sagt Paula. Nirgendwo verwurzelt sein?

Wurzeln schlagen, sagt Paula, hieße, sich verankern, festsetzen.

Ein Baum ist verwurzelt. Wie soll ein Baum fliehen können? Das Bild vom Baum gefällt mir. Daran kann ich mich festhalten.

Kleinmachen, ducken, absetzen, verweigern, sage ich, ohne Furcht und Tadel, geht mir durch den Kopf.

Nein, aufbrechen, widerspricht Paula.

Ich hätte heute lieber in Ruhe gefrühstückt.

Paula macht mich angriffslustig. Wohin? frage ich, vielleicht nach D.? Ein Lachen ist morgens so anstrengend.

Warum hätte ich Angst haben sollen, nach D. zu gehen? sagt Paula. Auch Kiel war nicht so, daß du dich hättest fürchten müssen. Vielleicht New York.

D. war dir vertraut?

Die Beschaulichkeit der Provinz. In D. kannst du nicht verloren gehen.

Bis vor kurzem, sage ich, war ich der Überzeugung, du seist längst schon

verlorengegangen. Wann hast du begonnen, über D. nachzudenken?
Später.

Also war D. nur eine berufliche Chance für dich? Deine Handschrift hat sich seit zwanzig Jahren nicht verändert. Hast du immer gewußt, was du willst?

Keinen Mißerfolg, antwortet Paula und läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. Ich bewundere Leute, die immer wissen, was sie wollen, sage ich, sie sind mir unverständlich.

Wenn du so willst, meint Paula, kannst du ruhig behaupten, daß die Vorstellung, in D. zu leben, von Anfang an etwas mit Sentimentalität zu tun hatte. D. war näherliegend als Kiel. Ich habe meine Chance genutzt.

Keine Euphorie?

Vielleicht auch Euphorie.

Schlüsselgewalt über eine Stadtbücherei. Schalten und Walten.
Als Frau in leitender Position.

Oder das Pferd, auf das man setzt, sagt Paula ungerührt, alles hängt vom ersten Eindruck ab.

Also war der Anfang anders?

Möglich, sagt Paula, daß ich die Hitze im Zimmer nur registrierte, schwitzte und schwieg.

Ich will wissen, beharre ich, ob du dich nur im Kopf gewehrt, an den Eindruck gedacht hast, den du machen mußt, weil du die versierte Kraft sein wolltest. Wieviel Selbstbewußtsein hast du?

Auch für Stadtbüchereien nehmen sie lieber einen Mann. Jetzt bin ich beim Kaffeesatz angekommen.

Ich wußte, daß Paula ihn ablehnt. Ich bin böse.

Einreißen, sage ich, umwälzen, ausheben, aufarbeiten, ausbauen, umbauen, planieren und bewältigen!

Gewalt, antwortet Paula nur und möchte, daß ich frisch aufbrühe.

Wir sind nie wirklich gewalttätig gewesen, sage ich. Paula wechselt das Thema. Wußtest du, fragt sie, daß die Bevölkerung in Algerien lesen, schreiben und rechnen konnte, ehe sie von Frankreich kolonisiert wurde?

Das nennen sie befrieden. Die Analphabetisierung brachte Ruhe ins Land.

Sie bekommt ihren frischen Kaffee. Ich habe sie nicht zum Frühstück gebeten.

Warum, frage ich unvermittelt, warnt uns keiner vor der Gefährlichkeit der Bibliothekare?

Gefährlichkeit? fragt Paula zurück, man hält uns an langer Leine.

Hast du das vorher gewußt?

Ich habe nicht darüber nachgedacht.

Dann fängt deine Veränderung in D. an.

Welche Veränderung?

Es gibt viele Städte wie D., sagt sie, also müßte es nach deiner These viele Veränderungen geben. Gäbe es sie und brächen die Menschen wie ich verstört aus diesen Städten auf, geriete am Ende unsere Ordnung durcheinander, zuerst nur der Mietpreisspiegel, wegen der plötzlich leerstehenden, weil verlassenen Wohnungen, später die Ökonomie. Ich stelle mir eine entvölkerte Stadt wie D. vor.

Man könnte ein Museum daraus machen. Wer würde es besuchen.

Du mußt die Dinge nüchterner sehen, sagt Paula. Eine Stadtbücherei hat nicht den Anstrich von Rebellion, wie Lesehallen im letzten Jahrhundert. Anschaffungslisten sind zur Genehmigung keinem Polizeichef mehr vorzulegen. Heute herrscht das Prinzip der Freizügigkeit. Bücher werden unbedenklich an jedermann ausgeliehen. Es heißt, wir schließen keinen Lesestoff mehr weg, treffen keine gesonderte Auswahl für Dienstboten, Handwerksburschen und Soldaten. Haben wir ein Recht auf diese Freizügigkeit?

Man gewährt es uns.

Das Recht?

Die Freizügigkeit, sagt Paula.

Also einfach nach D. Die Wohnmöglichkeit in Kiel auflösen und nach D. ziehen. Wenig Gepäck, weil sie im Norden möbliert gewohnt hat, immer die Vorstellung im Kopf, sich nicht endgültig niederzulassen.

Vielleicht auch in D. zuerst nur ein Zimmer auf Abruf. Die Arbeit ließ sich gut an. Vorbereitungen zur offiziellen Eröffnung. Das Fräulein Felsmann zur Seite. Alles erreicht zu haben; mehr erreichen zu wollen, stellte sich Paula im Augenblick nicht vor. Deshalb die Wohnung. Nicht in D.. Draußen auf dem Land. Morgens fährt sie mit dem Wagen über die Dörfer. An zwei Tankstellen der Ortseinfahrt vorbei zur Innenstadt. Kopfsteinpflaster am Berg. Das weiße Hinweisschild schickt die Besucher nach rechts.

Draußen regnet es. Fräulein Felsmann wartet. Für Paula ist ein Parkplatz reserviert.

Sie kommt ohne Schirm vom Wagen zur Felsmann. Ohne die dünnen Risse in der Haut wäre dieses Gesicht kein sechzigjähriges.

Paula schließt die Glastür auf. Die Felsmann im Rücken, die den aufgespannten Schirm über Paula hält.

Als Paula die Tür aufstößt, klappt sie ihn mehrmals auf und zu, daß die Tropfen wegspringen. Hört sich an wie Flügelschlagen.

Den ausgestopften Vogel hatten wir im Klassenzimmer auf dem Schrank. Paula hält ihr die Tür auf, sieht, wie sie den Regenschirm aus dem Handgelenk heraus noch einmal kräftig dreht, ihn hinter sich her ins Haus bringt.

Die Mäntel hängen sie gemeinsam an der Garderobe auf. Jetzt riecht die Bücherei noch nach frischer Farbe und Teppichleim. Tut mir leid, sagt Paula, daß Sie im Regen warten mußten.

Behutsam schiebt die Felsmann den feuchten Schirm mit der Spitze voran in die runde Öffnung des Schirmständers. Sie nickt und zieht den Pullover, der verrutscht ist, wieder über die Hüften.

Wenn es Ihnen recht ist, sagt sie, mache ich an der Bestandsaufnahme weiter, geht an Paula vorbei zwischen die leeren Regale hinein. Vorwürfe spricht sie nicht aus. Paula spürt sie im Vorübergehen, ist sich nicht sicher, ob es die Augen sind oder der Körper.

Ihre Mondlandschaft liegt im Innern. Sie landen abends.

Nur ein Maschendrahtzaun trennt den Flughafen vom Meer. Paula könnte vom Flugzeug aus baden gehen.

Die Wellen nicht höher als am Mittelmeer. Sanfte Touristenbrandung.

Erst auf der anderen Seite der Insel Atlantik. Als die Lava ins Meer stürzte, ist sie erstarrt.

Morgens, wenn es Paula gelingt, mit Sonnenaufgang aufzuwachen, sieht sie Fischerboote auf der Ansichtskarte ihres Terrassenfensters. Zum Strand muß sie einen abgebrochenen Lavahang hinunter. Coladosen in den aufgeplatzten Luftblasen des Gesteins. Am Hafen von Puerto del Carmen sieht es abends anders aus. Zwei Männer tragen eine Schildkröte vom Boot herauf. Wenn sie zu weit hinausschwimmt, denkt sie an Haie. Zwischen den Inseln soll das Meer sehr tief sein. Bis zu zehn Metern liegt der fruchtbare Boden unter Vulkangestein. Die Bauern schaffen Mutterboden heran, bauen auf kleinen Feldern Zwiebeln an, Tomaten und Wein. Vögel gibt es kaum. Nur angepflanzte Bäume in den Gärten für Touristen. Auf Hauswänden in Arresife zeigt Félix ihr die Parolen der kommunistischen Partei. In der Nähe des Flughafens liegt auch der Friedhof. Gelegentlich sollen Sandstürme aus der Sahara übers Meer kommen. Félix ist von Las Palmas herübergeflogen. Hat einen Jungen dabei, als sie sich begegnen. Ins Dorf läßt sich Paula Möbel liefern. Gegenüber eine Kirche mit Zwiebelturm. Wenn sie den Kopf ins Kissen drückt und schräg nach oben durchs Fenster blickt, sieht sie Tauben auf dem Kirchturmsims. Nie fliegt eine allein auf. Rechts und links haben die Nachbarn als Großbauern überlebt. Paula kommt sich vor wie zu Hause. Also heimgekommen. Nichts hat sich verändert. Nur die Kinder gewachsen. An der Telefonzelle treffen sich abends die Vierzehnjährigen. Sonntags geht jeder zur Kirche. Dann tragen die Jeansmädchen Röcke, die Meßbuben weiße Spitzenhemden und bei Beerdigungen tragen sie dem Trauerzug ein Kreuz auf der Dorfstraße voraus. Am Ortsrand eine Bungalowsiedlung, Kinderzimmer sind eingeplant, aber Kinder werden kaum noch geboren. Das Pfarrhaus hat einen neuen Anstrich, eine kupferne Dachrinne und schmiedeeiserne Gitter vor den Parterrefenstern. An der Pfarrhaustür muß geläutet werden, die anderen stehen tagsüber offen. Hochzeiten werden gern im Frühsommer gefeiert, den Toten läutet die Sterbeglocke vom Kirchturm, der Hochzeitslader hat weniger zu tun als früher, aber er sagt, was gesagt werden soll. Als sie zum ersten Mal hierherkam, nach Dienstschuß die angebotene Wohnung zu besichtigen, steckte das Dorf noch im aufgeweichten Schnee. Sie fuhr an der Bushaltestelle vorbei, an der Poststelle, rechts die Sparkasse und links die erleuchtete Auslage des einzigen Ladens, parkte den Wagen am Gasthof zur Post. Wer hier geboren ist, gehört dazu. Die Zimmer liegen zur Straße. Sie hat einen Ausblick auf den Friedhof. Nordseite ohne Balkon mit Gartenbenutzung. Nur Küche und Bad nach Osten. Die Miete niedrig. Paula im ersten Stock. Im Parterre eine andere Partei. Die Bauern im Neubau. Wo der Stall gestanden hat, steht nun ein Einfamilienhaus wie in der Stadt. Im Sommer mäht die Frau den Rasen. Sie hält sich Hühner und einen Gemüsegarten. Paula stört sich nicht am Friedhof.

Nach dem Schnee kommt der Matsch. Hier gehen nur die Toten fort, ohne die Lebenden zu verlassen.

Paula war diejenige, die ihren Vater nicht im Krieg verlor. Er starb mitten im Schuljahr. Morgens sprachen wir ein Gebet für ihn. Paula war zur Beerdigung entschuldigt. Sie kam im schwarzen Kleid. Wie lange hat sie Trauer getragen?

Zwei Zimmer, sagt Paula, mit Küche und Duschbad.

Die Mutter hat sich beschwert, weil Paula doch jetzt in der Nähe wohnt und nicht kommt. Was stellst du dir vor, sagt Paula, ich habe viel zu tun. Der Pfarrer hat mir Speicherkisten offeriert.

Sonntags gibt es zum süßen Kaffee einen Kuchen. Die Mutter sitzt ihr gegenüber am Küchentisch, stützt die Arme auf und sieht der Tochter freundlich beim Frühstück zu. Sie schläft noch im Doppelbett, hat die verwaiste Bettstelle hergerichtet, als käme er zurück. Im ehelichen Schlafzimmer hat sich nichts merklich verändert. Morgens schüttelt sie die Kissen, klopft sie und richtet sie auf. Wenn es kalt wird, nimmt sie sich eine Wärmflasche zwischen die Beine. In Paulas Augen leidet die Mutter nicht. Sie hat immer ein Dach über dem Kopf. Im Haus nebenan leben Schwester und Schwager.

Warum willst du fortgehen, hat die Mutter die Tochter gefragt, als Paula sich entschied, Bibliothekarin zu werden.

Sprung vorbei. Fühlst du dich wohl in D.? Was machst du?

Im Augenblick, sagt Paula geduldig, habe ich kaum Freizeit. Sie hat schon eine Hilfskraft angefordert.

Hoffentlich, sagt die Mutter, vergräbst du dich nicht zu sehr in deinen Büchern. Paula verspricht, mehr an die frische Luft zu gehen, wenn es erst wärmer geworden ist.

Sobald meine Wohnung eingerichtet ist, sagt sie, mußt du mich besuchen kommen. Rings um das Dorf liegen Felder bis zum Waldrand. Wir könnten einen schönen Spaziergang machen.

Ein Teil der Bücher, hat der Pfarrer gesagt, ist natürlich nur noch Altpapier, während Paula die handgemachten Spätzle auf der Gabelspitze durch die Jägersöße führte. Aber es sind auch schöne Stücke darunter.

Kostbarkeiten, sagte er und starrte Paula an.

Der kleine Kulturreferent machte Paula auf die Köstlichkeiten der gutbürgerlichen Küche aufmerksam. Sie hatten sich auf einen hohen Beschaffungsetat geeinigt. Dem Oberbürgermeister lag vor allem die Audiothek am Herzen. Nach einer Dienstreise wurde die Stadtbücherei geplant. Im festgesetzten Rahmen darf Paula organisieren. Es soll so aussehen wie anderswo auch.

Und als die Bedienung noch etwas Süßes zum Abschluß bringt, schieben die Herren ihre Nachspeise Paula zu.

Daß Sie, sagt der Geistliche, unter den Lagerbeständen auch Literatur aus dem Dritten Reich finden, wird Sie hoffentlich nicht stören. Mit der Natur der Dinge müssen wir uns nun einmal wohl oder übel abfinden.

Überm Spülbecken in der Küche hielt der Bruder den Kopf unters Wasser. Sein nackter Oberkörper war Paula vertraut, auch die Narben von Wirtshausschlägereien. Manchmal hatte er ein Mädchen, aber keine Braut. Nur Paula benutzte das Waschbecken im Badezimmer, das der Vater noch eingebaut hatte. Samstags hatte

die Mutter den Badeboiler beheizt. Die Rangfolge zur Benutzung des Badewassers war von Anfang an festgelegt. Zuerst war immer der Vater an der Reihe.

Paula läßt sich Kaffee nachschenken, tunkt den Kuchen hinein. Das ganze Haus hat nach Kuchen gerochen, als sie gestern ankam. Die Mutter hatte das Auto gehört, kam in der Kittelschürze nach draußen und wischte sich im Gehen die Hände an den Hüften ab.

Wenn du hier allein leben müßtest, sagt Paula, würde ich dich verstehen. Du hast doch Susanne. Herbert und die kleine Sabine.

Habe ich mich beklagt?

Paula kennt sie. Vorwürfe spricht die Mutter nicht aus. Paula spürt sie ohne hinzusehen. Sie hat Angst vor dem Körper der alten Frau. Früher ist sie ins ungeheizte Schlafzimmer geflüchtet.

Hat Mathias nicht geschrieben? erkundigt sie sich.

Die Mutter schüttelt den Kopf. Dein Bruder, sagt sie, hat viel zu tun.

Paula lobt ihren Kuchen. Fragt sich im Stillen, ob der Wagen anspringen wird, es hat die ganze Nacht geregnet.

Nach der Kirche, sagt die Mutter, kommt Susanne auf einen Sprung vorbei.

Wenn sie den Kopf ins Kissen drückt und schräg nach oben durchs Fenster blickt, sieht sie nachts vom neuen Schlafzimmer aus das rote Warnlicht für den Flugverkehr. Morgens macht es ihr Spaß, Zwiebelkuppel und Turmhals mit Félix zu vergleichen. Unterhalb der Kuppel sitzen Tauben auf dem Sims. Keine fliegt allein auf.

Tagsüber treffen Bücher ein, der örtliche Buchhandel profitiert. Keine unberührten Regale. In der Präsenzbibliothek ordnet Paula Nachschlagewerke nach Sachgebieten. Das einzige Verlagshaus am Ort stiftet Werke zur lokalen Literatur. Die Glanzzeit D.'s war mit dem Ersten Weltkrieg zuende, Künstler lassen sich kaum noch nieder. Die Braun- und Blautöne in Spitzwegs Spätwerk seien auf seinen Aufenthalt in D. zurückzuführen.

Paula sitzt im Nebenraum, als die Felsmann ruft, daß die Kisten eingetroffen sind, sie läßt sie nicht warten.

Sie sollten unbedingt mitkommen, hat das Fräulein Felsmann gesagt und Paula für den Abend zu einem Lichtbildervortrag über D.'s Künstlerkolonie eingeladen.

Das Moos und besondere Lichtverhältnisse haben den Marktflecken anziehend gemacht.

Paula hat sich ein Rad gekauft. Samstags fährt sie über die Hügel, die vom Haus aus sanft aussehen, ins flache Moos, das seit hundert Jahren stirbt.

Wo es noch lebt, ist eine Autobahn geplant. Auf ernsthaften Widerstand sind die Planer nicht gestoßen.

Für den öffentlichen Leihverkehr hat Paula vorgedruckte Leihkarten bei einem Drucker am Ort in Auftrag gegeben. Abends saugen Frauen zum ersten Mal Staub von aufgestellten Büchern.

Zu Hause arbeitet sie unter der Schreibtischlampe am Systematischen Katalog zur Ergänzung des Alphabetischen.

In der Küche hat sie den Frühstückstisch ans Fenster gerückt, so kann sie unten den Nachbarn zwischen Haus und Scheune vorbeigehen sehen. Dahinter und weiter entfernt die Faber-Castell-Spitze der Wallfahrtskirche, die nicht mehr in Betrieb ist. Nicht die Leute haben aufgehört, sondern das Wunder. Für das alte Wohnhaus

nebenan hat der Nachbar schon eine Abbruchgenehmigung. Sobald es entfernt ist, wird Paula einen größeren Gesichtskreis haben. Jetzt ist dort noch ein Jugoslawe untergebracht, dessen Landsleute wegen der Überfremdung längst nach Hause zurückgeschickt sind.

Paula kommt sich nicht fremd vor. Sie hat sich möbliert. Sonntags ißt sie manchmal gegenüber im Gasthaus zur Post. Die Wirtin macht einen vorzüglichen Schweinebraten.

Mögen Sie Fisch? hat Félix gefragt, Paula hat ihn sich angesehen. Der Junge, den er zum Wochenende mitgebracht hat, mochte sie nicht. Während der Ferien bedienten die beiden auf Gran Canaria Touristen, die sich mit Blick aufs Meer und für vierzehn Tage Cubalibre leisten, ohne im Wörterbuch nachzuschlagen. Sie hatte sich einladen lassen. Félix behauptete, Germanistik zu studieren, Verständigungsprobleme hatte er keine. Manchmal, sagte Paula, habe ich einen Heißhunger auf gebratenes Fleisch.

Manchmal bringt der Sandwind auch Heuschrecken mit. Paula hatte einen Wagen gemietet. Auf Sandpisten unwegsames Gelände erforschen. Als ihr Weg durch einen liegengelassenen Wagen blockiert war, hatte sie keine Möglichkeit zu wenden. Sie hätte zu Fuß durch verkarstetes Bergland gehen müssen, heiß und ohne Wasser. Keine Bäume. Einöde, obwohl sie gewohnt war, allein zu sein. Auf der Rückbank des verlassenen Wagens sah sie hinter verschlossenen Scheiben einen Sonnenhut liegen. Dann entdeckte sie Félix und den Jungen. Der Junge trug den Benzinkanister. Vor ihren Füßen rollten Steine über den Hang, den sie herunterkamen. Von der Hitze klebte Paula die Bluse am Leib.

Félix verstand nicht, warum sie allein unterwegs war. Obwohl die Insel nicht groß ist, hätte sie mit dem Wagen auch abrutschen und in eine der Schluchten fallen können. Für den Rest des Urlaubs hätte sie keiner vermißt.

Nein, wehrte Paula ab, mit dem Wagen werde ich fertig. Sie sagte zu, als er sie für den Abend zum Essen einlud. Boquerones, hat Félix gesagt, wie wir sie zu Hause essen, hat Fisch bestellt, an der Tür zwischen Gastraum und Küche mit dem Wirt verhandelt. Paula blieb mit dem Jungen allein am Tisch zurück. Ein paar Brocken Spanisch im Gedächtnis. Die Haut ganz heiß von der Sonne.

Félix häuft die panierten Sardinen aus der Pfanne auf drei Teller. Paula sieht, was er ihr vormacht. Mit Daumen und Zeigefinger faßt er den Fisch am unteren Ende, versenkt ihn vom Kopf bis zur Schwanzflosse im Mund. Paula nimmt Messer und Gabel. Die Fische haben Augen. Sie ißt wie ein Vogel.

Der Junge macht es wie Félix, während Paula Gräten, Köpfe und Schwänze am Tellerrand aussortiert.

Auf dem Weg zum Appartement spricht Félix vom Untergang. Am Ende ist der Junge zur Toilette gegangen und nicht zurückgekommen, Félix hat die Rechnung gezahlt.

Die Menschheit stirbt nicht, widerspricht Paula, wir leben doch. Mitten im Tod. Hinter geschlossenen Augen sieht sie dann einen weißen Dom. Kalksteingotik mit Sandstrahlgebläse gereinigt. Durch geöffnete Mündern strömen Touristen ein. Als Félix sich zurückziehen will, tröstet sie ihn mit ihrer Unfruchtbarkeit, von der sie überzeugt ist. Auf Tauchstation schreit sie. Unter der Wasseroberfläche schwimmt noch ein Fisch.

Nein, sagt Paula, ich mag ihn nur gefroren. Anders kann ich ihn nicht zubereiten. Auch keine frischen Hähnchen oder Hasen. Nur tiefgefrorenes oder in Portionen verpacktes Fleisch. Du hast gegessen wie ein Vögelchen, sagt Felix, der Wirt war enttäuscht.

Paula sagt, sie hätte Lust auf die knusprig überbackene Haut aufgetauter Tiefkühlhähnchen.

Mit Cognac übergossen?

Mit Orangensaft beträufelt.

Wir machen den besten Cognac in Jérez.

Am anderen Morgen steht Paula mit dem Rücken zur Aussicht aufs Meer. Er hat ihr die Gefährlichkeit spanischer Gasboiler erläutert, nicht zugelassen, daß sie ihn ohne seine Hilfe bedient. Sie hat ihm ihren Abflugtermin genannt.

Nicht für mich, sagt das Fräulein Felsmann. Sie trinkt nur noch gelegentlich Kaffee, zum Beispiel morgens, wenn sie nicht auf dem Damm ist. Paula hat sie zum Kaffee einladen wollen, zieht sich allein in ihr Büro zurück, sitzt am Schreibtisch zwischen aufgestapelten Büchern, die heute eingetroffen sind, die Tür spaltbreit geöffnet, damit sie abrufbar ist, schaut zu, wie die Kaffeemaschine den Kaffee kocht, hört den Dampf zischen, der vom kochenden Wasser hochgetrieben wird, sieht erst Tropfen, dann einen Sprühstrahl aufs Kaffeepulver im Filter treffen, unten läuft braune Brühe heraus.

Den weißen Flecken auf der Landkarte suchen, der nicht verzeichnet ist?

Obwohl die Felsmann keine Erklärung verlangt, sieht sich Paula gedrängt, Erklärungen abzugeben. Warum sie beim Ausräumen der Kisten Unterschiede macht. Ernst Jüngers *Blätter und Steine* von 1941 zur Katalogisierung, die *Legion Condor* aber zum Reißwolf gibt.

Den Kopf mit Büchern belasten. Kopf waschen und legen ist in den letzten Wochen wieder teurer geworden. Ein Haus auf Lanzarote zu kaufen, wäre absurd.

Sechzig Millionen, stellt sie sich vor, sagten ab, hörten auf, zögen sich zurück, kauften kein Haus, kein Auto bei VW oder Ford, keinen Waschbosh und nichts mehr, was aus Erfahrung gut sein soll.

Der Konsumverzicht schädigte die Erträge. Wer nicht arbeiten will, muß trotzdem essen. Wer aber essen will, braucht einen Kühlschrank. Wer einen Kühlschrank braucht, muß ihn bezahlen. Wer nicht zahlt, der darf nicht essen. Die Nordsee hat sieben Leben. Leergefischt läßt sie sich immer noch als Abwasserbecken nutzen. Wie lange schweißen die noch Bücher in PVC-Folie ein? Das Öl wird knapp. Das Fräulein Felsmann ruft.

Vom Staub an den Büchern werden die Fingerkuppen grau und spröde, aber das Gesicht der Felsmann bewegt sich nicht. Paula hat gefragt: Wie lange leben Sie schon hier? Woanders hat sie nie gelebt. Wozu? Paula hat erwogen, das Fräulein Felsmann einzuladen, Kuchen zu backen, den Kaffeetisch im Wohnzimmer zu decken, durchs Fenster gemeinsam über den Rand der Friedhofsmauer auf Grabsteine zu blicken. Samstagnachmittag kommen die Frauen aus ihren Küchengärten zu den Gräbern. Paula hat diesen Einfall verworfen. Sie hätte Mühe, sich verständlich zu machen. Lieber läßt sie sich abends zum Vortrag mitnehmen.

Sie haben sich beide nicht mehr umgezogen, nur den Staub von den Händen gewaschen, die Haare gebürstet. Als das Fräulein Felsmann die Toilettenkabine öffnete und hineinging, hat Paula mit nassen Händen den Waschraum verlassen.

Im Vortragssaal wird sie begrüßt. Fräulein Felsmann stellt Paula dem Direktor des Gymnasiums und einem Vorstandsmitglied des Museumsvereins vor, der auch Chemie und Physik unterrichtet, belegt zwei Stühle mit ihrer Handtasche, schüttelt Hände. Paula betrachtet diesen Körper, der ohne Zärtlichkeit gealtert ist. Der runde Chemielehrer ist freundlich und reicht ihr bis zum Kinn. Die Bestände des Heimatmuseums, erzählt er, sind aus Mangel an geeigneten Räumlichkeiten ausgelagert, in Kisten verpackt.

Als Landrat, Oberbürgermeister und Kulturreferent eingetroffen sind, tritt eine Stille ein; dazwischen das Klicken der Fotoapparate.

Zu dunklen Anzügen tragen die Pressefotografen Leinenschuhe mit weicher Sohle. Wenn sie auftreten, sind sie kaum zu hören.

K. K. Doberer
Die Spuckjungen

In einer fernen, längstvergangenen Zeit, als ich noch ein Junge, ein Straßenjunge war, bestand das Recht auf Heimat darin, daß diejenigen, die in unserem Stadtviertel geboren waren und weiter in unserem Stadtviertel wohnten, dort auch den Ton angaben. Es hätte schon recht merkwürdig zugehen müssen, wenn Zugereiste oder solche aus anderen Stadtvierteln das Gesetz des Handelns bestimmt hätten.

Dies nahmen wir ohne weitere Überlegung als das Natürliche. Und da es kein geschriebenes und gedrucktes Gesetz war, konnten wir uns nicht darauf stützen und berufen, sondern mußten täglich dafür sorgen, daß es in Kraft blieb.

Jedes Stadtviertel hatte dafür seine Bürgerbrigade aus mehr oder minder großen Straßenjungen, die für die angeborenen Rechte sorgten und, wenn sie sich stark genug fühlten, in Übermut diese Rechte auch jenseits der Grenzen des Stadtviertels den anderen demonstrierten.

Nicht, daß wir eine Bande ohne jedes Zeremoniell gewesen wären. Der unprovokierte Angriff war ebenso verpönt, wie er es in der ganzen Welt ist. Ein großer Junge ging mit anderen großen Jungen nicht einfach in ein anderes Stadtviertel und schlug zu. Dazu erschien er sich zu groß und zu vornehm, was man auch darunter verstehen mag.

Um die Sache formgerecht einzuleiten, dazu hatte man die Spuckjungen. Das waren kleine, schwache, erbärmliche, noch nicht halberwachsene und völlig unverantwortliche Jungens, Kinder sozusagen. Aber gerade diese Kategorie stellte die so wichtigen Spuckjungen.

Wenn sich nun nämlich die großen Jungen an der Grenze der Machtbereiche gegenüberstanden, die einen auf dem linken Gehsteig der Hauptstraße, die anderen auf dem rechten Gehsteig der Hauptstraße, dann hätte es nie zu der erwünschten Prügelei kommen können, wenn wir nicht die kleinen Spuckjungen gehabt hätten.

So ein paar Spuckjungen avancierten von der einen Straßenseite auf die andere. Das konnten sie machen, weil sie eigentlich zu klein zum Raufen waren. Was taten aber nun die kleinen Wichte? Sie spuckten den Großen der Gegenseite einfach auf die Hosen. Daß sie daraufhin eine gewaltige Mauschelle bezogen, das war das Schicksal der Spuckjungen. Aber sie ertrugen sie gefaßt, ja mit Stolz, weil ja damit der Krieg begonnen war und sie am Ende auch auf eine Belohnung rechneten, einen noch ganz brauchbaren Zigarettenstummel der großen Lummel etwa.

Von diesem Augenblick an war die Sache mit der Völkerschlacht ganz einfach. Sie konnte auf der Gerechtigkeit, dem Ehrgefühl und den verletzten Interessen basieren. „Du hast meinen kleinen Bruder geschlagen!“, so sagten die Großen und schlugen gewaltig mit der Zaunlatte her. Die anderen von der Gegenseite sagten nicht viel und hauten mit der Zaunlatte hin. Als neue Geheimwaffe hatten sie dann noch Stecken, an denen vorn ein Nagel war.

Der Krieg hatte begonnen. Die Spuckjungen hatten ihre Aufgabe erfüllt.

Otto Rasper
Der höhere Mensch ist ein harter Brocken

Vorabdruck aus einer Biographie

„... diese höheren Menschen insgesamt – riechen sie vielleicht nicht gut?“ (Nietzsche, Zarathustra)

Die da oben über uns

Daß ich viele Jahrzehnte alt werden mußte, ehe ich den höheren Menschen in mir zu fassen kriegte.

Wie ist das möglich? Möglich, daß das die Wirklichkeit war. Der höhere Mensch ist ein harter Brocken. Dabei – aber das ist es ja gerade – ich hatte von Kindesbeinen an – er hat sich von Kindesbeinen an in mich hineingebohrt, der höhere Mensch, ein Bohrwurm, der in meinem Fleische zu einem Ungeheuer heranwuchs. Denn ich mußte, ich hatte und ich habe gemußt, erleben müssen, wie das ist, wenn die Familie Jeremias samstags beim Baden in der Küche in einer Blechbadewanne über unserer Küche so plantschte, daß das Wasser durch die Decke kam. Die da oben hatten Spaß und wir bebten vor Wut.

Studienrat Jeremias, das war eben ein Mann. Der hatte eine blanke Glatze und Plattfüße. Deshalb war er auch nicht im Krieg gewesen, wo mein Vater, der keine Plattfüße gehabt hatte, gefallen war. Die durften uns auf dem Kopf rumtanzen, wegen der fünfzig Mark Miete, damit wir das Haus halten konnten und auch noch leben. Aber das Haus, das gehörte uns, und in den Garten durften sie nicht, von wegen! Auch nicht zum Wäscheaufhängen, das mußte Frau Jeremias jedes Mal in die Nachbarschaft schleppen, zu Diekötters. Und Hermännchen war viel kränklich, ich dagegen war zwar zart, aber gesund.

Wenn Herr Jeremias Hermännchen pffte, dann zuckte ich auch regelmäßig zusammen, aber dann machte ich hähähä, und ätsch, und fit fit fit. Frau Jeremias konnte nicht pfeifen, aber egal, auch wenn sie gekonnt hätte, wenn die kreischte, dann rührte sich Hermännchen noch lange nicht. Ich wohl, meine Mutter haute, wenn's drauf ankam, da war es besser, gleich zu kommen. Aber meine Mutter war eine Witwe, und die höheren Menschen wohnten oben über uns.

Ja, wenn eines Tages mein Vater doch wiederkäme, er war ja nur vermißt, als General oder Freiherr oder Fürst . . . Das dachte ich mir in meinem Bettchen abends vor dem Einschlafen aus. Das wäre schön, so schön könnte es im Himmel beim lieben Gott nicht sein.

Einmal haben wir gegen die da oben prozessiert, mit guten Aussichten. Aber durch eine Schiebung, weil Herr Jeremias, der in der Deutschen Volkspartei war und hinter meiner Großmutter hergelacht hatte, einen aus seiner Partei im Amtsgericht kannte, der dafür sorgte, daß die Sache Obloh gegen Jeremias nicht in den Termin von Amtsgerichtsrat Wischnat kam, sondern in dessen Abwesenheit zu Dr. Heppe, haben wir verloren. Bei Wischnat hätten wir gewonnen, der war deutschnational und hielt zur Kirche, wie wir. Meine Mutter sang im Kirchenchor im Alt, Tante Marie sogar die dritte Stimme. Heppe hat ihm recht gegeben auf seine Behauptung hin, er hätte nicht hinter Oma hergelacht, sondern bloß gelacht. So haben wir

verloren. Herr Knappheide hat meiner Mutter die Schiebung unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, er war nur Gerichtsassistent und Junggeselle, und durfte das eigentlich nicht.

Jeremias' sind ausgezogen, als ich sechs Jahre alt war, man ist in Frieden voneinander geschieden und hat sich auch wieder begrüßt. Oma starb ein halbes Jahr drauf mit achtundsiebzig, aufgebahrt im Hause, mit langem Leichenzug durch die Stadt zum Erbbegräbnis und Gewitter auf dem Friedhof, aber Gottseidank erst am Schluß der Beerdigung. Es war ein sehr sehr feierlicher Tag.

Aus besserem Hause

Der höhere Mensch in mir, zart aber gesund, wuchs heran. Eines Tages kam Frau Langensiepen mit ihrem Horsti an der Hand, das Kind hatte sie so lange gequält, er hatte sich bei Tante Trudi im Kindergarten, wo eigentlich nur die besseren Leute ihre Kinder hintaten und nur vormittags, in mich verliebt, und damit er seinen Willen kriegte, kam Frau Langensiepen mit ihm an. Es wurde eine kleine Freundschaft, da Horsti mir zusah, wenn ich auf der Küchenbank hinter dem Tisch stehend mit Bauklötzen und Küchenschaufel und Handfeger Kasperltheater machte. Ich ging dann auch ganz gern in die Villa in der Kökerstraße, wo man Schokolade trank, während es bei uns immer nur Kakao gab, und wo die das Mama hinten betonten.

Auf dem Klosett haben wir nie zusammen was Kitzliges gespielt, aber mit Hermännchen, das war ja verboten und hat viel viel Spaß gemacht.

An einem Winterabend wollte ich unbedingt Horsti noch zu uns holen. Um das der Alten klarzumachen, erfand ich eine Geschichte. Ich kam angelaufen und sagte, Horsti möchte doch bitte bitte noch schnell mitkommen, denn bei uns im Hof wird ein Schwein geschlachtet, und wir sind schon dabei und es wäre noch nicht ganz tot und Horsti sollte doch noch schnell schnell mitkommen. Frau Langensiepen sah mich gütig aber, glaube ich, etwas bekümmert an. Klar, heute weiß ich auch, daß eine wahre Geschichte so kurz nicht sein darf und so schlicht. Heulend kam ich zurück und erzählte meiner Mutter alles. Diese haute zwar nicht, nur wenn sie wütend war, doch mit „Lügen haben kurze Beine“ kam ich diesmal nicht weg. Sie griff tiefer in ihren Zitatenschatz und sprach mit Betonung:

„Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr,

Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n,

Von alters her im deutschen Volke war

Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.“

Der höhere Mensch nahm zwar zu und wuchs, aber meine Phantasie war angeschlagen. Später habe ich die meiste Kraft verbraucht, meine Lügen geschickter auszustatten, wohl darum sind sie so einfallsreich nie mehr geworden.

Da Tante Trudi Niemöller aus den höchsten Kreisen ihren Privatkinderknoten in der Inflation zumachen mußte, kam ich in den gewöhnlichen, zu Tante Auguste. Hier klaute man mir die Birne aus dem Butterbrottäschchen, und das unruhigste Kind wurde auf dem Stuhl mit einem Stück Wäscheleine angebunden und vor die Reihen gesetzt, damit die andern alle brav waren. Ich bin natürlich nie angebunden worden, dafür hatte man ja doch wohl Verstand genug, hahaha, und viel zu viel Angst, bis auf den heutigen Tag.

Nach Brackwede und zurück

Wenn ich mit meiner Mutter zu Tante Pauline nach Brackwede fuhr, dann nahmen wir vierter Klasse.

„Zur Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege wird dringend ersucht, nicht in den Wagen zu spucken“, das stand in jedem Coupé.

Wir nahmen immer vierter Klasse. Tante Lieschen, klein, mit der Sattelnase und einem Buckel, war trotz Besuch der Töcherschule nicht Lehrerin geworden, deswegen, und weil viel kränklich, wurde aber über achtzig alt und hatte den meisten Verstand in der Familie. Die sagte immer: „Das Geld kann man im Sitzen verdienen“.

Das taten wir, aber meist mußten wir stehen, da der Zug am Samstag immer voll war, und sonntags war bei Tante Pauline keiner da. Das waren auch eigentlich höhere Menschen. Es war der älteste Bruder, Onkel Heinrich, der war Obmann bei der Freiwilligen Feuerwehr und im Kegelklub und ging auf die Jagd. Im Büfett standen Sektgläser, die fuhren sonntags raus. Onkel Heinrich war fast nie zu sehen und immer muffelig, alle hatten Angst vor ihm, aber mir hat er nie was getan. Tante Pauline war nett, Kusine Martha auch, aber launisch. Allzu oft brauchte man da nicht kommen, nur zwei, drei Mal im Sommer. Tante Pauline hatte einen riesigen Garten mit Gartenhäuschen, Springbrunnen, der ging nicht, und Hundezwinger. Der lag aber meist in der Küche neben dem Ofen und war gutmütig, und eine Fahnenstange am Tor.

Einmal fuhren wir zusammen mit Willi Petri, das traf sich zufällig so. Das war der zweite Sohn vom alten Petri nebenan. Deren Haus war zwar größer und neuer, aber ihr Garten war nicht so groß wie unserer, obwohl er bis zur Rosenstraße ging.

Der alte Petri war von kleiner Figur und bei der Bahn gewesen, und pensioniert, und hatte eine grobe Stimme.

Tante Amanda, die jahrelang möbliert bei uns wohnte, die jeden Tag nach Bielefeld fuhr, weil sie erste Verkäuferin in der Seidenabteilung bei Buddeberg war, erzählte es oft und gern, sie erzählte überhaupt viel, und meine Mutter sagte, daß man längst nicht alles glauben könnte, aber es war interessant. Und dies war bestimmt wahr: Wie sie vor dem Kriege als Lehrlin, wenn Petri den Zug abfahren ließ, alle zusammen die Köpfe rausgestreckt hätten und immer gerufen: „Wie groß isser? Wie groß isser?“ usw. usw., bis der den Löffel hochheben mußte, und dann riefen sie: „Sooo groß isser!“

Willi also war der Sohn und bei der Bahn nicht bange, und so stieg er mit meiner Mutter und mir zum Spaß in Isselhorst – übrigens stand da immer ein Denkmal am Bahnsteig, zum Dank an Gott, weil da mal der Zug entgleist war, wo der Kronprinz Wilhelm im Sonderwagen drin war, und dem war nichts passiert. In Isselhorst also, Onkel Willi voran, wir raus aus dem Zug und rin in die dritte Klasse, und, mein Gott, in Ummeln, raus aus dem Zug und in die zweite Klasse mit Polstern. Meine Mutter machte das mit, aber, o Gott, in Brackwede, da waren wir aber heilfroh, als wir da wieder raus waren, während Onkel Willi bis Bielefeld einfach drin sitzenblieb.

Petri hatte das Haus nur bauen können, weil ihn eine geborene Nagel aus Bielefeld geheiratet hatte, was man gar nicht hatte verstehen können, denn die Nagels hatten ein Fuhrgeschäft, aber er war dagegen gar nichts, nicht nur klein, sondern auch ordinär. Doch nun, zu meiner Zeit, da konnte Frau Petri gar nichts mehr verstehen.

Sie bohrte sich ein riesiges Hörrohr in das rechte Ohr, denn das linke ging überhaupt nicht mehr, und Petri mußte brüllen, daß man's bei uns hörte. Als sie starb, gingen weniger Leute mit als bei meiner Großmutter.

Als Gütersloh das hundertjährige Jubiläum hatte, holten wir uns eine Fahne von Onkel Heinrich, der sie uns lieb. Weil wir keine Stange hatten, hängten wir sie oben einfach aus dem Fenster raus, das ging auch so, schwarz-weiß-rot, wie alle die besseren Häuser. Alle waren deutschnational, und als sie in der Jahn-Turnhalle sangen, „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, da war auch ich schon fast ein Mann.

Kriegsgang

In einem Aufsatz im vierten Schuljahr mit dem Thema „Wenn es Sonntag ist“ hatte ich aus Versehen geschrieben. „Nach dem Kriegsgang macht meine Mutter den Braten, und ich . . .“

Als die den Aufsatz durchlas, damit ich keinen Fehler mit in die Schule nahm zu Lehrer Vieker, einem ganz aufrechten deutschen Mann und religiös, den hatte sie auch schon gehabt vor dreißig Jahren, mit weißem Vollbart und Vorsitzender im Turnergesangsverein, da hat sie gelacht über den Schreibfehler, der ja kein richtiger Rechtschreibungsfehler war, nur ein Schreibfehler, und einen anderen Sinn ergab. Ob wir in die alte Kirche gingen oder in die neue hing davon ab, wer predigte. Niemann, Schulte, Müller und Singer, der Otto hieß wie ich und mein toter Vater und unseren Bezirk hatte. Zu dem ging man nicht. Auch Schulte, der den Kindergottesdienst hielt, kam nicht in Frage. Im Kindergottesdienst, beim Vater-unser, wippte er immer, indem er bei jeder Bitte die Hacken anhub und auf die Zehenspitzen stieg.

Müller predigte ganz interessant, aber zuviel mit den Armen, und war aus Sachsen. Warum man den seinerzeit gewählt hatte, wußte keiner. Am besten war Niemann, der stand am ruhigsten, bewegte kaum mal die Hand. Den hatte Oma noch drei Tage vor ihrem Tode gehört und geweint, in der Nacht zum Mittwoch ist sie dann plötzlich gestorben. Niemann war auch Protector vom Kirchenchor, er hatte mal was mit Fräulein – aber das sage ich nicht, das durfte keiner wissen, das ist auch nie rausgekommen, aber meine Mutter wußte es von Clara Spiegelberg. Spiegelbergs Garten grenzte an unsern, die übrigens viel schlechteres Obst hatten, deren Birnen waren ohne allen Geschmack, und der Garten war viel kleiner. Clara Spiegelberg, die Schwester übrigens von Berta, die in Bielefeld mit einem Henze verheiratet war, deren Sohn Hans-Werner aber natürlich in den 20er Jahren erst auf die Welt kam und damals noch keine solche Musik versprach, wie er sie später komponiert hat. Clara Spiegelberg war nämlich Telefonistin, die durfte um Gottes willen nichts, nichts sagen, aber das mit Pastor Niemann hat sie doch nicht ganz für sich behalten können, das hat sie meiner Mutter unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, und meine Mutter mir, als ich schon größer war und Niemann, als Hitler kam, nach Bethel ging, denn er war Halbjude, das war auch besser. Er hat auch Oma beerdigt, obwohl Singer unseren Bezirk hatte. Jeremias' gingen überhaupt nicht in die Kirche, nur Weihnachten. Trotzdem hat er den Prozeß gewonnen. Ob da etwas nicht stimmte? Wenn man Studienrat war und oben wohnte, brauchte man dann nicht in die Kirche? Nicht mal in der Passionszeit? Beten taten die beim Essen auch, aber bloß vorher.

Mohns dagegen waren sehr fromm. Sie wohnten auch in der Bahnhofstraße, weiter oben, bis sie dann das Haus Ecke Kurfürstenstraße-Nordring bauten. Bei Mohns im Kinderzimmer hat es immer eigenartig gerochen. Außer meinem Freund Siegbert war da noch Reinhart, ein Jahr jünger und unauffällig, und ein ganz Kleiner, den sie albernerweise Häs nannten.

Warum hat Jeremias den Prozeß gewonnen, wenn die nicht in die Kirche gingen? Wegen dem Schwindel und Dr. Heppe, aber wenn Gott allmächtig war, und das war er . . . „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren. Kommet zuhauf“ – da ging es mächtig in die Höhe mit der Melodie, das kratzte im Hals, jedesmal wenn ich es frühmorgens zu Omas Geburtstag vor ihrer Schlafzimmertür singen mußte. Mutter hatte es da besser mit ihrem Alt, mir wurde die Kehle trocken, so frühmorgens, und die Augen flimmerten. Gottseidank nur drei Strophen, die genügten.

„Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet, der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe (oder strömender Liebe) geregnet“.

Aber so sichtbar hatte das bei Oma gar nicht geströmt, der Witwe, und ihr Gebiß verrutschte, wenn sie sich ärgern mußte.

„Lobe den Herren, was in mir ist lob' seinen Namen.“

Alles was Odem hat lobe mit Abrahams Samen.“

Da waren wir schon etwas tiefer gerutscht beim Singen, und dann war's ja auch bald aus, da machte es dann schon Freude, am Ende der Strophe, und dann gab's Kuchen.

Wenn wir in die neue Kirche gingen, dann saßen wir auf unserem Platz unter der Prieche. Tante Lieschen kam immer etwas zu spät, erst beim zweiten oder dritten Vers. Wir saßen seitlich von der Kanzel, gut zum Hören, man mußte jedoch den Hals immer stark drehen und schräg nach oben gucken. Denn der predigte ins Mittelschiff, wo die Männer mit ihren Vollbärten saßen und sangen und schnauften. „Sollt' ich meinem Gott nicht singen, Sollt' ich ihm nicht dankbar sein?“

Einmal hatte ich auch gepredigt, mit den Armen und lauter Stimme auf einem Holzstoß hinten im Garten, die Gemeinde zu meinen Füßen. Da haben sich welche hinterm Zaun bei Diekötters versteckt und gelauscht und haben dann fürchterlich gelacht, und ich schämte mich sehr.

Karfreitag, „O Haupt voll Blut und Wunden“ kann mir noch jetzt die Augen feuchtmachen, wenn ich nicht aufpasse. Aber noch schöner, das Letzte und Ewigste war vor der Predigt: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld. Es geht dahin, wird matt und krank, ergibt sich auf die Würgebank.“ Ja mein Gott aber wie kann das denn sein, Jesus, das arme Lämmlein, krank . . . ? Na, ich jedenfalls war zwar zart, aber gesund.

Meine Mutter kannte alle Strophen auswendig und brauchte überhaupt nicht ins Gesangbuch zu gucken. Tante Lieschen hatte nur wenig Stimme wegen ihrer geringen Nase. Ich mußte so nötig, doch bei Ein Lämmlein geht, vergaß ich's, und auch sonst war ja nichts zu machen, nichts als die Beine fest zusammenkneifen.

Der Busch und die besseren Häuser

Wenn ich zu Elbracht's Rieksken mußte, für drei Pfennig Hefe holen zum Backen, dann bekam der höhere Mensch sozusagen vom Busche sein Futter. Der Weg zu Elbracht's war nur zwei Minuten durch das Pättken bei Österhellwegs vorbei.

Tante Lieschen zitierte das Schwesternpaar aus dem Evangelium: „Nun gehst du zu Maria und Martha“, und meine Mutter sagte: „Und lehn dich nicht an die Wand, sonst fängst du dir was“.

Rieksken, und Martha, die Ältere, aber die zählte nicht mehr mit, die war nur noch im Stuhl gesessen, lebten von der Hefe. Die stand im Flur in einem Pappkarton, war aber besser als die bei Bäcker Diekötter. Es gab sie löffellweise, einen großen Suppenlöffel voll für drei Pfennig.

Bei Rieksken wurde nicht gespült, die mußten ihr Wasser auf dem Hof pumpen, und das Klosett stand auch extra, wie bei allen Häusern auf dem Busch, und im Hause roch es auch danach, weil Martha nicht mehr dicht war. Aber die Hefe war immer frisch.

Die Häuser auf dem Busch waren ohne Keller und aus Fachwerk mit Lehmfußboden. Und die Büscher oder Büsker, denn die sprachen Platt, das war ein Volk für sich, was die eigentlich machten, das wußte keiner so recht.

Bei Lehrer Schröder, der einen modernen Unterricht gab und plattdeutsche Sprichwörter durchnahm, folgte das Sprichwort: „Hei is uprichtig as'n Kausteert“. Dazu kam die Lehrerfrage, um uns das Denken beizubringen: „Wann ist denn wohl der Kuhschwanz wohl aufgerichtet?“ Einige Finger gingen hoch, Erhard Kramer, der vom Busch war, durfte die Antwort geben: „Wenn sie schießt“. Da war es mit der Reformpädagogik aber vorbei, Schröder bekam Schaum in die Mundwinkel und Erhard Kramer drei gepfefferte Stockhiebe, weil er ein schmutziges Wort gebraucht hatte.

Unser Haus war massiv, aus roten Steinen, mit Klosett im Hause, im Treppenhaus, aber ohne Wasserspülung. Da ist Oma mal runtergefallen, als sie nachts mußte. Da kaufte ihr meine Mutter einen Stuhl für ihr Schlafzimmer. Oma, obwohl arm und früh Witwe, die hielt auf sich und war immer proper. Sie putzte sich im Stehen ab, wegen ihrer langen Röcke ging das nicht anders. Sie erzählte wenig, las viel in der Missionsharfe oder im Gesangbuch und döste neben dem Herd im Sessel und las mir im Winter alle Märchen vor.

Von Frau Miele hat sie erzählt, als Miele noch bei Malermeister Lohmann in der Rosenstraße wohnten, daß die sonntags morgens in roten Pantoffeln zu Grabemann an der Ecke lief, wenn sie was nötig hatte.

Carl Miele, bevor er mit seiner Fabrik anfang, war aus Harsewinkel oder Versmold nach Gütersloh gekommen. Er war nur Maurer gewesen, außerdem waren Miele's katholisch. Daß die eine Villa, nein zwei hatten unter Meiers Bäumen, zwei, die neuere mit einem Turm bewohnten nun die Alten und die andere Carl Miele jun.! Die hatten's geschafft. „Du kommst sehr schnell und leicht zum Ziele, / fährst du ein Fahrrad Marke Miele.“

„Das Miele-Rad ist sehr stabil, / drei Zentner sind ihm nicht zuviel!“

„Miele, Miele, sprach die Tante, / die alle Waschmaschinen kannte“

Diese Verse hatte ihnen Herr Eickholz gemacht, der eine gute Stellung bei Miele

einnahm, die standen überall, außerdem bauten sie Bollerwagen und Schubkarren. Frau Eickholz ging auch in den Kirchenchor.

Die Häuser am alten Kirchplatz, wo Küster Kniepkamp mit seinem weißen Bart und Tante Ida wohnte, waren alle aus Fachwerk, aber mit Klosett im Hause.

Wenn man in den Botanischen Garten ging, kam man erst über die Dalke und bei Meiers Mühle vorbei. Da lag auch das Meierhaus, auch aus Fachwerk. Vom Meier hatte Oma zu dem Garten noch ein Stück dazugepachtet, für Kartoffeln. Dorthin trugen wir am Jahresende ein paar Mark Pacht, im Schrank standen Jagdgewehre. Meier Merklinghaus lebte von der Pacht und wenn er mal unter seinen Bäumen einen Bauplatz verkaufte, und alle zwei, drei Jahre gewann er einen Prozeß und bekam Schadenersatz von Willi Ruhenstroth, Sperrholz, jetzt Hibernia, weil dieser sein Wasser in die Dalke ließ. Das fiel ihm schwer und ärgerte ihn, weil er geizig war. In seinem Büro hatte er verboten, die Bleistifte mit diesen neumodischen Dingen anzuspitzen, wodurch sie schneller hin wären, und die Teppiche lagen in seinem Hause auf der falschen Seite, um sie zu schonen, wovon ich später selber einmal Augenschein genommen habe, als ich mich auch zu den höheren Menschen durchgeschmuggelt hatte. Ruhenstroths gingen nicht zur Kirche.

Ida Kniepkamm aber ist im Turm der alten Kirche, wohin die vom Kirchplatz alle flüchteten wegen der dicken Mauern, durch die Bomben zusammen mit vielen anderen Nachbarn umgekommen. Während keins der Fachwerkhäuser drumherum aus den Fugen gegangen ist. Aber da war ich schon Leutnant und über Gottes Walten, der alles so herrlich regieret, nicht mehr so erstaunt wie bei dem Prozeß Obloh gegen Jeremias.

Warum Bertelsmanns Verlag, der Gesangbücher und Bibeln und Schriften der Heidenmission druckte und den Christlichen Erzähler, den wir abonniert hatten, o ja! Mohns gehörte, konnte meine Mutter ganz genau erklären, aber ich hab's vergessen.

Auf dem Weg in die alte Kirche kam man auch an Bartels Haus vorbei, ganz aus Schiefer. Da hatte König Wilhelm drin gewohnt, als er 1850 den Grundstein für das Ev. Stift. Gymnasium legte. Wilhelm Bartels war das Vornehmste in ganz Gütersloh, und Niemöllers, Seidenfabrikanten. Herr Bartels, wenn man auf dem Kirchgang bei Bartels vorbeikam, dann wurde man selbst ganz stolz: daß es sowas gab! Wilhelm Bartels ging auf die Löwenjagd, flüsterte man, und beim Kriegerversammlung ritt er mit seinem dicken Bauch und Schärpe von oben bis unten auf einem Pferd vor der Kapelle her.

Wir mußten schon deshalb sparen, weil wir arm waren. „Zu betteln brauchen wir nicht“, den Ausspruch habe ich von Tante Lieschen oft gehört, meine Mutter war leichtsinniger oder zu eingebildet, die sagte sowas nicht, darum war auch leider immer Streit.

Das Klosett Papier hatte ich bei Tante Lieschen oben kleiner zu schneiden als bei meiner Mutter, übrigens machte das Spaß.

Aber sparen tat sie auch, und wie! Sie rannte zum Schlachter – den Namen weiß ich nicht mehr – hinter dem alten Friedhof, nein hinter dem neuen Friedhof, weil der das Pfund für zwei Pfennig billiger verkaufte wie der spisse Kniepkamp, der war nicht spitz, sondern hatte nur einen spitzen Bauch, an der Berliner Straße beim Busch. Die Bettler an der Tür bekamen ein Butterbrot, aus christlicher Nächstenliebe, mit Margarine.

Bei Horsti und Siegbert, da hingen Rollen, aber von der Zeitung, die man zum Feueranmachen brauchte, war ja immer noch sehr viel übrig, warum also kein Klosettpapier schneiden? Aber es war härter.

Bei Tante Lieschen

Oben, nachdem meine Oma gestorben war, wohnte Gerichtsassessor Hegener, das war ein ganz Netter, aus dem Sauerland, und sprach noch viel westfälischer als die alten Leute in Gütersloh. Mit dem löste ich Kreuzworträtsel. Zu Tante Lieschen sagte er Fraulein Obloh. Sicher hatte er damit recht. Tante Lieschen ist gewiß bis zum achtzigsten Lebensjahr Fräulein geblieben, und ich kann nicht beurteilen, wie schwer ihr das geworden ist. Aber bei Ibrüggers hat sie wiederholt den Schuh ausgezogen, dort latschte sie bald jeden Abend hin, und die Kinder, die ein sehr gutes Lebensmittelgeschäft und Kaffeerösterei an der Wilhelmstraße hatten, waren darüber ganz froh, denn sie unterhielt sich mit Tante Dorchen, die schon ziemlich alt war. Dort hat sie wiederholt ihr bloßes Bein gezeigt: ob da nichts dran zu sehen wäre, aber da war nichts, und Tante Anna Ibrügger, die sehr auf sich hielt, hat es mit gerümpfter Nase meiner Mutter erzählt, kurz vor dem Kriege. Ihr fragt nach dem Zusammenhang zwischen dem Fuß und der Jungfernschaft meiner Tante? Nicht, weil Dr. Goebbels einen Klumpfuß hatte. Richtig ist die Antwort, daß der Fuß immer hineingehört in einen Schuh, ja und ein Schuh ohne Fuß drin, macht der nicht immer ein unbefriedigtes, etwas trauriges Gesicht? Tante Lieschen las sehr freie Bücher und behauptete: „Nicht was in einen reingeht, macht einen schmutzig, sondern was aus einem rauskommt.“ Sie war klüger als meine Mutter, die nur sagte: „Dem Reinen bleibt alles rein“, dabei wischte und schrubte sie den ganzen Tag, und Hegener fragte, wenn er Prozeßakten mit nach Hause brachte: „Wieviel Jahre soll ich dem Kerl woll geben, Fräulein Obloh“, bis er nach Hermeskeil in der Eifel versetzt und Amtsgerichtsrat wurde. Tante Lieschen hat in ihrem Leben nie Heil Hitler gesagt, das wußten alle, daß die das nicht tat.

Auch Kuhlwilm nicht, wo wir das Hühnerfutter kauften. Der sagte stattdessen „Heil Deutschland“, das fand Tante Lieschen aber auch geschmacklos. Meine Mutter ließ sich gern bei ihm wiegen, sie aß so viel Süßes mit ihren Mittwochscaffeeeklatschfreundinnen, abwechselnd und nur vierzehntägig, aber auch sonst. Wenn die bei uns waren und starken Kaffee tranken, dann kreischten sie bald so laut vor Vergnügen, weil es immer so viel zu erzählen gab, daß ich in der Küche unwillkürlich mitlachen mußte. Ich durfte auch in die Stube, um die Torte rauszuholen in die Küche, denn mir war das da zu langweilig, weil ich nicht alles verstand, was die erzählten, zum Teil durcheinander, und keine ließ die andere ausreden.

Zu Hegener beklagte sich Tante Lieschen wiederholt, aber spaßeshalber über das Fräulein und meinte: „Ich sage zu Ihnen ja auch nicht Männlein oder Herrlein“. Aber geändert hat sie nichts. Fritzgen Schlink, der Jüngste von Geschwister Schlink, Spielwaren, ein gutes Geschäft in der Berliner Straße, grüßte am Stammtisch auch immer nur mit N'Abend. Einmal hat er sich was ausgedacht und grüßte: „Guten Abend zusammen, und ein schönes Heil Hitlerchen für die Andersgläubigen“ – aber danach hat ihm einer einen Wink gegeben, das hat er nicht nochmal getan.

Höhere Werte

„Ihr höheren Menschen, seid ihr nicht alle – mißgeraten?
... lernt über euch lachen, wie man lachen muß.“
(Nietzsche, Zarathustra)

Meine Mutter rief etwas gedämpft, aber bewegt: „Otto, komm ganz schnell, guck mal.“ Draußen auf dem Hof vor dem Küchenfenster stand Siegbert, stand beim Nasebohren. Und dann drehte er das Rausgeholte zwischen den Fingern rund und fraß es schnell auf. Die Augen meiner Mutter leuchteten. „Und Frau Mohn hat zu Fräulein Voß gesagt, du wärest gut erzogen.“ Agnes Mohn, geborene Seippel und Pfarrerstochter, die zwar aus der linken Hüfte etwas hinkte. Ja, wenn das stimmte, und es stimmte sicher, denn ich bohrte nicht in der Nase, wenn es jemand sah, ja mein Gott, dann war ich ja dem Siegbert weit voraus, hei! Und immer der Mutter schön Freude machen. Sie hieß Anna, ich Otto, kann man beide von hinten und vorn lesen. Und A und O heißt außerdem Anfang und Ende, das ist so. Horsti blieb weg und Hermännchen war ausgezogen. Mit Karl-Heinz Mäde war die Freundschaft nur ganz kurz. Die hatten einen Laden, ganz dicht beim Busch. Von dem brachte ich das Lied mit nach Hause: „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren / In einer lauen Sommernacht“.

Das wurde fürchterlich. Da kriegte sie einen ganz großen Anfall. Haute los, aber das meiste daneben, mit der Hand, ein Kochlöffel war ihr viel zu umständlich. Ich schrie, daß es die Nachbarn hörten. Schlager, schrie sie, das andere habe ich vergessen, doch, noch was: Gassenhauer! Gassenhauer!! Mit Karl-Heinz war es ein für allemal aus.

Mit sechs Jahren, als ich eben lesen konnte, bekam ich Klavierstunden. Bei Lehrer Schröder, Vorsitzender vom Haus- und Grundbesitzerverein, für fünfundsiebzig Pfennig. Er gab auch Unterricht in Schreibmaschine und Nachhilfe in Rechnen, Deutsch, Latein. Das gab er alles gleichzeitig. Die Schreibmaschine stand aber in der Küche. Er war ein kleiner flinker Mann mit einem Spitzbart und flitzte immer hin und her, aber er war streng und haute einem manchmal auf die Finger, wenn man nicht geübt hatte. Denn darauf kam alles an, daß man zu Hause jeden Tag $\frac{1}{4}$ Stunde übte, übte, übte, aus Damm's Klavierschule. Ich mußte, das Klavierspielen habe ich lernen müssen, gemußt, weil meine Mutter wollte, daß es bei uns Hausmusik gäbe. Es ist nicht viel draus geworden. Doch bin ich die Klavierstunden erst nach Jahren losgeworden. Aber es kam viel schlimmer, als mir so mit 12, 13 Jahren ein Cello angehängt wurde. Da war es mit meiner Lebensfreude und allem möglichen anderen aus.

Herr Heitner gab am ganzen Ev. Stift. Gymnasium den Musikunterricht, Rechnen nur in Sexta und Quinta. Und da ich gut singen und rechnen konnte, kam das mit dem Cello. „Wer spielt ein Instrument?“ fragte er. Übrigens meldete sich auch Günter Bartels aus der Kirchstraße und antwortete – ich hätte das nie gewagt – „Naturposaune“. Das war für Heitner, der cholerisch war, aber darum nicht schlug, weil es zu gefährlich werden konnte, sondern nur in die Backe kniff, zuviel. Er schrie und tanzte auf dem Podium herum, daß die meisten nun doch Angst um ihn kriegten. Als er sich soweit gefangen hatte, lief er raus zum Chef, der ein besonnener Mann war und unter den Nazis deutscher Christ wurde. Er hatte ein Religionsbuch verfaßt: Fliedner, Caspar, Mützelfeld. Der kam und zog Günter Bartels nur am Ohr, aber Heitner war beruhigt.

Den Anfangsunterricht bekam ich von Hans Tödtmann, der ausgerechnet bei Mohn möbliert wohnte, aber die nahmen wohl doch keine Miete dafür, denn er war Pfarrerssohn. Die ließen ihn wohl wohnen, ja mein Gott, auch vielleicht wegen ihrer Töchter, von denen er später eine geheiratet hat. Denn obwohl sehr fromm, war man bei Mohns von christlicher Fröhlichkeit, und Herr Mohn drückte einem immer so kräftig die Hand, daß es wehtat.

Ich habe Siegbert immer bewundert, wenn er im Garten hoch in der Luft über den Balken am Turngerät balancierte. Die Kletterstangen kam ich auch wohl rauf, dagegen, was Siegbert konnte, das machte ihm keiner nach.

Aber ich weiche aus. Hans Tödtmann bekam für die Stunde fünfzig Pfennig, worin sich meine Mutter und die Kasse von Heitner mit den Einnahmen aus dem jährlichen Schülerkonzert teilten. Später ging ich dann mit dem Cello unterm Arm zu Fräulein von Holst, direkt gegenüber von Meiers Mühle. Eins war so schlimm wie's andere, denn ich übte eben nicht genug. Fräulein von Holst, die wie ihre Mutter einen Herrenschnitt trug und Zigaretten rauchte, gab mir den Rat, als Deutschland von Hitler wiederbewaffnet worden war, ich täte wohl gut daran, Offizier zu werden.

Das Schlimmste waren die Konzerte, mit Haydn-Symphonien unter Auslassung allzu schneller Sätze und dann und wann einer Leonoren-Ouvertüre. Ich spielte falsch, nicht sauber genug, wußte es, fühlte mich beobachtet, strich mit hochrotem Kopf und entsetzlicher Angst vor ich weiß nicht was das Instrument zwischen meinen Beinen.

Welcher innere Teufel mich dann später auch noch auf die Orgelbank gezerzt hat, so um die Zeit meiner Konfirmation herum, wo ich trotz meiner Zweifel Pastor Florin zuliebe heftig gläubig war, das bleibt mir trotz allem Vorangegangenen dennoch ein Rätsel, wie als ob der Akt der Selbstzerstörung anders nicht schnell genug erfolgte.

Immerhin, Florin, Anstaltspfarrer am Ev. Stift. Gymnasium, war in der Bekennenden Kirche, wie die Stadtpfarrer auch alle. Während sämtliche Lehrer am Ev. Stift. Gymnasium alle ziemliche Nazis waren, bis auf zwei, Huth, Mathematiker, und Kellner, Latein und Griechisch. Dieser war im Jungdeutschen Orden von Arthur Mahraun gewesen, der von den Nazis aufgelöst wurde. Der andere wurde während des Krieges in der Heil- und Pflegeanstalt Gütersloh euthanasiert.

Hitlerjunge

Schon im Sommer '32 konnte man sich zylinderförmige schwarz-weiß-rote Bonbons kaufen, in deren Mitte ein Hakenkreuz war, das noch ganz symmetrisch blieb, wenn man das Ding schon plattgelutscht hatte. Als ich dann eben 14 war und bei meiner Mutter der SS-Mann und Studienassessor am Ev. Stift. Gymnasium Ernst Langemann möbliert einzog, der eine Pistole im Schrank hatte, kamen die Nazis und ich im Laufe des Jahres in die Hitlerjugend.

Jahre vorher schon hatte ich mit Hans Lütgert, einem neuen Freund, vor einem Plakat gestanden, wie sie an den Mauerwänden klebten, mit der Inschrift JUDEN-KRIEG. Hans hatte eine zu laute Stimme für meine Mutter, durfte aber trotzdem kommen. Sein Vater war im Kriege Hauptmann gewesen, jetzt Pferdehändler an der Berliner Straße. In der Adventszeit stellten wir uns um Hans herum und sangen,

um ihn zu ärgern: „Es ist ein Roß entsprungen / aus Lütgert's Pferdestall. / Die Alte kam gesprungen . . .“

Friseur Horstkotte sprach mit uns auch über das Plakat und sagte, daß Lina Stern, die an der Ecke bei Grabemann wohnte und Klavierlehrerin war, als Marketenderin mitziehen würde in den Judenkrieg, aber er mochte sie ganz gern, wie alle in der Nachbarschaft.

Unsere H.J.-Heimabende fanden im Kellerraum der Villa Mohn statt, weil Hans Heinrich, der älteste der Brüder, für die Nazis begeistert war. Er ist im Polenfeldzug gefallen.

Wenn wir durch die Straße marschierten, sangen wir:

„Es zittern die morschen Knochen“

„Ihr Spießer, ihr Bonzen, wir sind auf der Wacht“

„Hängt die Juden, stellt die Bonzen an die Wand.“

„Und wenn vom Messer spritzt das Judenblut,

dann geht's nochmal so gut“

„Wir werden weiter marschieren,

wenn alles in Scherben fällt,

denn heute gehört uns Deutschland,

und morgen die ganze Welt.“

Ich habe keinen Dienstgrad erworben, aber das GOTT MIT UNS auf dem Koppelschloß putzte ich wie die anderen auch mit Sidol.

Onkel Heinrich nahm mich '34 oder '35 in seinem Auto und Martha und Tante Pauline zum Bückeberg mit. Der braune Auflauf war ja imponierend. Und dann kam Er vorbei. Als er zu reden beginnen wollte, sagte Onkel Heinrich, wie immer muffelig: „Los, ab, kommt“. Wir gingen den Weg durch die Reihen nach rückwärts und fuhren davon.

Herr Jeremias, ich war mit Hermann wieder befreundet, brachte uns dann und wann einen „Stürmer“ mit, er lachte dann hämisch über die widerlichen Judennasen und fragte uns, ob wir ihm mal ein paar Bonzen zeigen könnten, von denen wir so kriegerisch sangen, im Dritten Reich.

Zu Lina Stern sagte ich, sie müsse Verständnis haben, wenn ich in Uniform vorbeikäme, müßte ich sie mit dem deutschen Gruß grüßen. Sie antwortete: „Aber sicher, Otto, wir sind ja auch Deutsche, und das ist ja der Führer von Deutschland, und damit auch unser Führer“.

Mit dem Judenstern habe ich sie dann nur noch kurz vor dem Kriege einmal gesehen, da war ich schon Student.

Meine Mutter hatte vorher nie beim Juden gekauft, auch bei Katholiken nur ungern. Wohl in Bielefeld, bei Alsberg (der Teppich existiert noch), weil es eben dort viel billiger war und wo sie keiner kannte. Als dann die Nazis da waren, kauften wir aus Opposition bei Eisenstein und Herzberg.

Das sagte ich auch dem SS-Mann Langemann ins Gesicht, obwohl wir bei ihm Geschichte hatten, das konnte ich mir wegen meiner vielen Zweien leisten.

Und aus dem Religionsunterricht bin ich in Sekunda ausgetreten, weil wir bei Herrn Kühn bekamen, der deutscher Christ war wie der Direktor. Ich mußte deswegen zu Direktor Fliedner in die Wohnung kommen, das war der erste Fall in der Geschichte des Gymnasiums, und er war besorgt wegen des schlechten Beispiels.

Ich habe ihm und auch Kühn gesagt, daß ich bei einem Deutschen Christen keinen Religionsunterricht mitmache. Das ist die einzige Protesthandlung gewesen. Bei Aufmärschen habe ich mich wie die anderen auch, wenn's ging, gedrückt. Ich ließ mich von der HJ ins NSKK überführen und wurde auf eigenen Antrag Parteianwärter, weil ich ja den Studienrat anstrebte.

Im Sommer '33 mit einer Gruppe von 12 aus unserer Klasse in einem Gasthaus nahe der Polnischen Grenze. Wir waren unter der Führung von Langemann auf Fahrt. Wir hatten mit unseren Fahrrädern das Tannenbergdenkmal und dann auch Gut Neudeck angesteuert, um Hindenburg einen Besuch zu machen, übten dazu extra ein, zwei Lieder. Hindenburg war aber nicht zu Hause.

Im Nebenraum wurde ein Junge von SA-Leuten verprügelt, er schrie. Immer wieder klatschten die Schulterriemen. Die meisten von uns rührten sich nicht, einige gingen entsetzt an die Glastür, wir sahen, wie sie ihn festhielten und die anderen auf ihn einschlugen. Inzwischen brachte man uns die Bratkartoffeln mit Spiegeleiern. Der Junge habe eine Hakenkreuzfahne irgendwo heruntergerissen, erklärte uns Langemann, und hier im Grenzgebiet müsse eben hart durchgegriffen werden.

Gestern, in der Nacht, nachdem ich dies niedergeschrieben hatte, träumte ich:

Ein Galgen, sehr hoch, oben ein 10jähriger Junge, am Fuß des Galgens ein SS-Mann oder Richter in Zivil, blond, groß, ca. 30 Jahre alt. Ich beschwöre den Richter, das Urteil nicht zu vollstrecken: „Das ist ja noch ein Kind! Nach was für einem Recht?“ Er: „Nach dem deutschen Gefühl“. Ich war mit dem Richter im gleichen Kurs mit vielen anderen in einer Art Jugendherberge untergebracht. Jetzt überfiel mich Angst, will nicht mehr zu dem gemeinsamen Essen gehen, will abfahren, weiß nicht, ob ich trotz meiner Kriegsbeschädigung noch vor ihm sicher bin. Ich sage zu meiner Tochter, sie solle nur gleich mitfahren, wir sind ein paar hundert Kilometer östlich von Wien, sie könne ja dann südlich abbiegen.

Mit dem Maul war ich allerdings nicht träge, so daß Lehrer Schierbecker meine Mutter warnte: „Ihren Sohn, den stellen sie noch mal an die Wand“, was er mir zu meiner Entnazifizierung 1946 schriftlich bestätigt hat. Aber man war ja nicht dämlich, wo es nötig war, wandten wir den deutschen Blick an: nach rechts und links hinten, wie ein Hund sich in fremder Umgebung durch sein Herumschnüffeln versichert, daß da keine Gefahr ist.

Als ich zwanzig war, kam der Krieg.

Ich habe keinen Augenblick an Deutschlands Sieg geglaubt oder ihn erhofft, aber leidlich strammgestanden, Leute ausgebildet, Telefondrähte gelegt und die Funkverbindungen zwischen VB, Gefechtsstand und den Kanonen hergestellt.

Die höhere Bildung

Auf der Schule bin ich mit der Weltanschauung der Nazis, die mir immer wieder durch einen feinsinnigen, verehrten Griechischlehrer und dessen Interpretation antiker Texte empfohlen wurde, nicht fertig geworden. Die anderen Pädagogen unseres Gymnasiums waren ganz mittelmäßige Typen, einschließlich Fliedner, der uns in Prima in Geschichte hatte, Freiherrn vom Stein verehrte und Marx in wenigen Minuten behandelte.

Fliedner hatte zu seinem Religionsbuch auch noch ein Lehrbuch der Geschichte für alle Stufen verfaßt, er hatte in Geschichte seinen Doktorgrad erworben und Jahrzehnte in der Prima Geschichte unterrichtet. Nach dem Kriege hat er mich gefragt, wo denn nach meiner Meinung der Hitler wirklich falsch gehandelt habe, von den Juden mal abgesehen. Er ist vorzeitig pensioniert worden, damals.

Auch Rothfuchss Deutschunterricht war mickrig, der konnte nicht denken, er gab mir im Abitur eine Eins. Er war ein lieber guter Mensch. Als er vom Reichsparteitag in Nürnberg erzählte, leuchteten seine wasserblauen Augen. Was sie so leuchten machte, war die Kameradschaft mit dem einfachen Manne auf dem Massentransport im Güterzug.

Unser Englischlehrer hat Arnold Rhein, der als Missionarssohn aus Jerusalem in unsere Oberstufe kam, wiederholt fertiggemacht, wegen seiner „Herkunft aus dem Heiligen Lande“ und weil er nicht gegen die Juden war. Unser Englischlehrer hat in der Prima zur Diskussion gestellt, ob eine arische Frau, die von einem Neger oder Juden ein Kind habe, danach je wieder saubere Nachkommen zur Welt bringen könne. Er sagte: „Schwarz ist immer dominant, die Mutter ist im Rückfluß des Blutes des Kindes vielleicht für immer verseucht“.

Bei Billig lernten wir die nordische Rasse und die minderwertigeren Rassen kennen und die Mendelschen Bohnenversuche und Ahnenforschung. Damit ging es auf der Seite meines toten Vaters recht hübsch weit zurück, sogar mit einem Ratsherrn. Aber bei uns in Gütersloh wies das Kirchenbuch alsbald einen Stallknecht als Ahnherrn auf, über den selbst Tante Lieschen die Nase rümpfte – nein, das konnte sie nicht, aber doch recht beleidigt war und erklärte: Obloh, das war übrigens davor Oblau und noch früher Obelau, das sind eben Hugenotten und um des Glaubens willen Vertriebene und ganz gewiß was Höheres.

Billig hatte sich in seinem Garten als Reserveoffizier des ersten Weltkrieges mit steifem Bein für Alarm einen Unterstand gebaut. Als die Bomben fielen, hat ihm eine den Kopf abgerissen. In derselben Nacht wurden auch wir bombengeschädigt. Die Klosetts hinter dem Treppenhaus wurden abgerissen. Tante Lieschen war im Keller, aber meine Mutter war lieber die paar Häuser weit zu Bertelsmanns Verlag geflüchtet, wo das viele Papier, was dort über dem Luftschutzkeller lagerte, einen guten Schutz bot. Beiden ist nichts passiert.

Aber dieser Wachtelborn, dem man im ersten Weltkrieg ein Stück von seinem rechten Daumen abgeschossen hatte, der glaubte so sehr an den Kosmos und das Gute im Menschen, daß er auch den Nazis nicht mißtrauen konnte.

Er war gut und gerecht, saß hinter seinem Pult und war nie aufgeregt.

Unsere Griechischkenntnisse waren schwach, denn die Grundlagen in der Tertia hatte Assessor Jung gelegt. Das war ein Unikum von zirka vierzig Jahren mit schöner blanker Glatze und Bäuchlein. Er wohnte bei Johanne Ükmann und aß am Mittagstisch der Geschwister Kohlhasse in der Rosenstraße, kam also täglich an unserem Hause vorbei.

Nach den Klassenarbeiten vertraute er die Hefte mir und Hans Schröerswarz an, dessen Vater Sparkassendirektor war, und der sich '33 gleich vom Dach der Pavenstädter Mühle in die Dalke stürzte, weil ihm die Nazis einen Prozeß machten. Er blieb aber am Leben und wurde Vertreter. Also mit Hans Schröerswarz und den Heften verschwand ich in der Hohenzollernstraße in einem Hauseingang, wo

wir ein paar Fehler ausmerzten, um Jung die rote Tinte sparen zu helfen. Abends ging er in den Bahnhof und trank mit Langemann und anderen Unverheiraten Bier.

Jung war aus Dortmund, sprach dementsprechend und hatte den Spitznamen Knochen.

Als der einmal aus der Anabasis übersetzte: Weil die Soldaten hervorragend geübt waren, ließ sie Kyros täglich viele Stunden exerzieren – obwohl es natürlich heißen mußte: obwohl die Soldaten . . . – da hat Mohn sich gemeldet und die richtige Wiedergabe des Partizips vorgeschlagen, doch Knochen rief: „Hä, do, do scheint mir ja ein seltener Vogel zu sein, hast mal was gehört von Fußball-Cepan und Kuzorra? Wie die üben!“ Damit war die Sache geklärt.

Knochen strich durch die Klasse, hin und her, und fuhr mit seinen warmen Wurstfingern zart über unsere Nacken und über die Hände, die sich ihm auf den Tischplatten anboten. Ich bin sicher, daß ich ihm meine Hand präsent hinlegte, ohne was Aufregendes dabei zu denken. Heute weiß ich erst, daß er wohl bemerkt hat, was unsere Finger unter den Bänken bei uns und dem Nachbarn zurechtfummelten. Fitti, ein Spitzname für Fritz, und ich vollendeten das dann nach der sechsten Stunde auf dem Klo vor dem Heimweg und andernorts, mit nur mäßig schlechtem Gewissen, denn das war einfach zu schön.

In Gruppen ist bei uns nie onaniert worden, das schien vielleicht doch wohl zu unanständig und gefährlich. Schließlich hatte der Führer den Stabschef Röhm aus diesem Grund nahezu eigenhändig erschossen. Und dann stellte man nach einer Razzia im Kloster Waldbreitbach fast alle Mönche vor Gericht und machte ihnen einen gründlichen Prozeß. Florin war vom religiösen Standpunkt aus nicht für allzu harte Strafen, Langemann aber gerade. Der Stadtrat von Cröv an der Mosel aber beschloß, seinen Cröver Nacktarsch umzubenennen in Waldbreitbacher Himmereich – das aber nur als Witz.

Sowas bewegte uns damals in den Schulpausen wo wir beim Furz „Heil Hitler“ sagten und dazu: „Muß man doch sagen, wenn einer aus dem Braunen Haus kommt“. Zudem verschwand Fritz Kern jun. aus Kerns Käsegeschäft ganz plötzlich, der beim Verkaufen immer so fröhlich lächelte, sowie ein Sturm- oder Haupt- oder was für'n Führer in Jungvolk oder HJ, Verkäufer in einem Blumengeschäft, Baumann glaube ich, ja und noch einer, auch Blumen, Ecke Berliner-Schulstraße. Jeremias hat dem Knochen mal einen Harzer Käse, der schon recht weit war, in die Rocktasche gleiten lassen, denn er schnüffelte so gerne. „Was stinkt das hier? Fenster auf!“ Wir: „Herr Jung, das ist die Gasanstalt“ – die hinter dem Schulhof stand und bei Westwind stank. „Nä, das kommt nicht von draußen, Fenster auf!“ Mit Vorliebe fuhr er sich mit drei Fingern durch die hintere Spalte und roch dann genüßlich daran. „Feixen, das können se, nichts as feixen, aber Ostern, Ostern! Dann kommen mir die Klageweiber angewetzt und heulen mir die Bude voll.“ „Geh auf die Jagd!“ „Geh nach St. Pauli, werde Heringsbändiger!“ „Geh ins gelbe Haus!“ Wir haben viel gelacht, aber die meisten Stunden waren langweilig. Als mal einer sagte, daß es in der Kaegi-Grammatik aber anders stünde, da schrie Knochen mit seiner krähenden Stimme: „Ach, der Kaegi, dieser Clown, dem habe ich schon manchen Fehler nachgewiesen.“

So war es für Wachtelborn in der Oberstufe nicht ganz leicht, unsere Kenntnisse aufzurichten. Doch er lehrte uns, den Kosmos der Griechen zu verstehen und die apollinische Welt zu bewundern mit ihrem ‚Nichts zu sehr‘, um den stets drohenden Mächten des Chaos gewachsen zu sein.

Das war die höhere Bildung.

Dazu dann noch einige Jahre später den Heidegger nachgestammelt, und die Luftschaukel zwischen Sartre und Sokrates, zwischen Äschylus und Arrabal war für Jahrzehnte im Schwung.

August Kühn Schutz und Schirm des christlichen Abendlandes

Besondere Güte wird altem Wein nachgesagt, von Kennern, die sich solchen Luxus leisten können. Sehr alter Wein aber wird auch von solchen Kennern nicht mehr getrunken, sondern lediglich noch vorgezeigt, in alten Flaschen und mit Hinweis auf Dokumente, die seinen besonderen Wert belegen sollen. Mit dem Wein, dem alten, ist das so, aber mit der Zeit, der alten, soll es mit der ebenso sein? Ist sie, je weiter, je ferner zurück, um so besser? – Nur ein Versuch, mit nicht allzu viel Phantasie, zu einer Zeit hin, die heute mit dokumentenreichen Ausstellungen glanzvoll verklärt wird: Nehmen wir uns einen Jahrgang heraus, 1662. Zeit wurde von Menschen meßbar gemacht, so wurde sie nicht nur von, sondern auch an Menschen meßbar. Nehmen wir uns einen des Jahrgangs 1662 – nein, nicht Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, sondern einen Namenlosen. Falsch, freilich hatte auch der, den berichten zu lassen wir unternehmen, seinen Namen, jedoch einen glanzlosen, einen, den die Geschichte vergessen hat. Setzen wir uns zu ihm auf die Treppenstufe am Franziskanerkloster neben der Residenz in München. Erbärmlich kalt ist es, ein Februarmorgen 1726, unser Mann friert in seiner zerlumpten Kleidung. Ein alter Mann, die anderen Bettler vor der Klosterpforte sind alle um einiges jünger. Warum? Dieser Mann, lebte er heute, würde er das letzte Jahr vor seiner Rente stehen, seine Unterlagen für die Invalidenversicherung oder die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte ordnen. Auch jener Namenlose ordnet, seine Erinnerungen.

„Unserem allergnädigsten, durchlauchtigsten Herrn, heute geben ihm die Herrn Patres mit das letzte Geleit, nicht Zeit dafür werden die deshalb haben, uns unsere Bettelsuppe zu reichen.“ Der Alte zieht sich seinen verbleichten Rock noch etwas enger um die Schultern, der Schneewind fährt ihm gar zu arg an die frostgerötete Haut. Dann fügt er murmelnd hinzu: „Das letzte Mal, daß ich unter dieser Durchlaucht zu leiden hab. Das letzte Mal! Aber eine Nachfolge ist schon bereitet.“

Den nebendran sitzenden Lumpengestalten klingen diese mit wenig Atem gesprochenen, leisen Worte des Leidensgenossen wie Ketzerei in den Ohren. Gegen die Obrigkeit, die gottgewollte Ordnung hatte sich das angehört. Leiden, unter dem allerhöchsten Landesherrn? Frug ihn da einer, ob er für sein Hocken beim Franziskanerkloster gar dem Herrn Kurfürst, Gott hab ihn selig, Schuld geben möchte, ein anderer, mahnend, riet ihm an, solches niemanden sonst hören zu lassen, es könnte ihm Übles eintragen. – Andere Bettler, die dabei hockten, hofften auf eine unterhaltsame Erzählung, und einer war dabei, der auf seinen eigenen Vorteil bedacht darauf spannte, etwas zu erlauschen, was er der Obrigkeit würde zutragen können für einige Kreuzer.

„Als Kind hab ich's immer gesagt bekommen, daß meine Mutter schwangeren Leibes mit mir bei den Bittprozessionen gewesen ist, wegen dem, daß die durchlauchtigsten Eltern in Sorge waren um einen männlichen Erben. Meine Eltern hätten meiner nicht mehr bedurft, denn mein ältester Bruder stand schon vorge-merkt im Zunftbuch der Zimmerermeister. Mein Vater war Zimmermann. Hat bald nach der durchlauchtigsten Geburt Arbeit bekommen durch ihn, weil da der

Baumeister Barelli aus Italien hergeholt worden ist und ihm Auftrag für die St. Cajetankirche bei den Theatinern gegeben wurde.“

„Der Bau der Kirche zur Erinnerung an unseres durchlauchtigsten Landesherrn Geburt hat also deinem Vater Verdienst eingebracht. Wo ist da ein Schaden für dich gewesen?“

„Ich klage nicht darüber, obwohl recht oft der Lohn für erbrachte Arbeit schuldig stehen blieb und inständig angemahnt werden mußte. Des Herrn Kurfürsten Vater, der vormalige Kurfürst also, er und seine allerhöchste Gemahlin, aufwendig führten die ihr Leben und hielten Hof, als sei kein Schwedenkrieg durchs Land gegangen davor. Darüber sind die Kassen nicht selten leer geworden und das Volk hat sie aufs neue füllen müssen. Aber das ist so nach Recht und Ordnung, ich klage nicht darüber. – Als ich vierzehn Sommer erlebt hatte, da war der fürchterliche Brand in der Residenz, den zu löschen ich meinem Vater hab helfen dürfen. Die Zunft der Zimmerleute ist immer dabei, wenn ein Brand zu löschen ist. Seht hinüber, auch aufgebaut ist alles wieder, längst, doch damals ist die Kurfürstin Mutter darüber gestorben. Und als drei Jahre darauf dann auch der Vater ins Grab gelegt werden mußte, da wurde der, den sie heute eingesargt haben, sein Erbe. Selbigerzeit wurde ich inne, daß es mit mir nichts werden würde in der Zimmererzunft, sagen ließ man mir, nicht einer mehr könnte aufgenommen werden, sonst könne der Fall sein, daß alle kein Auskommen mehr hätten in diesem Gewerbe. Mein ältester Bruder sollte Meister bei ihnen werden, mein anderer Geselle. – Für des Kurfürsten jüngeren Bruder, den Herrn Joseph Clemens, stand immerhin ein geistliches Fürstentum bereit.“

„Hättest vielleicht du gemeint, dir tragen sie das kurkölnische Fürstbistum an?“ lachte einer dazwischen.

„Mein Sinn ging in diesen jugendlichen Jahren auf einen Hausstand, eine Frau. Und da solches hier nicht zu erreichen stand, vermeinte ich es anderswo zu erlangen. Bei den Floßleuten verdingte ich mich, die Isar hinab und die Donau weiter, mal hinauf bis Regensburg, mal hinunter bis Wien sogar. Und wieder zurück. Dabei war ich so auch, wie die prachtvolle Brautausstattung von dort hergebracht werden mußte, die der ersten durchlauchtigsten Gemahlin, der Kaisertochter Maria Antonia. Davor und auch danach noch, da haben wir viele junge Bauernburschen und Handwerks- gesellen die Donau hinab gebracht, Rekruten der kurbayerischen Regimenter, und Kriegsgerät. Das war, weil unser Herr Kurfürst seinem kaiserlichen Herrn Schwie- gervater gegen die Türken beisprang. Und eines Tages hatte auch ich so einen schlecht genähten Rock am Leib. Trotz Teuerung und Türkensteuer für diesen Krieg bin ich davor immer an ausreichend Essen gekommen, aber weil ich mit einem Hauptmann, dem ein paar Mann abgingen für sein Regiment, weil ich mit dem zur Nacht gegessen und getrunken habe, mußte ich danach argen Hunger leiden. Trotzdem habe ich mithelfen müssen, dem Kaiser das Land Ungarn zu erobern, bis Neuhäusel und Ofen sind wir gezogen. Zwei Paar Schuhe habe ich durchlaufen dürfen und es wären drei oder vier gewesen, wenn wir welche neu bekommen hätten, wo sich die alten in Fetzen aufgelöst haben. Das Marschieren hat für mich dann noch kein Ende genommen, als es mit den Türken vorderhand vorbei war. Da ging es, weil ich nicht abgedankt wurde, hinauf nach Holland. Ihr wißt es ja noch, da war unsere Durchlaucht Statthalter. Deswegen, weil sein Sohn,

der durchlauchtigste Kurprinz hätte Erbe werden können am spanischen Habsburgerreich, zu dem die Niederlande zählten. Die Mutter des Erbprinzen war ja bei seiner Geburt gestorben, doch der Durchlauchtigste hatte keinen Kummer darüber, dieweil er sich jederzeit ausreichend mit Mätressen vergnügen konnte. Bekümmert hat ihn dann aber der Tod des durchlauchtigsten Kindes. Starb doch mit dem auch die Anwartschaft auf das spanische Reich. Ich war dabei, als man das Leichenbegräbnis hielt in Brüssel.“

„Was klagst du, ich verstehe nicht? Du warst in diesen Jahren in den Niederlanden, im Bayernland aber wurde eingetrieben mit eiserner Hand, damit der Durchlauchtigste das Geld zur Hofhaltung dort hatte. Denn nur wenig, hab ich sagen hören, hat in jenen Jahren der Kurfürst zugestanden bekommen an Abgaben von den dortigen Ständen. Es ging die Rede, er brocke das bayerische Brot in die niederländische Suppen.“

Nachsichtig übergang der Alte den Einwurf des anderen. „Nicht meinen darf man, wir Soldaten wären dabei gewesen bei Bällen und Jagdvergnügungen, bei Bootsfahrten und Landpartien. Wir lagen auf die Festungen verteilt, Delinquenten gleich, auf stinkendem Stroh in den Kasematten. Da des durchlauchtigsten Herrn Schulden übermäßig wuchsen, blieb oft der Sold aus und dürftig und knapp war unsere Montur, von der Fourage ganz zu schweigen. Schimmeliges Brot erschien uns manchmal als köstliche Labung. Gott sei mein Zeuge, daß wir nie etwas im Überfluß hatten, außer Ungeziefer. Etlichen Soldaten sind die Zähne ausgefallen, mir aber sind sie noch geblieben. Damit hatte es bei mir noch Zeit, sonst wäre ich entlassen worden von den kurbayerischen Fahnen. Wegen der neuen Flinten nämlich mußte ein Soldat seine Zähne besitzen, zum Patronenabbeißen. Mancher hat sie sich vom Feldscher wieder festklopfen lassen, oder Leichenzähne statt der verlorenen. – Wir sind auch wieder abgerückt aus den niederländischen Festungen, statt unser sind Franzosen da hinein, zum Ärgernis seiner kaiserlichen Majestät und der holländischen Stände. Wir sind in die Heimat zurückgekehrt und wurden bei den armen Landsleuten ins Quartier gelegt. Und wie wir im Jahr darauf nach Tirol gerückt sind und uns verstattet war, wie die Türken zu hausen – dabei hatten die Muselmanen so arg wieder nicht gehaust –, hatte die Not noch lange nicht ihr Ende. Hinausgetrieben sind wir wieder worden aus dem Land in den Bergen. Und wieder ward uns ein Winterquartier dann, bei armen Leuten, denen es selbst am Notwendigsten mangelte. Neue Regimenter wurden aufgestellt, wegen dem Vertrag des Durchlauchtigsten mit dem Franzosenkönig. Dessen Soldaten sind, nicht weniger hungrig als wir, zu Tausenden, regimenterweise auch noch ins Bayernland eingefallen, die kaiserlichen, feindlichen nun taten es ihnen gleich und niemand konnte unterscheiden von den geschundenen Landleuten, wer sie von denen schlimmer bedrückte. –

„Du mußt uns nicht erzählen, daß es viele Jahre Krieg gegeben hat. Krieg ist eine Gottesgeißel, wie Pestilenz und Hungersnot. Der sündige Mensch hat es zu tragen, wie der Herr es gibt.“

„Wenn du es sagst, hat es Gott gefallen, daß ich nicht mit dabei sein mußte, als im Sommer des Jahres des Heils 1704 das Heer des Durchlauchtigsten und die Armeen der katholischen Majestät von Frankreich so fürchterlich geschlagen wurden beim Schellenberg und bei Höchststätt. Geschlagen von der Armee des heiligen römischen Reichs Kaiser und seinen protestantischen Bündnisvölkern.“

Durchlaucht Maximilian Emanuel mußte sich danach und für lange Jahre an den unteren Rhein begeben, begleitet vom Rest der kurbayerischen Truppen. Der durchlauchtigsten Frau Kurfürstin in München war nur noch eine Leibgarde erlaubt, außerdem war ihr nicht erlaubt, das Land zu verlassen. Für eine Königstochter muß dies hart gewesen sein – ihr wißt, die zweite Gemahlin unseres gnädigsten Landesherrn war des Polenkönigs Sobieski Tochter. Über das bayerische Land aber fielen die Kaiserlichen her wie Belisazar über die zehn Stämme Israel.“

Der Alte schwieg für einige Augenblicke, sah in dumpfe Gesichter in seiner Runde. Einer aber drehte ihm den Rücken zu, Kopf und Hals tief in den zerlumpten Umhang gezogen, als schliefe er. „Ich war zu der Zeit schon zwanzig Jahre im hellblauen Rock der kurbayerischen Infanterie, nicht zu Frau und Hausstand gelangt, hatte nur hie und da mit einer Lagerdirne Kurzweil gehabt und nun mit einem halben Jahr Sold in Rückstand als Korporal abgedankt. Das darniederliegende Gewerbe im Land wollte keinem wie mir auch nur Taglohn geben, so war ich aufs Betteln geworfen in Städten und Märkten den Inn entlang, denn ich hoffte, bei den Floßleuten doch noch angenommen zu werden. Viele meiner gewesenen Kameraden nahmen bei kaiserlichen Werbern Handgeld und zogen Uniformen in neuer Farbe an, um wenigstens wieder Brot zu bekommen. Ich aber sparte mich noch für ein größeres Unglück auf. Da die Bedrückung durch die kaiserliche Besatzung und durch die Statthalterschaft zu sehr überhand nahm, begann sich das Volk zu erheben. Wie mich da eines kalten Herbsttages mein hungriger Magen vor das Stadttor von Burghausen treibt, sagt mir der Torwächter, hereinkommen möge ich ohne Verzug. Ein Landtag wäre abgehalten worden wegen der anstehenden bayerischen Belange. Da die Obrigkeit keine Ordnung habe machen können, die Land und Volk dienlich sei, würde man es nun selber in die Hand nehmen, alles zur rechten Wohlfahrt zu richten. Gut, meinte ich, Wohlfahrt wäre gut, aber ich sei nur ein Bettler, Bettler geworden durchs Militär. Eben drum, meinte der dagegen, ich ging hinein – und gehörte bald danach schon zur Mannschaft des Oberstleutnant Wormbs, zu dessen erster Kompanie, an hundert Mann stark. Zog mit zur Belagerung des kaiserlich besetzten Marktes Braunau, die, schlecht geführt, nur noch fünf Dutzend unserer Kompanie übrig ließ. Blutig ließ sich der Aufstand des bayerischen Volkes an, allerorten wurden unsere unzulänglich gerüsteten Rebellen hingemetzelt. Ich selber entkam mit halbwegs heiler Haut dem Blutbad bei Aidenbach. Ja, ich sah es als Glück an, daß ich im Frühjahr danach mit dem Nachschub für den Prinzen Eugen über die Alpen hinauf und hinunter an die italienische Front ziehen konnte. Nicht lange, denn der Teil unseres Wagenzugs fiel einer französischen Streifpartie in die Hände. Und wieder glaubte ich dabei Glück zu haben, denn weil ich ein bayerischer Landsmann war, gab man mich zu den bayerischen Überläufern und angelangt wiederum unter der weiß-blauen Fahne, in Holland, gehörte ich dem Chevalier de Bavière. Der, unser Obrist und Regimentsinhaber, er war ein lediger Sohn unseres Durchlauchtigsten. Nun, ein mächtiger Herr braucht für seinen illegitimen Nachwuchs eben nicht auf Gottes Gnade und schickliche Fügung vertrauen, er kann da selber helfen. – Ich mag nicht alle Not und Unbill aufzählen, die uns getroffen haben, solange der spanische Erbfolgekrieg währte. Nur soviel: Auch ich verlor meine Zähne, die Gicht kroch in meine Glieder, tauglich für einen Infanteriekorporal war ich nicht mehr, als Frieden geschlossen

wurde. Zuflucht fand ich für die traurige Rückkehr in unsere Heimat bei der Roßpartei als Pferdeknecht, weil der Weibel bei denen ein Einsehen und Erbarmen mit mir hatte. Seitdem versitze ich meine Zeit auf Kirchenstufen, denn nicht einmal für Hilfsarbeit bei den noch immer nicht zu Ende geführten Bauten von Schlössern und Lustkanälen konnte ich dem Durchlauchtigsten von Nutzen sein. Ich sag es offen heraus, liebe christliche Zunftgenossen vom Bettelstab: Entlaufen sollen hätte ich unserer weiß-blauen Fahne schon damals in Ungarn, Muselmane wenn ich geworden wäre, ich hätte ein besseres Los gehabt denn als Untertan unseres allerchristlichsten, durchlauchtigsten Herrn Kurfürsten.“

Als die Totenglocken zu klingen angingen von den Kirchtürmen der Stadt München, da zog der Alte seine Lumpen noch einmal fester um seine magere Brust – und einer der Bettler neben ihm stand auf und schlurfte weg.

Einer sagte beiläufig: „Denen es schlechter ergangen ist unter der Herrschaft des nun verstorbenen Herrn Kurfürst Max Emanuel, laß dir sagen, sind an die viel Tausend, glaube ich. Und viel besser erging es nur ganz wenigen, etwas besser vielleicht manchen.“

Der Alte gab keine Antwort. Und als nach einiger Weile der eine Bettler mit einem gestrengen Franziskanerpater zurückkam und der ihn ansprechen wollte wegen der geführten lästerlichen Rede, da war dies vergebens. Da konnte er ihm nur ein flüchtiges Sterbegebet murmeln und die starr blickenden Augen zudrücken. Seine letzte Ruhestatt fand der Namenlose ohne Zeremoniell irgendwo an einer abgelegenen Friedhofsecke.

Es wurde von ihm nichts überliefert, nichts aufgeschrieben. Von ihm nicht, viel jedoch über Kurfürst Max Emanuel, den Erstürmer von Belgrad, den Erbauer von Schloß Schleißheim, den . . .

Wer schrieb in jener vergangenen Zeit auf? In wessen Auftrag? Auf wen mußte einer beim Schreiben der Geschichte Rücksichten nehmen? Wer überhaupt war damals des Schreibens mächtig? Nun, da das 20. Jahrhundert bereits sein letztes Fünftel vor sich hat, ist es an uns, endlich die Geschichte der unteren Stände zu schreiben, immer noch hinge uns sonst die dem Vernehmen nach überwundene Feudalzeit an. Sie hängt uns an!

Erwin Fischer Öffentliche Sitzung

Dem Parlament meiner Heimatstadt gehören lauter Demokraten an, insgesamt einundzwanzig, und es handelt sich um fünf Soziale Demokraten, fünf Christliche Demokraten, drei Unabhängige Demokraten, drei Nationale Demokraten, zwei Freie Demokraten, zwei Radikale Demokraten, dazu ein Zentraler Demokrat. Alle diese Demokraten „fühlen sich“, so sagen sie übereinstimmend, „der Demokratie verpflichtet“, und wenn es in unserer Stadt um große Dinge geht wie zum Beispiel vor einigen Wochen, als sich ein Mitglied der Sozialistischen Union um eine Anstellung in der Stadtgärtnerei bewarb, dann sitzen die Demokraten, wie sie sagen, „alle in einem Boot“ und lehnen die Einstellung des Gärtners wegen dessen politischer Unzuverlässigkeit in geheimer Abstimmung einstimmig ab.

Die Stelle sei schon besetzt gewesen, ließ unser Bürgermeister bekanntmachen, als die Sache publik wurde und einige Bürger Protestbriefe in das Rathaus schickten. Aber das stimmte nicht, wie Freunde des arbeitslosen Gärtners mit dem sozialistischen Bewußtsein leicht herausfanden. Und als auch noch ruchbar wurde, daß der an seiner Stelle Eingestellte zwar keine abgeschlossene Berufsausbildung als Gärtner, dafür aber das Parteibuch der Nationalen Demokraten vorgewiesen hatte, saßen die Demokraten unseres Stadtparlamentes schnell wieder in einem Boot und beschlossen in geheimer Abstimmung einstimmig, Strafanzeige gegen Unbekannt wegen Verrats von Personalangelegenheiten zu erstatten. Die Kriminalpolizei vernahm unverzüglich alle Mitarbeiter der Stadtverwaltung und verhaftete bereits nach 24 Stunden einen jungen Mann aus der Kassenregistratur, über den anonyme Gewährsmänner der Kriminalpolizei ausgesagt hatten, sie hätten ihn mehrfach als Teilnehmer von Veranstaltungen der Sozialistischen Union beobachtet. Da fühlten sich die Sozialen Demokraten, die Christlichen Demokraten, die Unabhängigen Demokraten, die Nationalen Demokraten, die Freien Demokraten, die Radikalen Demokraten und der Zentrale Demokrat unseres Stadtparlamentes wieder so richtig der Demokratie verpflichtet und stimmten der Anordnung unseres Bürgermeisters zu, daß der junge Mann fristlos aus dem Dienst der Stadtverwaltung zu entlassen sei. Zwar hat ihn ein Strafgericht inzwischen von der Anklage des Verrates von Personalangelegenheiten freigesprochen, an seinen Arbeitsplatz in der Kassenregistratur der Stadtverwaltung darf er jedoch nicht zurückkehren, weil er einige Mitglieder der Sozialistischen Union zu seinen Freunden zählt. „Und Sozialisten“, hat unser Bürgermeister dazu im Stadtparlament erklärt, „sind keine Demokraten. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die Sozialistische Union von unserem höchsten Gericht noch nicht verboten worden ist. Das kommt schon noch, darauf können sich die Herren Sozialisten verlassen. Schließlich sitzen wir Demokraten alle in einem Boot.“

Zu meinem Nachbarn, der als Sozialer Demokrat dem Stadtparlament angehört und von Beruf Sekretär der Gewerkschaft für Verwaltungsangestellte ist, sagte ich, daß mir das Verhalten und die Rede unseres Bürgermeisters nicht gefallen würden. „Glauben Sie etwa, mir gefällt das?“ fragte mein Nachbar wütend zurück. „Dann unternehmen Sie doch etwas“, riet ich ihm ruhig.

„Unternehmen! Unternehmen!“ rief mein Nachbar gereizt. „Was ist da zu unternehmen, he? Wir Sozialen Demokraten haben leider nur fünf von einundzwanzig Sitzen im Stadtparlament. Damit ist nicht viel zu unternehmen.“

„Sie könnten wenigstens protestieren.“

„Für einen Sozialisten gegen einen Demokraten? Das können Sie sich aus dem Kopf schlagen.“

„In der Zeitung stand, daß der junge Mann gar nicht Mitglied der Sozialistischen Union ist.“

„Mitglied oder nicht Mitglied, was weiß schon dieser Zeitungsschreiber? Ich bin Sekretär der Gewerkschaft für Verwaltungsangestellte und habe so meine Informationen, das können Sie mir glauben. Nein, nein! Um des lieben Friedens willen wird nichts aus dem Protestieren.“

„Weil Sie gerade vom Frieden sprechen“, antwortete ich beschwichtigend, „da fällt mir etwas ein. Die Sozialen Demokraten könnten doch den Antrag stellen, den Königsplatz in Friedensplatz umzubenennen. Einen König gibt es bei uns seit sechzig Jahren nicht mehr, Frieden aber seit 1945. Ich meine, der Frieden hat längst verdient, daß ein Platz nach ihm benannt wird.“

Mein Nachbar sah mich überrascht an. „Das ist keine schlechte Idee“, sagte er nach längerem Nachdenken. „Friedensplatz! Das klingt gut. Es wird die aufgeregten Gemüter in der Stadt beruhigen und uns Sozialen Demokraten gewiß mehr Stimmen bei der nächsten Wahl einbringen. Da stecken die Schufte von den Christlichen Demokraten und von den Nationalen Demokraten schön in der Tinte. Lehnen sie den Umbenennungsantrag ab, stehen sie als Friedensfeinde da, stimmen sie zu, haben wir Sozialen Demokraten den Triumph. Sieger sind wir so oder so.“ Er rieb sich vergnügt die Hände und klopfte mir dann ausgelassen auf die Schulter. „Ist doch immer meine Rede“, fuhr er fröhlich fort. „Der Kontakt zum Bürger ist für einen Politiker so nötig wie die Handvoll Hafer für den Zirkusgaul. In drei Wochen ist öffentliche Sitzung des Stadtparlamentes. Kommen Sie hin, mein Freund! Ich werde den Umbenennungsantrag stellen und Sie werden eine große Stunde der Demokratie erleben.“

„Hören Sie!“ rief ich während er bereits zur Tür ging, „ich habe bei meinem Vorschlag eigentlich nicht an parteipolitischen Kalkül, sondern eher an eine politische Demonstration für den Frieden gedacht. Sie haben mich offensichtlich mißverstanden.“

Mein Nachbar blieb stehen und öffnete die Tür. Dann drehte er sich um und bedachte mich mit einem mitleidsvollen Blick. „Blödsinn!“ knurrte er nach einer Weile und warf die Tür ins Schloß.

Ausgerechnet am Abend der öffentlichen Sitzung des Stadtparlamentes erschien mein Verleger, um sich besorgt nach dem Fortgang meiner Arbeit zu erkundigen, und als ich ihm erzählte, warum ich jetzt leider in das Rathaus müsse, hielt er mich wütend am Ärmel zurück und sagte: „Was ist das für ein verrückter Einfall, den Königsplatz in Friedensplatz umzubenennen! Haben wir vielleicht inzwischen eine sozialistische Revolution gehabt, he? Ich kann nur hoffen, daß die Demokraten im Stadtparlament den Verstand behalten und die Umbenennung ablehnen.“

Ich riß mich wortlos von ihm los und stürmte aus dem Haus, der Verleger hinter mir her. „Sie sollen für mich Bücher schreiben und sich nicht in die Parteipolitik dieser Stadt mischen!“ schrie er mir zu. „Ich hätte Sie wirklich für vernünftiger gehalten.“

Schon im unteren Flur des Rathauses vernahmen wir den Lärm aus dem ersten Stock, in dem sich der Parlamentssaal befindet. Als wir den für Zuhörer reservierten Teil des Sitzungssaales betraten, tobte gerade ein Radikaler Demokrat: „Das ist ein Anschlag auf die Geschichte unseres Volkes! Ein Verrat an unserer stolzen Vergangenheit! Wer dem Königsplatz seinen erhabenen Namen rauben will, ist ein Anarchist! Jawohl, ein Anarchist!“

„Unerhört!“ brüllte der Zentrale Demokrat den Radikalen an. „Ich habe zwar auch kein Verständnis für die plötzliche Umbenennungswut der Sozialen, aber daß sie hier als Anarchisten beschimpft werden, geht entschieden zu weit.“

Währenddessen hatte mein Nachbar mich unter den Zuhörern entdeckt und als hätte er nur auf meine Anwesenheit gewartet, erhob er sich von seinem Sitz und sagte mit schneidender Stimme: „Der Sprecher der Radikalen leidet offenbar unter Gedächtnisschwund. Ich darf daran erinnern, daß es die Radikalen Demokraten waren, die in diesem Stadtparlament 1933 eifertig die Umbenennung des Königsplatzes in Adolf-Hitler-Platz gegen die Stimmen der Sozialen Demokraten kurz nach der Machtübernahme der Nazis durchgesetzt haben. Mit den Stimmen der Christlichen, Nationalen und Unabhängigen Demokraten übrigens.“

Ich klatschte meinem Nachbarn begeistert Beifall und rief: „Bravo! Bravo! Bravo!“, aber ich wurde von einem unbeschreiblichen Lärm übertönt, weil fast alle anderen Demokraten wie wild durcheinander schrien: „Pfui! Verleumder! Ehrabschneider! Vaterlandsverräter! Lump! Tagedieb!“

Unser Bürgermeister schwang verzweifelt seine Sitzungsglocke, aber er kam nur schwer gegen die Brüllerei an. Als sich die Demokraten endlich doch etwas beruhigt hatten, sagte er mit vorwurfsvoller Stimme: „Aber meine Herren! Ich darf doch bitten. Wir sitzen doch alle in einem Boot. Niemand von uns hat 1933 dem Parlament dieser Stadt angehört. Was damals unter dem Druck der Verhältnisse geschah, ist längst vergessen. Wir fühlen uns der Demokratie verpflichtet und deshalb meine ich, wir sollten diese Aussprache beenden und zur Abstimmung kommen. Wer also gegen die Umbenennung, Verzeihung, zunächst, wer für . . .“

„ . . . Nichts ist vergessen!“ wurde er von dem hinter mir sitzenden arbeitslosen Gärtner aus der Sozialistischen Union unterbrochen. „Wer 1933 vergißt, vergißt auch leicht, daß er Demokrat ist.“ Sofort schoß ein Nationaler Demokrat von seinem Sitz. „Aha!“ schrie er mit überschnapper Stimme. „Aha! Aha! Aha! Da haben wir es! Volksfrontbündnis! Die Sozialen machen gemeinsame Sache mit den Sozialisten! Das ist ein Skandal! Ein ungeheurer, infamer Skandal ist das!“

„Nieder mit dem Sozialistenpack!“ keifte der Radikale von vorhin.

„Rausprügeln sollte man sie aus dem Rathaus.“

Sofort brach ein ungeheurer Tumult aus. Die Christlichen Demokraten klapperten mit den Deckeln ihrer Schreibpulte, die Unabhängigen Demokraten stimmten ein gellendes Pfeifkonzert an, die Nationalen Demokraten schrien: „Buubuubuuu!“, die Freien Demokraten klatschten mit den Handflächen gegen die lederbezogenen Rücklehnen ihrer Sitze, die Radikalen Demokraten sangen das Deutschlandlied, die Sozialen Demokraten trampelten rhythmisch auf den Parkettfußboden und der Zentrale Demokrat blies auf einer Trillerpfeife. Einige Zuhörer lachten, andere polterten mit ihren Stühlen und eine Gruppe von etwa zwanzig Frauen drängte kreischend zum Ausgang. „Jetzt wird es aber Zeit“, sagte mein Verleger verstört und stand hastig auf. Es war aber schon zu spät. Ein Radikaler Demokrat holte eine

Tomate aus seiner Aktentasche und warf sie meinem Nachbarn, dem Sozialen Demokraten, ins Gesicht. Der revanchierte sich postwendend mit seiner Schreibunterlage, die aber einen aufgesprungenen Nationalen Demokraten ins Genick traf. Der griff nach seinem Wasserglas, das ihm der Zentrale Demokrat jedoch aus der Hand schlagen konnte. Dabei schwappte das Wasser einem Christlichen Demokraten über den Bauch, der sofort wild um sich schlug und dabei einen Parteifreund und einen Nationalen Demokraten zu Boden streckte. Und das hatte schreckliche Folgen, denn ein anderer Nationaler Demokrat zog einen Schuh aus und hieb ihn dem Zentralen Demokraten über den Kopf. Der hob den Nationalen Demokraten hoch in die Luft und schleuderte ihn zwischen die Sozialen Demokraten, die sogleich über die Tische sprangen und sich auf die Radikalen Demokraten stürzten, aber die flüchteten unter die Zuhörer, wobei sie die niedrige Balustrade zertrümmerten und einige Frauen umrissen. Mein Verleger wurde von einer vollreifen Birne genau zwischen die Augen getroffen. Schwankend und mit verklebten Augen versuchte er irgendwo Halt zu finden, grabschte dabei aber einer Dame in das Dekolleté, was diese mit einem kräftigen Fußtritt beantwortete. Mein Verleger taumelte gestikulierend zwischen die Christlichen Demokraten, die ihn sofort mit Blumenvasen bearbeiteten. Bevor ich ihm zu Hilfe eilen konnte, traf mich die Gipsbüste eines früheren Bürgermeisters am Hinterkopf und ehe mir die Sinne schwanden, sah ich noch, daß unser Bürgermeister auf den Scherben ausrutschte und mit dem Kopf voran in die mit Rotdornzweigen gefüllte Bodenvase aus chinesischem Porzellan stürzte. Ich hörte auch noch die Rathausuhr die volle Stunde schlagen.

Später fand ich mich auf einer Bank im Rathausflur liegend wieder. Neben mir standen mein Verleger und mein Nachbar, und der Gärtner mit dem sozialistischen Bewußtsein kühlte meinen Kopf mit nassen Tüchern. „Ihr Kopf hält was aus“, sagte mein Verleger anerkennend, „jedenfalls“ – er griff sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an sein Hinterteil – „bedeutend mehr als mein Kreuz.“

Mein Nachbar versuchte ein zustimmendes Grinsen, aber sein verschwollenes Gesicht verzog sich nur zu einer hämischen Fratze.

„Respekt“, knurrte er mühsam. „So einen Kopf möchte ich auch haben.“

Der Gärtner beugte sich wieder über mich und flüsterte mir ins Ohr: „Ich hörte, daß die Idee zur Umbenennung des Königsplatzes von Ihnen stammt. Meine Hochachtung! Sie wären der richtige Mann für die Sozialistische Union.“

„Wie ist die Abstimmung ausgefallen?“ fragte ich leise.

Mein Verleger und mein Nachbar wechselten besorgte Blicke und schwiegen ratlos.

„Die Radikalen, zwei Nationale, ein Christlicher und der Zentrale liegen im Krankenhaus“, sagte der arbeitslose Gärtner mit sichtlicher Genugtuung.

Zwei Polizeibeamte kamen, nahmen ihm die nassen Tücher weg, legten ihm Handschellen an und führten ihn zum Hinterausgang des Rathauses. Mich schleppten zwei Sanitäter zu einem Unfallwagen, in den auch mein Verleger, mein Nachbar, ein Christlicher Demokrat und unser Bürgermeister mühsam hineinkletterten. Der Bürgermeister hatte noch Rotdornblüten im Haar.

Wolfgang Borsich Generationen

Noch sind wir Kinder, noch
klingt alles wie Spiel.

Es soll da kleine Jungs gegeben haben, damals,
die genauso waren wie wir;
oder so ähnlich,

die schnitzten ihre Schwerter und Schilde aus Holz, die
hatten keine Maschinenpistolen aus Plastik wie wir, um
Prinz Eisenherz zu sein;
oder Soldat.

Sie verletzten nicht, taten noch nicht weh, wenn sie spielten:
den Krieg, ohne zu wissen, was das ist,

Krieg,
Gewalt,

Folter
und Tod.

Später dann schmissen sie Bomben, schossen mit der Flak
und richteten hin, ohne
zu wissen, was das ist, was sie da trieben.

Noch sind wir Kinder, noch
klingt alles wie Spiel.

Kurt Robert Hoffmann Abkehr

Jeder
hängt vom
anderen ab –
sich.

Dimiter Dublew Bilanz einer Generation

Wir lernten unregelmäßig.
Wir lernten wortwörtlich:
was Flugzeug heißt,
was Blockade heißt,
was Krieg heißt,
und weil die Schulen geschlossen waren
und die Arithmetikbücher ungedruckt,
lernten wir zu zählen
das Allernotwendigste –
die Zahlen des Grauens:
10 Tote,
20 Verwundete,
300 Häuser niedergebrannt,
zerstört oder niedgerissen,
und weil die Schulen geschlossen waren
und die Lehrer im Gefängnis
und wir keine Klassenarbeiten hatten
und keine Themen,
lernten wir die Fibel der Zeit:
k – wie Kommunist,
l – wie Lenin,
p – wie Partisan,
und weil die Schulen geschlossen waren
und die Biologiebücher ungeschrieben
lernten wir nicht die göttliche Wahrheit
von der Erschaffung des Menschen:
200 Gramm Brot pro Tag,
200 Gramm Käse pro Monat
und etwas Fett
und viel Haß
und viel Schweigen
und viel Ketten
und viel Hoffnung,
und weil die Schulen geschlossen waren,
und weil wir die Geschichte der Leiden kannten,
lernten wir nicht die Leiden der Geschichte
mit den Daten der Könige,
mit den Daten der Heerführer,
mit den Daten der Schlachten,
der Sinnlosigkeit und des Wahnsinns,

weil wir die Wörter des Ewigen lernten,
und weil die Schulen geschlossen waren
und die Schulen Krankenhäuser,
halfen wir notgedrungen den Menschen:
den Krüppeln gaben wir Hände,
den Lahmen gaben wir Füße,
den Blinden gaben wir Augen,
den Trostlosen Trost,
den Hoffnungslosen Hoffnung,
den Obdachlosen Obdach,
den Arbeitslosen Arbeit,
o wir hatten viel Arbeit!

Wir lernten unregelmäßig.
Wir lernten das Unvollkommene und Aufrührerische.

Das Übrige
überließen wir
den Nachkommen.

E. A. Richter 1952

1952 als ich elf bin
veracht ich insgeheim alle Elfjährigen
auch die Zwölf- und Dreizehnjährigen
da bin ich mindestens sechzehn:
ich fahr mit dem Moped
zwischen den Bäumen im Garten Slalom
ich rauch in der früheren Nazischießstatt
die stärksten Graszigaretten ohne Durchfall
ich spreng die Welt der Baumhütten Erdhöhlen die Welt
der Taubennester und Schachtelhalme bedenkenlos in die Luft:
mit einem lachenden einem weinenden Aug
mit einem Blick in die verbotenen Bücher unterm Bett
mit einem Blick auf Hedis nackte Brust

1952 als ich elf bin weiß ich
was die andern nicht wissen: mit einem Fuß
steh ich an der Schwelle des Unglaubens

Günter Demin
17. Juni 78

Eine halbe Stunde
vor high noon
im NDR ZWEI
verkündete der Nachrichten-Sheriff
daß auch diesmal
der Unteilbarkeit
Ausdruck verliehen wurde
beim Festakt
des Kuratoriums
das er im Bruchteil
einer entspannten Sekunde
unheilbares Deutschland
nannte.

Noch im Augenblick
seines Strauchelns
für das er uns
um Entschuldigung bat
hörten wir
statt unseres Lachens
das Klingen ihrer Sporen
näher kommen
sahen wir
ihre doppelt umgürteten Hüften
um die Ecke biegen
ihre Fingerkuppen
die stählernen Schenkel streicheln
ihre hochhackige Entschlossenheit
den Schänder
ihrer gesamtdeutschen Ohren
fertig zu machen.

Jan-Christoph Hauschild
1. PzArtBtl 75

in der STUBE: der SPIND
darin: meine UNIFORM
ein FELDHEMD, OLIV liegt
auf DIN A 4 gefaltet,
neben BARETT und KOPPEL
ich: eine PERSONALAKTE
KENNZIFFER: 251055H1223
„DIE LERNEN SIE AUSWENDIG, MANN“

der SPIESS hat mich
AUF WACHE gesetzt
ich stehe am SÜDTOR
von zeit zu zeit melde ich mich
über FELDFERNSPRECHER
„hier POSTEN SÜDTOR KEINE BESONDEREN VORKOMMNISSE“
noch muß ich nicht SCHIESSEN

freitagnachmittag
der UVD ruft DIENSTSCHLUSS aus
unser BLOCK leert sich
die STUBEN sind verlassen
die FLURE hallen nicht mehr
vom GLEICHSCHRITT der KAMERADEN

zweieinhalb tage zeit,
meine sprache wiederzufinden.

Peter Salomon
Vorübergehende Entfernung

Urlaubszeit. Die Freunde sind
in die südlichen Exklaven verweist.
Ich, zurückgeblieben im kälteren Klima,
werde mit Postkarten bombardiert.
Ich mag Fotos von schönen Landschaften.
Ich habe Verständnis für Angeberei.
„Da wo das Kreuz ist
wohnen wir!“ Schönes Wetter /
oder schlechtes Wetter / aber jedenfalls
immer gute Laune! Meine Wünsche
sind mit ihnen!

Die Bärte, mit denen
manche immer wieder zurückkommen,
rasieren sie meistens bald wieder ab.
Dann machen sie weiter
/Karriere / Kunst / Politik /
mit frischen Ahnungen und neuen Gewißheiten.
Und mit mir, als könne man hier
nur der Alte bleiben.

Herbert Zucchi
Verhaltensforschung

Neulich, mein Nachbar
pinkelte gegen unseren Zaun.
Wollte er sein Territorium erweitern?
fragt die moderne Verhaltensforschung.

Mathilde Lippert
Kultur

Wir klopfen Heizungsschlitze,
Schachteten Gruben aus: Meter auf Meter
Einsfünfzig tief.
Füllten Zement und Sand 1:5 in den Mischer,
Kippten aus
Drehen um, füllten neu.
Wir gossen Beton in Standrohre,
Mit der Wasserwaage legten wir Tröge, verschalten
Verputzten. Da murmelt mein Onkel
Mörtelspritzer im Gesicht: Sag nie Dumas
Mit S am Ende dann
Weiß jeder du hast keine Kultur.

Nach Hause fahren

aus den weiten Flächen Westfalens
da rücken die Berge näher
und näher das Gefühl
keine Luft mehr zu kriegen.

In den Orten: Engelgau
Kreuzweingarten und Schuld
richtige Atemnot.

Reinhard Valenta „Deutschland“ im Herbst

„Deutschland“ im Herbst. Die Leichentücher fallen.
Das Schweiß Tuch, das man auf Artikel legt.
Daneben Hoffungsreste, die sich in den Boden krallen.
Ein Boden, der schon wieder braune Früchte trägt.

Ein Boden von furchtbaren Richtern festgetreten.
Der zwischenzeitlich etwas aufgerissen war.
„Deutschland“ im Herbst. Die kühlen Winde wehten.
Die lockre Krume weg, die oberflächlich war.

Verwelkte Nelken und verblühter Flieder.
Der Frost zieht in die kahlen Räume ein.
Die Wölfe fressen Kreide, heulen sanfte Lieder.
Die Lämmer lullen sich in Illusionen ein.

„Deutschland“ im Herbst. Die Angst verschließt die Türen.
Novembernebel drückt die Augen zu.
Die Blinden lassen sich im Kreis von Blinden führen.
Bald stiften Führer wieder langersehnte Ruh.

„Deutschland“ im Herbst? Ich male – zugegeben –
Ein wenig schwarz. Es könnte schwärzer sein.
Seid wachsam! Hinter jenen, die die Hand erheben,
Lauern noch jene, die ihnen die Waffen leihn.

Hella Linkmeyer Frankfurt

Paßkontrolle
Zoll
gehöre zur Terroristengeneration
„Lena, Ida, Norbert, Klaus . . .“ ich
höre nicht mehr hin
junge Gesichter in Uniform
jünger als ich
buchstabieren
meinen Namen, Geburtsort und Datum ins Telefon

sehen
durch mich hindurch
über mich hinweg
warten Sie einen Moment
sagen sie
die anderen Reisenden
defilieren vorbei
hier erst
wird mir flau im Magen
wieder
zu Hause.

Hendrik Bicknaese Krankengeschichte

Der Direktor unserer Oberstadt
ist ein rechter Jägersmann
und in der EsPeDe
Nach jeder Niederlage fällt er
ehrenvoll
der Fußballmannschaft um den Hals
Weil sein Zünglein belegt ist
schluckt er regelmäßig
Kreide bevor er Reden hält
zum Thema des Tages
Im Büro ist er krank und leidet
am Sicherheits- & Ordnungs-Syndrom
Das macht ihn zum Sicherheitsrisiko
Dafür marschiert er
mit dem Spielmannszug
der ihn vertuscht
in Fleisch und Blut
aber ohne Senf
Er heißt Busch
und ist doch entwurzelt.

Annemarie Zornack nur in kiel

hab heute ein schiff gesehn
das war so groß
daß es mit seiner kommandobrücke
über alle dächer
der häuser am wall ragte
vorn blähte sich
ein rotweißer windsack

also sowas
gibt es nur in kiel

da kommst du sagst
das ist gar kein schiff
so hohe schiffe gibt es
gar nicht das ist
der getreidespeicher am kai

schön
doch daß man sich
so vergucken kann
das gibt es nur in kiel

am nord-ostsee-kanal

der panamesische frachter
der an uns vorbeituckert
heißt zukunft
hat aber keine mehr
durchgerostet wie er ist

tröstet euch marineros
wenn ihr zu bruch geht / wir hier
träumen nur von wellengang
funkfeuer
ölzeug (und gummistiefel
haben wir bloß
wegen des schlechten wetters)

nehmt bootsmann
den riesenschnauzer auch er
hatte noch nie planken
unter den pfoten im gegenteil
als ausgesprochener
landgänger besprenkelt er
bäume keine masten

Christl Guhde Berliner Stadtrand

Preußisch-Blau umarmt der Sommer
Kiefernbräute überm Ruß
wo ich sand- und grasbesessen
in der Stunde vor dem Abend
seine blauen Träume atme.

Soldatenkleid / Zeit der Schlesischen Kriege

Himmel, preußisch-blau
über preußisch blauen
dünnen, engen Jacken
vorsorglich und sparsam
maßgeschneidert
für Gevatter Tod.

König hat kein Geld für Jacken
König braucht Kanonenkugel
Säbel, Pferde
für den Ritt nach Osten

Nach der Schlacht die Seuche
Über Winter, Grenadier
brauchst kein Tuch
Erde kühlt so warm.

Über Farben ...

Preußisch blauer Himmel über Spanien
Guernica und sechsunddreißig
„Nur“ ein Blitz der Technik,
ein paar Bomben
Vorgeprobte braune Brände
preußisch-blauer I-G-Farben
für den Ascheschrei der Völker
aus dem Gas
preußisch-blau

In den Farben meines Sommers

Ich möchte überall zugleich sein
im violetten Phlox am Zaun
im feuchten Schatten überm Klee
und in der Wolkenschwinge
rot mit den Abendringen
zur Insel Lopud schweben
und Thymian zwischen Steinen atmen
und in Dalmatien in die Wellen sehn.

Ich möchte Kretas alte Augen küssen
olivenschwarz und fernes, blaues
Pyramidenzentrum wiederfinden
und Frieden, den Frieden wiederfinden
und mütterliches Recht
und manchmal in den Farben meines
Sommers sein.

Bernhard Lassahn Film kaputt. Flammendes Inferno

Gleich am Bahnhof holen wir die Fotoapparate raus: toller Bahnhof, wie ein Flughafen. Der Stadt ist auf den ersten Blick nichts anzumerken. 35 Jahre nachher. Häuser neben Häusern, ohne Reihe, Kentucky-Fried-Chicken, bunte Taxis, Frauen mit Sonnenschirmen und überall Schriftzeichen, die ich nicht lesen kann. Eine gewöhnliche, moderne japanische Großstadt im Sommer. So also sieht Hiroshima aus.

In einem bunten Taxi fahren wir gleich zur Memory-Hall im Peace-Park. Hier soll in einem Touristenprogramm von einer Stunde das Unvorstellbare ein bißchen vorstellbar werden, weil eine Kleinigkeit – zum Beispiel eine zerschmolzene Flasche – mehr im Gedächtnis bleibt als Zahlen. Die Zahlen muß ich mir aufschreiben, ich kann mir die nicht merken. Die sind zu groß, gehen über meinen Horizont, dazu kann ich mir nichts mehr vorstellen:

„Die Bombe auf Hiroshima tötete 71 379 Menschen. Vergleiche dazu: Luftangriff auf Tokyo 83 793; Dresden 135 000.“

In einigen Infos heißt es schlicht 100 000 Tote. Das hört sich dann an wie: Hunderttausend auf einen Schlag und klingt schon fast wieder toll; denn in diese Zahlen mischt sich leicht ein Größenrausch, der seine eigene Faszination hat. Ich habe schon vorher versucht, mir die Zahlen vorzustellen im Vergleich zu Puzzle-Spielen mit tausend verschiedenen Teilen. Das wäre dann hundertmal ein Neuschwanstein-Puzzle zu je 1 000 Teilen – nur von den Zahlen her gesehen.

Zahlen täuschen. Zahlen sind eine eigene Welt. Wenn man etwas in Zahlen ausdrücken kann, dann ist es wie abgetan, dann gibt es ja doch eine Ausdrucksweise dafür: die zahlenmäßige Erfassung. Hier gibt es keine fertigen Zahlen. Waren es 100 000, die auf einen Schlag starben, dann noch mindestens drei mal so viele, die nach und nach bis heute auf viel schlimmere Weise starben. Im letzten Jahr waren es noch 2 179 Menschen. Und es geht weiter. Ein Abtun mit Zahlen ist nicht möglich. In der Memory-Hall heißt es grob geschätzt 400 000 Tote – um wieviel ist so eine Zahl abgerundet, um wieviele Zehntausende, wieviel Schicksal hinter jeder Null? Ich habe schon ein paar mal versucht, über dieses Touristenprogramm zu schreiben, jedesmal wurde es wie ein Schulaufsatz, etwas zu pathetisch, und ich denke immer gleichzeitig, daß ich darüber schreiben muß und auch, daß ich da lieber die Finger von lassen soll und kein Recht habe, jemanden moralisch zu beuteln. Fertiggestellt habe ich den Artikel einmal für eine Kampagne gegen die Neutronenbombe, nun mache ich mir erst mal einen Tee, lege „Secret live of plants“ auf und tippe die entschärfte Fassung noch mal ab.

Am Eingang kriegen wir Cassettenrecorder mit Ohrenstöpseln und hören in korrektem Deutsch: „Hiroshima und Kyoto waren bisher von starken Luftangriffen verschont geblieben. Man konnte vermuten, daß hier etwas Besonderes bevorstand. Der Abwurf der A-Bombe erfolgte im Zustand der Entwarnung am 6. August 1945 um 8.15 Uhr. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich viele Flüchtlinge, Kinder und Studenten in der Stadt.“

Zuerst sehen wir Modelle, die Bombe, 3 Meter lang, im Modell. Bilder von Flugzeugtypen, technisch, wissenschaftlich, sauber. Die Stadt im Modell. Eine rote

Glühbirne, die über dem Modell hängt, markiert die Höhe der Explosion. Wolken. Atompilz, Luftaufnahme. Es erinnert etwas an die Wetterkarte. Solange es wissenschaftlich nachprüfbar wirkt, erwartet man keine Schrecken.

Ein Schaukasten, Schaufenstergröße wie in einem Horror-Kabinett mit Wachsfiguren. Ein Modellmann, eine Frau, ein Kind mit halb heruntergerissenen Kleidern, die Hände hilflos nach unten hängend, im Hintergrund: gemaltes Feuer als Dekoration. Von den Menschenpuppen hängen Fetzen abgezogener Haut. Dies ist von Überlebenden gestaltet, die sich damit selbst darstellen wollen. „Die Wirklichkeit“, so kommentiert der Cassettenrecorder, „... Die Wirklichkeit war jedoch viel schlimmer: ein Inferno.“ Schon spielt die Aufnahmetaste in meinem Bewußtsein Streiche: Flammendes Inferno, das war doch ein Katastrophenfilm. Ich habe schon so viele falsche Leichen vor meinem geistigen Auge und so viel Scheinhorror in meinen Träumen und meiner Erinnerung, wie soll ich da unterscheiden? Ist das nicht rührend wie der auf der Casette einfach „Inferno“ sagt? Die Schulkinder hier, die in ihren Uniformen aussehen wie kleine Lokomotivführer oder wie Matrosinnen, kichern, wenn sie den Schaukasten Nr. 2 sehen.

Die Ausstellung ist nach den verschiedenen Schädigungen der Bombe – Druckwelle, Strahlung, Hitzewelle – aufgliedert. Die Eindrücke fallen schnell durcheinander: zusammengeschmolzenes Geld; verbogene Eisenträger; Schatten von Menschen, die die Strahlung auf die Treppenstufen gezeichnet hat; halbverbrannte Kleidungsstücke – was für ärmliche Kleidung! –; auf Papier ist schwarze Tusche in der Hitze durchgebrannt und nun sind Löcher im Papier als Schrift in Zeichen, die ich nicht lesen kann.

Fotos wie aus Medizinbüchern zeigen die Auswirkungen auf den Menschen. Schon ertappe ich mich dabei, wie ich mir sage: nicht so lange hingucken, nicht die Menschenbilder angucken, und wie ich Befehle gebe: alle Verletzten sofort töten, sofort schmerzlos töten, hier ist nichts zu heilen, sofort schmerzlos töten. Die Medizinbücher zeigen Kinder mit kahlen Köpfen. Ein erstes Symptom der Atomkrankheit ist Haarausfall. Die Kinder sehen ohne Haare sehr ernst aus. „Diese Kinder mußten alle sterben“, erklärt der Recorder. Ein Pferdefell ist ausgestellt, zu zwei Dritteln verbrannt. Die Tiere mußten auch sterben.

„Brandschäden gehören zu den Sekundärschäden“, heißt es weiter und da habe ich immerhin ein Wort, auf das ich sofort wütend sein kann: Sekundärschäden. Was für ein Wort! Wie will man in diesen Dimensionen, wo die Grenze zwischen Leben und Tod schon tausendfach überschritten ist, noch zwischen primär und sekundär unterscheiden? Das Wort stammt wohl auch von einem, der auf Null abrundet. Die Stadt war ein brennender Kessel geworden. Hilflos mußten die Bewohner der Berge zusehen, wie sich die Stadt im Tal in eine einzige Feuerstelle verwandelte. Die Asche der Toten vermischte sich mit der Asche der Stadt.

Durch den Abwurf der Bombe entstanden starke klimatische Veränderungen. Die Temperatur sank plötzlich wie im Winter, es fiel ein schwarzer Regen, schwarz vor Radioaktivität. In Hiroshima glaubten die Leute an elektrische Wunderwaffen, die über die Hochleitungen der Straßenbahn gewirkt haben. Niemand wußte, was eine Atombombe oder was Radioaktivität ist.

„Die eigentliche Katastrophe begann nun“, berichtet die Stimme auf dem Recorder. Nun erst, ich habe schon genug. Von unserer Touristengruppe haben schon welche aufgegeben, Tränen in den Augen, die Cassettenrecorder ausgeschaltet.

Nun also beginnt die eigentliche Katastrophe; denn es gibt keine Rettung für die, die verletzt sind und noch hoffen zu überleben. Es gibt keine Krankenhäuser mehr, keine Ärzte, keine Stadt, keine Retter. Das Gebiet wird abgeriegelt, der Abwurf wird noch geheimgehalten. Später kommen amerikanische Medizinteam, um Forschungen anzustellen. Die letzten Worte, die ich noch von der Cassette höre, sind: „Wir müssen uns ernsthaft fragen: Was ist der Mensch?“

Nun sitzen wir im Souvenirladen und trinken Kaffee aus Plastikbechern. Ich kaufe mir ein Buch „The songs of Hiroshima“. Wir schreiben Postkarten an Bekannte und Freunde, die uns besonders wichtig sind. Die Bilder, die man hier machen kann, geben nicht viel her. Der Peace-Dom, die kleinen Gedenkstätten, das alles sieht optisch nach nicht viel aus. Kleine Bögen, Blumenbeete, Springbrunnen, alles viel zu klein für den Anlaß. Die Atombombe ist eine Dimension, da kann man mit Gedenkstätten nicht kommen. Ich versuche ein möglichst ernstes Gesicht zu machen bei den obligatorischen Fotos vor diesen unscheinbaren Hintergründen im Peace-Park. Auch unsere japanischen Freunde schreiben Postkarten „Nie wieder Krieg“, „So etwas darf es nie wieder geben“, und ich denke mir: sowas wird es bestimmt nochmals geben.

Zurück zum Bahnhof mit der Straßenbahn. Hier fällt mir zum ersten Mal eine Frau auf, die so alt ist, daß sie den Abwurf erlebt haben mußte. Vielleicht ist sie aber auch gar nicht von hier. Ich kann sowieso nicht mit ihr reden. Ich versuche sie auf keinen Fall zu berühren, als sie mir im Gedränge nahe kommt. Wenn ich die Augen schließe – auch jetzt noch – sehe ich den Schaukasten Nr. 2. Die Überlebenden stellen sich selber dar, als Wachsfiguren mit nach unten hängenden Händen. Das bin ich und meine Frau, sie trägt unser Kind, über uns tobt ein flammendes Inferno, die Flammen knistern, wir wollen leben, wir halten durch, es ist schrecklich schön, alles um uns geht in Flammen auf und es ist fürchterlich laut. Ich trage einen Sack mit unserem letzten Hab und Gut. Nun wirst du fast ohnmächtig. Ich lasse wortlos unser Hab und Gut zurück, nehme unser Kind und ziehe dich weiter mit, „wir schaffen es“, rufe ich dir zu, „gleich haben wir es geschafft“ und so schleppen wir uns weiter bis an den Rand der Erschöpfung. Aber wir kommen noch mal davon, im Hintergrund hört man schon Triumphmusik, ein spannendes Finale. Wir schaffen es, wir sind am Ende unserer Kräfte. Der Vorhang schiebt sich langsam ins Bild. – So ein Film ist in Hiroshima kaputtgegangen.

Alexander Tschakowskij
Offener Brief an Jimmy Carter,
den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika

Herr Präsident,
gestatten Sie, daß ich Ihnen zunächst erkläre, worauf dieser Brief zurückgeht. Der Hauptgrund ist ein Gefühl tiefer Unzufriedenheit und Besorgnis über die jähe Wende in der Politik der US-Regierung und die unerwünschten Folgen für die Geschicke der Welt, die daraus entstehen können.
In jüngster Zeit haben sich die Beziehungen zwischen unseren Ländern auf ernste Weise kompliziert. Ich spreche hier nicht von Problemen, die für den Entwicklungsprozeß der Beziehungen zwischen zwei Staaten mit entgegengesetzten sozialen Systemen, unterschiedlichen nationalen und kulturellen Traditionen unvermeidlich sind, sondern von Schwierigkeiten und Hindernissen, die, wie mir scheint, infolge Ihrer Handlungen, Herr Präsident, entstanden sind, Handlungen, die sich mit politischer Logik und gesundem Menschenverstand kaum erklären lassen. Freilich gibt es auch einen anderen Grund, diesmal rein persönlichen Charakters, der mich veranlaßt, zur Feder zu greifen.
1973 habe ich als Redakteur einer sowjetischen Zeitung zusammen mit anderen Kollegen L. I. Breshnew auf seiner Reise in Ihr Land begleitet. Damals hatte ich die Gelegenheit, der Unterzeichnung einer Reihe überaus wichtiger Dokumente und, als Deputierter des Obersten Sowjets der UdSSR, der Unterredung L. I. Breshnews mit Senatoren und Kongreßabgeordneten beizuwohnen. Die ganze Atmosphäre dieses Besuches – vom feierlichen Empfang vor dem Weißen Haus bis zum freundschaftlichen Händeschütteln mit Amerikanern, die den Besuch des Generalsekretärs begrüßten – ließ bei mir das deutliche Gefühl entstehen, als sei ich bei der Geburt einer neuen Ära im Verhältnis zwischen unseren Ländern anwesend. Vielleicht war mein Glaube nicht motiviert genug. Möglicherweise hätte ein skeptisch veranlagter Politiker von einer Art Euphorie gesprochen. Möglicherweise hätte er auch recht gehabt. Zu meiner Rechtfertigung kann ich sagen, daß sich früher, Mitte der 40er Jahre, viele Menschen – Sowjetbürger und auch Amerikaner – in einer ähnlichen Verfassung befanden. Sie glaubten, das in der Schlacht gegen den Faschismus mit Blut besiegelte Bündnis zwischen uns werde sich in der Friedenszeit konsequenterweise zu enger Zusammenarbeit wandeln.
Mit einem Wort – es ist für den Menschen kennzeichnend, an das Gute und nicht an das Böse zu glauben. Und so schien es mir 1973, der Ring der Zeit, die 40er und die 70er Jahre hätten sich geschlossen, fast zweieinhalb Jahrzehnte des gegenseitigen Mißtrauens, der Feindseligkeit, der Gegnerschaft und der Furcht vor einem neuen Weltkrieg seien so beiseite geschoben worden.
Selbstverständlich war ich nicht so naiv, verbliebene Wolken und sogar Gewitter am sowjetisch-amerikanischen Horizont zu übersehen. Wie Millionen Sowjetbürger begriff ich, daß es sich lediglich um einen guten Anfang handelte, daß es auf beiden Seiten großen Anstrengungen bedurfte, damit diese Gewitterwolken endgültig verschwinden. An den Anstrengungen der Sowjetunion zweifelte ich nicht: Die Gewähr dafür bot das vom XXIV. Parteitag unserer Partei beschlossene Frie-

densprogramm. Als ich in Washington war, las ich in amerikanischen Zeitungen Berichte von Meinungsumfragen (diese Umfragen bewiesen unbestreitbar, daß sich eine Riesenzahl von Amerikanern zu normalen, sogar zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Ländern bekannte), hörte mir Reden von Senatoren, von Kongreßabgeordneten an und hoffte sehr, daß gleich uns auch die Vereinigten Staaten ständig derartige Anstrengungen unternehmen würden.
Die Tatsache, daß es nach dem Besuch des damaligen US-Präsidenten Ford in Wladiwostok – die dort erzielten Vereinbarungen waren überaus konstruktiv – zu einer Art Stockung gekommen war, rief bei mir zunächst keine Besorgnis hervor. Für viele Menschen, die mit dem politischen Leben in den USA vertraut sind, war wohl klar, daß dies teilweise mit dem Beginn der Wahlkampagne und einiger anderer vorübergehender Umstände zusammenhing.
Die kurz zuvor in Moskau und Washington gepflanzte Saat trug damals schon Früchte. Die für beide Länder nützliche Zusammenarbeit entwickelte sich in verschiedenen Bereichen, bildete ein festes Netz der Entspannung und wirkte sich wohltuend auf das Klima in der ganzen Welt und besonders in Europa aus. Schließlich war das historische Treffen in Helsinki, die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, erfolgreich verlaufen. Die Unterschriften unserer Staatsoberhäupter und die von 33 anderen Ländern bekräftigten die Schlußakte – den Kodex von Grundsätzen und Regeln der friedlichen Koexistenz und der für beide Seiten vorteilhaften Zusammenarbeit von Staaten.
Dann zog ein neuer Herr ins Weiße Haus ein. Sie, Herr Präsident, waren damals als Staatsmann nur einem engeren Kreis bekannt. Doch riefen bei mir weder Ihre frühere politische Tätigkeit noch Ihre Erklärungen im Wahlkampf, bei denen Sie völlig richtig sagten, in auswärtigen Angelegenheiten müsse eine gewisse Kontinuität erhalten bleiben, Befürchtungen hervor. Als aus Ihren zahlreichen Erklärungen die Devise „Schutz der Menschenrechte“ besonders hervorstechen begann, und Sie diese beinahe zur Grundlage und zum Hauptkriterium Ihrer ganzen künftigen Politik machten, machte mich das, offen gestanden, zunächst auch nicht stutzig. Ich war mir darüber im Klaren, daß in einem Land, in dem die Wörter „Watergate“ und „Lockheed“ das moralische Klima bestimmten, in einem Land, über dessen Bewohner fast täglich Meldungen wie Taifune oder Lawinen niedergingen – mal über den gewaltigen Betrug des Volkes bei der Entfesselung des schmutzigen Krieges in Vietnam, mal über die kriminelle Willkür von CIA und FBI, sodann über die Bestechung von Amtspersonen oder das Abhören von Telefongesprächen – in einem solchen Land mußte der Präsidentschaftskandidat, der auf sein Banner das Wort „Menschenrechte“ geschrieben hatte, Sympathien erwecken.
Zudem mußten Sie als Südstaatler aus eigener, wenn nicht persönlicher, so doch gewissermaßen historischer Erfahrung, besonders scharf erkennen, welche Folgen die jahrhundertelange Praxis des Unterdrückens von Menschenrechten namentlich der farbigen Bevölkerung Amerikas, hat. Ob aber nur der farbigen und nur im Süden? Und wie steht es mit den Indianern, deren Blut man wahrscheinlich niemals von den Blättern der amerikanischen Geschichte abwaschen kann? Und was ist mit den Puertorikanern und Mexikanern? Mit den Millionen Menschen unterschiedlicher Abstammung, die das ständige Bangen um ihre Zukunft, die Furcht vor Arbeitslosigkeit in der Jugend und vor Elend im Alter (um den Ausdruck eines amerikanischen Schriftstellers zu gebrauchen) zu „weißen Negern“ machen?

Kurzum bestand jeder Grund zur Annahme, daß Sie sich in *erster Linie* auf die Lösung dieser für Ihr Land schwierigen Probleme konzentrieren würden, wie Sie es übrigens wiederholt den amerikanischen Wählern versprochen hatten, als Sie von den Prioritäten Ihrer künftigen Politik sprachen.

Wahrscheinlich glaubten viele, daß Sie sich gleich in den ersten Tagen nach Ihrem Einzug ins Weiße Haus neben äußerst akuten Wirtschaftsproblemen um das Schicksal amerikanischer Opfer des Rassismus und der Polizeiwillkür kümmern und etwa mit dem Schicksal der Wilmington-Zehn oder der Dichterin Assata Shakur befassen würden. Sicherlich war es kein Zufall, so dachte ich mir, daß Sie, als Sie noch Gouverneur im Bundesstaat Georgia waren, im dortigen Capitol an würdiger Stelle ein Porträt Martin Luther Kings anbringen ließen (das wurde mehrmals von den Organisatoren Ihrer Wahlkampagne berichtet).

Bei Ihren Reden und Interviews – besonders nachdem Sie das Büro in Georgia mit dem Ovalen Zimmer im Weißen Haus vertauscht hatten – zeichnete sich jedoch allmählich ein bedeutsames Detail ab. Es stellte sich heraus, daß Ihre Absicht, für die Menschenrechte zu streiten, wie paradox es auch klingen mag, nicht auf das eigene Land, sondern nach außen gerichtet war. Sie kündigten unter anderem den Wunsch an, „für Menschenrechte in der Sowjetunion und anderen sozialistischen Ländern zu kämpfen“.

Dennoch konnten diejenigen, die Ihre ersten Schritte vorherzusagen versuchten, nicht einmal ahnen, daß Sie, Herr Präsident, nach Ihrem Regierungsantritt, obwohl Sie über die gesamten von unseren Ländern seit 1972 gesammelten positiven Erfahrungen sehr wohl im Bilde waren, mit dem demonstrativen Empfang des antisowjetischen Kriminellen Bukowski beginnen würden. Es wäre doch naheliegender gewesen, wenn Sie, sagen wir, Einwohner der Slums von Harlem eingeladen hätten. Und, wenn Sie schon so sehr vom Wunsch besessen waren, mit „Menschen aus Übersee“ anzufangen, so hätten Sie ja Vertreter der schwarzen Mehrheit Rhodesiens oder Menschen, die sich aus Pinochets Lagern gerettet hatten, ins Weiße Haus einladen können. Sie taten das weder damals noch später.

Indes wurde klar, daß Sie, der erklärte „Kämpfer für die Menschenrechte“ in der UdSSR, sich offenbar nur für ein einziges „Recht“ in unserem Lande interessieren: das „Recht“, gegen unsere Ordnung Feindpropaganda zu treiben und den Sozialismus von innen her zu untergraben.

Sie sind nicht irgendein US-Bürger mit Namen Jimmy Carter. Sie sind Präsident einer Großmacht. Und wenn Sie nach vierjährigen Bemühungen der UdSSR und der USA, miteinander wenn nicht freundschaftliche (ich wäre dafür), so doch zumindest leidlich loyale Beziehungen zustande zu bringen, kaum daß Sie das Präsidentenamt angetreten haben, nicht mit Kontakten zu der Führung unseres Landes beginnen, sondern zu Abtrünnigen, die gegen die bei uns bestehende Ordnung auftreten, so möchte ich doch fragen, wie sich Ihres Erachtens die Sowjetregierung und das Sowjetvolk dazu verhalten mußten. Wie konnten sie den Erklärungen glauben, von denen Ihre Handlungen begleitet wurden, Sie seien „trotz alledem“ für eine Normalisierung der Beziehungen mit der UdSSR, für den Abbau des Wettrüsts usw. usf.?

Bisher habe ich von Empfindungen sowjetischer Bürger gesprochen. Aber zahlreichen Äußerungen in der amerikanischen Presse zufolge bemächtigte sich das

Befremden über Ihre Handlungsweise allmählich auch vieler Amerikaner. Ich möchte mich nicht in fremde Angelegenheiten einmischen, aber rein menschlich kann ich diese Leute gut verstehen.

Vermutlich fragten sie sich und andere: Warum will unser Präsident überall die „Laster“ beseitigen – nur nicht im eigenen Land? Warum hat er den in der englischen Sprache geläufigen Spruch vergessen „Barmherzigkeit fängt zu Hause an.“? Warum richtet sich der Kampf des Präsidenten für Menschenrechte nicht in erster Linie auf die Sicherstellung der wesentlichsten Lebensrechte im eigenen Staat? Warum werden ungeachtet der zahlreichen Wahlversprechungen des Präsidenten keine aktiven Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ergriffen, während die Rüstungsausgaben andauernd steigen? Warum stoßen sich daran Rüstungskonzerne gesund, während die „einfachen Leute“ unter der Inflation zu leiden haben? Warum nimmt in den USA die Kriminalität zu, so daß sich einer nicht nur in der amerikanischen U-Bahn, sondern selbst in der eigenen Wohnung hinter sieben Türschlössern nicht mehr sicher fühlt? Das durch Ihre Handlungen ausgelöste Befremden verbreitete sich allmählich auch in vielen anderen Ländern des Westens.

Sie sind zu einem Zeitpunkt ins Weiße Haus eingezogen, als sich die Beziehungen zwischen unseren Ländern offensichtlich stabilisierten, als das gegenseitige Mißtrauen allmählich einer für beide Seiten vorteilhaften Zusammenarbeit wich, als sich eine Begrenzung des zügellosen Wettrüsts abzuzeichnen begann. Damals bot sich für Sie die Möglichkeit an, auf Kosten des Wettrüsts den Kampf gegen Arbeitslosigkeit und Inflation aufzunehmen, für uns aber, Mittel freizubekommen für eine weitere Erhöhung des Lebensstandards des Sowjetvolkes, die wir erzwungenermaßen zur Gewährleistung der eigenen Sicherheit ausgeben mußten. Sie, Herr Präsident, wählten jedoch einen anderen Weg. Das war besonders in der jüngsten Zeit ein Weg des wütenden, hysterischen Antisowjetismus mit allen dazugehörigen Attributen des „Kalten Krieges“. Und warum? Ich möchte das herausfinden. Warum diese Inkonzsequenz, Herr Präsident?

Sie haben den Menschen Frieden und Kampf für gegenseitiges Vertrauen versprochen, aber mit grimmigen Ausfällen gegen die Lebensweise des Landes begonnen, mit dem Frieden zu haben, auch Voraussetzung ist für den Weltfrieden.

Sie versprochen, das zügellose Wettrüsten einzuschränken, schlugen jedoch Lärm um eine angebliche „militärische Bedrohung“ seitens des Landes, das bereits 1948 vorgeschlagen hatte, die Waffenbestände der Großmächte um ein Drittel zu reduzieren (Dutzende weitere Vorschläge der UdSSR, die auf Minderung der Bürde der Rüstungsausgaben abzielten, sind ebenfalls der ganzen Welt bekannt). Obwohl Sie wissen, daß die Vereinigten Staaten und der von ihnen angeführte NATO-Block seit Ende des Zweiten Weltkrieges in mehr als 30 Fällen in verschiedenen Gebieten der Erde Kriege vom Zaune brachen und führten, versuchen Sie, der Welt einzureden, die Kriegsgefahr gehe von der Sowjetunion aus. Und das zu einer Zeit, da amerikanische Truppen (eine halbe Million Mann!) in 114 Ländern der Welt stationiert sind.

Wir ziehen einen Teil unserer Truppen und Waffenbestände aus der DDR ab und schlagen eine Vereinbarung über die Verringerung der Anzahl unserer Raketen im europäischen Teil der UdSSR vor. Sie jedoch antworten darauf mit der Entschei-

dung, einige Hundert neue amerikanischen Kernraketen in einer Reihe westeuropäischer NATO-Länder zu stationieren.

Sie unterzeichnen mit uns den Vertrag über die Begrenzung strategischer Offensivwaffen (SALT 2) und „frieren ihn ein“, d. h. Sie verhindern das Inkrafttreten dieses Vertrages. Wo bleibt hier die Logik?

Ich glaube, daß da folgendes geschehen ist. Mit den „Menschenrechten“ oder genauer gesagt mit Versuchen, der sozialistischen Welt und anderen Völkern „das richtige Benehmen“ beizubringen, während es in Ihrem eigenen „Hinterland“ Millionen entrechtete und unglückliche Landsleute gibt, hatten Sie, Herr Präsident, offen gesagt, wenig Erfolg. Die amerikanischen Propagandaposaunen von Jericho brachten die Mauern der sozialistischen Welt nicht zum Einsturz.

Sodann versuchten Sie, Helsinki „auszuspielen“. Die Schlußakte dieser Konferenz, deren Sinn vor allem darin besteht, den Frieden und die Sicherheit aller Völker Europas zu gewährleisten, und die unwiderlegbare Tatsache, daß es keine vernünftige Alternative zur Entspannung gibt, sowie die Unverletzlichkeit der Nachkriegsgrenzen, Rechtmäßigkeit und Souveränität sämtlicher Staaten anzuerkennen, diese Akte – und das ist mehr als paradox – wollten Sie in ein Werkzeug verwandeln, Ihre Gesetze unabhängigen und in erster Linie sozialistischen Staaten aufzuzuktroieren.

Auch daraus ist nichts geworden. Die Absichten sind gescheitert, aber der Wunsch, sie zu verwirklichen, ist geblieben. Auf welche Weise?

Und da haben Sie, der einmal das Buch „Warum nicht der Beste werden?“ geschrieben hat, sich entschlossen, wenn nicht der „Beste“, so doch der Stärkste, oder genauer gesagt der Höchstgerüstete zu werden. Aber der Begriff „Rüstung“ ist in den USA mit einem anderen Begriff unlösbar verknüpft – mit dem „militärisch-industriellen Komplex“. Sie versprachen dem amerikanischen Volk, die Rüstungsausgaben zu verringern, aber, nachdem Sie Präsident waren, erhöhten Sie diese rapid. Mir scheint, daß den Monopolen, die zu diesem Komplex gehören, SALT 2 nicht paßt, daß ihnen selbst zaghafte Schritte zur Verringerung des Wettrüstens nicht passen.

Und sodann haben Sie, Herr Präsident, andere „Orientierungspunkte“ gesetzt. Nicht mehr „Menschenrechte“, sondern „sowjetische militärische Bedrohung“ wurde zum Panier Ihrer Propaganda.

Meinetwegen unterhalten wir uns über die „sowjetische militärische Bedrohung“. Wer hatte bereits 1946 vorgeschlagen, eine Konvention zum Verbot der Anwendung von Kernenergie für militärische Zwecke zu unterzeichnen? Wer hat überhaupt den Vorschlag für das allgemeine und vollständige Verbot von Kernwaffen unterbreitet – die USA oder wir? Dieser Vorschlag wurde von der UNO unterstützt. Und von Ihrem Land, Herr Präsident? Nein, es hatte ihn nicht unterstützt. Wer schlug vor, daß die Teilnehmerländer der Gesamteuropäischen Konferenz und folglich auch die UdSSR und die USA die vertragliche Verpflichtung übernehmen sollten, gegeneinander weder nukleare noch konventionelle Waffen als erste einzusetzen? Vorgeschlagen haben es die UdSSR und ihre Verbündeten, während sich die USA und ihre Verbündeten einer Erörterung dieses Vorschlags entzogen. Wer hat vorgeschlagen, die Herstellung neuer Arten und Systeme von Massenvernichtungswaffen zu verbieten? Wer hat vorgeschlagen,

ökologische Eingriffe zu militärischen Zwecken zu verbieten? Wer hat als erster die Frage des Gewaltverzichts in den internationalen Beziehungen aufgeworfen? Das waren unsere, das waren sowjetische Vorschläge.

Aber siehe da, an allem soll die Sowjetunion schuld sein, die Sowjetunion, die generell die Auflösung der Militärblöcke anregte und durch Militärstützpunkte der USA umkreist ist (386 davon liegen rund um unser Hoheitsgebiet), soll daran schuld sein, daß die USA und der amerikahörige NATO-Block beschlossen haben, in einem tollem Tempo „nachzurüsten“. Fünf Millionen Mann stehen unter NATO-Waffen, von ihnen allein in Westeuropa drei Millionen. Aber nein, nicht die NATO, nicht die USA, sondern die Sowjetunion soll Europa bedrohen!

Unter dem Druck von Washington wurde soeben der Beschluß gefaßt, in verschiedenen westeuropäischen Ländern an die 600 amerikanische Mittelstreckenraketen zu stationieren, die gegen die Sowjetunion gerichtet sein werden. Aber eben die UdSSR, die in den letzten zehn Jahren in ihren europäischen Gebieten keine einzige zusätzliche Rakete aufgestellt hat, soll den Frieden bedrohen!

Ich lese jetzt viel über Truman nach, Herr Präsident – das brauche ich für meinen Roman über Potsdam und Helsinki, an dem ich jetzt arbeite. Ich erlaube mir nur deshalb, meine eigene Arbeit zu erwähnen, weil das mein Interesse für den 33. Präsidenten der Vereinigten Staaten erklären soll. Wie wollte er doch „der Stärkste“ werden! Welche Hoffnungen setzte dieser Mann auf die Atombombe! Nachdem er zwei solche Bomben auf friedliche Einwohner Japans abwerfen ließ, sagte er etwas später: „Kein Land ist stärker als die Vereinigten Staaten. Das bedeutet, daß wir, die wir über eine solche Macht verfügen, die Führung der Welt übernehmen müssen.“

Klingen etwa diese überheblichen Worte heute in Ihren Ohren nach, Herr Präsident?

Natürlich wissen Sie ebenso gut wie ich, daß Truman sich ebenfalls um „den moralischen Faktor“ der amerikanischen Außenpolitik kümmerte. In Trumans Auffassung verwandelte sich dieser Faktor in „den Schutz aller und eines jeden vor dem Kommunismus“. Die Truman-Doktrin bestand gerade darin, mit beliebigen Mitteln, darunter militärischen, „den Kommunismus zurückzurollen“.

Ich möchte Sie nicht an das Schicksal aller Anwärter auf die Weltherrschaft erinnern – die Geschichte hat nicht wenige von der Sorte gekannt. Aber keinem gelang es, seine Absicht zu verwirklichen. Die Völker haben derartige „Anwärter“ nicht gern, das hat die Geschichte bewiesen, und das bestätigt auch die Gegenwart. Schauen Sie einmal auf den Fernsehschirm, Herr Präsident, wenn dort die Tagesereignisse aus dem Iran gezeigt werden. Sicherlich sagt man Ihnen, was auf den Plakaten steht, die von den Demonstranten in Teheran getragen werden. Blicken Sie in die Gesichter der Menschen, die in Sprechhören antiamerikanische Parolen rufen. Sehen Sie denn nicht, daß es ein uferloses Meer des Hasses ist? Es ist ein lautstarker Fluch, den das iranische Volk nach Übersee schickt, an diejenigen, die in seinem Land jahrzehntelang die Bodenschätze plünderten, den Schah, diesen Bluthund, und seine grausame Geheimpolizei unterstützten, die einfachen Iraner, ihre Sitten und Bräuche, ihre Lebensweise und ihren Glauben verachteten.

Sie wollen den Iran durch Blockade ersticken und in die Knie zwingen. Wegen der Geiseln? Ich will es offen sagen: Als Kommunist und somit Fürsprecher anderer Methoden des politischen Kampfes billige ich ebenso wie Millionen Sowjetbürger

weder individuellen Terror noch die Verletzung des internationalen Prinzips der diplomatischen Immunität.

Aber Hand aufs Herz, Herr Präsident! Heute kommt es Ihnen nicht nur und nicht so sehr auf die Geiseln an. Nicht ihretwegen haben Sie vor den Küsten des Irans Ihre Armada konzentriert. Und nicht wegen der Geiseln versuchen sie, die iranische Revolution durch eine Wirtschaftsblockade zu erwürgen.

Sie möchten im Iran eine den USA genehme Regierung an die Macht bringen, wieder Herr auf iranischem Boden werden und iranisches Hoheitsgebiet nicht nur zu antisowjetischen Zwecken, sondern auch zur Unterwerfung des ganzen Nahen und Mittleren Ostens mit seinen gewaltigen Rohstoffbeständen ausnutzen.

Spielen Sie nicht mit dem Feuer, Herr Präsident?

Und Ihre jüngsten Handlungen im Zusammenhang mit den Ereignissen in Afghanistan! Was ist dort eigentlich geschehen? In Afghanistan wurde eine Revolution vollzogen. Präsident dieses Landes wurde Taraki. Und sogleich stießen über die pakistanische Grenze Söldner, die, Herr Präsident, von Ihren Offizieren und chinesischen Offizieren ausgebildet wurden, auf afghanisches Territorium vor, um dort Aufstände und Diversionsakte gegen die neue revolutionäre Regierung zu organisieren.

Taraki bat uns um Hilfe, darunter um militärische, vor einem Jahr, aber auch in den folgenden Monaten. Wir lehnten ab. Wir warnten Pakistan und sprachen darüber auch mit Ihren Diplomaten. Wer Amin war, ist jetzt bekannt: Seine Verbindungen mit amerikanischen Geheimdiensten sind kein Geheimnis mehr. Auf Amins Befehl wurde Taraki ermordet. Jetzt sind auch die Namen seiner Mörder bekannt. Ihre Gesichter wurden bei den Vernehmungen auf Fotos festgehalten und im Fernsehen gezeigt. Man hat den Tatort gezeigt und den Zeitpunkt der Ermordung genannt. Amin ist vom Volk gestürzt worden. Neuer Präsident wurde Tarakis Kampfgefährte und früherer Stellvertreter, Babrak Karmal. Konterrevolutionäre und Aggressoren, die vom Territorium Pakistans aus operieren, hatten sich entschlossen, den geeigneten Augenblick abzuwarten, ihre Handlungen zu forcieren, wobei sie mit einer Verwirrung in Afghanistan rechneten.

Afghanistan hat uns um Hilfe gebeten, weil Washington und Peking einen nichterklärten Krieg gegen dieses Land führten. Wir konnten nicht umhin, dem Hilferuf eines Staates, mit dem uns ein Vertrag über Freundschaft, gute Nachbarschaft und Zusammenarbeit verbindet, in dem Augenblick, da die Unabhängigkeit und selbst die Existenz Afghanistans bedroht waren, Folge zu leisten. Dem Ruf nicht zu folgen, hätte bedeutet, das Recht Afghanistans auf individuelle und kollektive Selbstverteidigung in Frage zu stellen. Schließlich durften wir, angesichts der Ereignisse – denn das alles spielte sich keineswegs irgendwo über Berg und Tal, sondern an unserer Südgrenze ab – die Interessen der eigenen Sicherheit nicht vernachlässigen.

Das ist Ihnen sehr wohl bekannt. Benutzen Sie die afghanischen Ereignisse trotzdem zum Anheizen einer antisowjetischen Hysterie, so läßt sich das nur damit erklären, daß militaristische US-Kreise gegenwärtig keine bessere Tarnung für die beschleunigte Verwirklichung amerikanischer Militärprogramme finden können. Um dieser Programme willen schieben Sie SALT 2 auf, brechen zu uns die

Handelsbeziehungen sowie wissenschaftliche und kulturelle Kontakte ab, schlagen den Boykott der Olympischen Spiele in Moskau vor.

Ich sage das nicht, um „zu polemisieren“. Ich mache mir nur Gedanken darüber, wer uns da eigentlich der „Aggressivität“ bezichtigt.

Und ich antworte mir selbst:

Es sind die USA, die

- eine langwierige und blutige Intervention in Korea führten;
- einen bewaffneten Einfall in Guatemala verübten;
- mit einer fast 30 000 Mann starken Armee in die kleine Dominikanische Republik einmarschierten;
- jahrelang den schmachvollen, schmutzigen Krieg in Vietnam führten und gegen das Volk dieses Landes, das von den Grenzen der USA, bildlich gesprochen, weit wie der Mond von der Erde entfernt liegt, mehr als 500 000 Soldaten, ihre Kriegsmarine, schwere Bomber und Feuerströme von Napalm einsetzten;
- die bewaffnete Aggression in Kampuchea starteten und dabei die eigenen und die Saigoner Truppenkontingente dort auf 80 000 Mann brachten;
- sich auf eine Intervention im Libanon einließen;
- den blutigen Putsch in Chile und die Ermordung des vom Volk dieses Landes rechtmäßig gewählten Präsidenten anzettelten;
- gegen den Wunsch des kubanischen Volkes und seiner Regierung ihren Militärstützpunkt auf Kubas Staatsgebiet rechtswidrig behalten.

Sie, Herr Präsident, haben sich vorgenommen, sich in Positur zu werfen und uns zu „bestrafen“. Wie und wodurch? Dadurch, daß Sie die Kriegsgefahr näherrücken lassen? Glauben Sie, das amerikanische Volk werde Ihnen für dieses „Geschenk“ dankbar sein? SALT 2 sollte gewissermaßen den Frieden zwischen unseren Ländern und in der ganzen Welt garantieren. Wollten Sie eigentlich, dem Beispiel eines antiken Königs folgend, der das Meer, über das er erzürnt war, durch Peitschenhiebe bestrafen ließ, den ganzen Planeten „auspeitschen“?

Jetzt zu einem anderen Punkt der „Bestrafung“: zum Verbot, Getreide an die Sowjetunion zu verkaufen. Wir wurden aus Übersee „aufgeklärt“, daß wir uns ohne amerikanischen Weizen und Mais auf Hungersnot, Viehseuchen und sonstige Entbehrungen gefaßt machen müssen. Das Ding hat jedoch zwei Aspekte: den faktischen und den moralischen. Was den faktischen Aspekt betrifft, so hat Genosse Breschnew bereits gesagt: Die zynischen Kalkulationen bezüglich einer Verschlechterung der Lebensmittellage infolge der Weigerung der Vereinigten Staaten, uns Getreide zu verkaufen, fußen auf unsinnigen Vorstellungen über unser Wirtschaftspotential.

Übrigens könnte ich da eine Äußerung des Senators Baker zitieren, welcher erklärte, daß durch die Handlungen der USA „nur amerikanische Farmer ernsthaft betroffen werden“. Ich könnte einen ganzen Haufen von Äußerungen westlicher Politiker und Zeitungen über die Sinnlosigkeit Ihres Schrittes anführen. So daß Sie diesmal anscheinend die amerikanischen Farmer „ausgepeitscht“ haben, Herr Präsident.

Ich möchte aber etwas anderes sagen. Versuche – wenn auch vergebliche –, in einem anderen Land Hungersnot zu organisieren, um es damit in die Knie zu

zwingen, sind wahrhaftig eine schmutzige und schmachvolle Sache. Das, glaube ich, begreifen auch Millionen und Abermillionen Menschen auf der ganzen Erde. In den Anfängen der sozialistischen Revolution hofften Interventen und Überbleibsel der gestürzten Oligarchie, die Sowjetmacht durch Hunger umzubringen. Ja, damals mußten wir hungern. Wir wurden jedoch mit der Hungersnot ebenso wie mit den Interventen fertig. Während des Krieges betraute Hitler den Hunger gleichsam mit einer Aufgabe, der die Generäle seiner Wehrmacht nicht gewachsen waren: das belagerte Leningrad zu brechen. Muß ich Sie erinnern, Herr Präsident, womit dieser Versuch endete?

Aber auch Sie haben die Absicht, uns hungern zu lassen, und Sie machen auch gar kein Hehl daraus. Eben das wiederholten Vertreter Ihrer Regierung, und eben daran labte sich die hundertzüngige Presse der USA.

Wir werden die von Ihnen geschürte antisowjetische Hysterie durch keine antiamerikanische Hysterie beantworten. Dazu werden wir uns nicht erniedrigen. Wie schon Genosse Breshnew sagte, können die Sowjetbürger und unsere Freunde im Ausland sicher sein: Der Leninsche außenpolitische Kurs ist unerschütterlich. Und Sie? Welche Politik beabsichtigen Sie, in Zukunft zu verfolgen? Eine Politik der Erpressung und der Drohungen? Eine Politik der Unterdrückung der nationalen Befreiungsbewegung? Beabsichtigen Sie, auch weiterhin die „chinesische Karte“ zu spielen, chinesische Militaristen mit Versprechungen zu überhäufen, sie gegen uns zu bewaffnen, im naiven Glauben, chinesische Kanonen und Raketen würden immer nur nach einer Seite gerichtet bleiben? Wollen Sie vor den unter Arbeitslosigkeit, Inflation, Rassendiskriminierung und Gangsterterror leidenden Amerikanern mit Ihren militanten Absichten prahlen? Bisher trieben Sie Ihr Spiel mit den „Menschenrechten“. Das war nicht nur ein heuchlerisches Spiel. Es vergiftete das internationale Klima und behinderte die Entspannung. Jetzt sind Sie zum „Spiel mit den Waffen“ übergegangen. Wir wissen, daß amerikanische Stützpunkte in Europa mit Kernwaffen ausgestattet sind. Und wir wissen, daß Raketen keine Jonglierkeulen sind. Besonders wenn damit zügellos ehrgeizige Leute spielen.

Als Präsident Truman aus Alamogordo von General Groves den Bericht über die erfolgreiche Erprobung der ersten Atombombe der Welt erhielt, war er überzeugt, er sei nun der Herrscher der Welt geworden. Die folgenden Ereignisse zeigten jedoch, daß es in der Welt keine Waffe gibt, die die Völker zum Verzicht auf den Kampf für Befreiung und gegen neokoloniale Sklaverei bewegen könnte. Das haben Ihnen die Kubaner bewiesen. Das haben Ihnen die Vietnamesen bewiesen. Soll ich hier alle aufzählen, die weder vor Raketen und Düsenflugzeugen noch vor CIA-Verschörungen im Kampf für ihre Gesellschaftsordnung, für ihre nationale und staatliche Unabhängigkeit wankten?

... Ich habe soeben den Bericht und das Begleitschreiben gelesen, die Sie an die Leitung des US-Kongresses sandten. „Ich habe befohlen“ ... „Ich habe aufgehoben“ ... „Ich habe verboten“ ... Was befohlen, was aufgehoben, was verboten? Es geht immer um das gleiche: Um „Sanktionen“ gegen mein Land, um die „Bestrafungen“.

Ich habe auch den außenpolitischen Abschnitt Ihrer Botschaft an den Kongreß „Zur Lage der Nation“ gelesen. Er läuft auf verleumderische Ausfälle gegen die Sowjetunion hinaus. Auf Aufforderungen, aufzurüsten und wieder aufzurüsten.

Der Abschnitt beginnt mit einem bezeichnenden Geständnis: „Seitdem ich im Januar vor drei Jahren mit der Erfüllung meiner Amtspflichten begann, legte ich den Schwerpunkt auf die für unser Land bestehende Notwendigkeit, seine Führungsrolle in der Welt zu konsolidieren ...“

Das ist wohl der Hauptteil des erbärmlichen Gehalts an Wahrheit, der in diesem Teil der Botschaft enthalten ist.

Also: Führungsrolle in der Welt. Was bedeutet das eigentlich, Herr Präsident? Wie wollen Sie das erreichen? Durch die Kraft der Überzeugung? Kaum. Die Vietnamesen, aber auch viele andere könnten ein Lied davon singen, daß nach amerikanischer „Überzeugung“ nichts als Asche zurückbleibt. Durch Waffengewalt? Aber selbst ein Knüppel hat zwei Enden.

Und womit wollen Sie „führen“? Indem Sie anderen Völkern Ihre Gesetze aufdrängen. Ich denke, die Völker werden sich damit im Jahr 1980 so wenig wie „im Januar vor drei Jahren“ abfinden. Im Wettrüsten? In der Fähigkeit, jeden Menschen nicht so wie jetzt fünfmal, sondern fünfzehnmal töten zu können? Eine makabre „Führung“! Zudem will auch kein unabhängiges Volk gleichgültig zuschauen, wie die Gefahr steigt, die für dieses Volk von Ihren Atomraketen ausgeht. Es wird für seine Sicherheit sorgen. In bezug auf die Sowjetunion dürfen jedenfalls in dieser Hinsicht keine Zweifel bestehen.

Was nun, Herr Präsident? Über unsere Politik und unseren künftigen Kurs hat Genosse Breshnew eindeutig gesagt: „Dieser Kurs vereinigt konsequente Friedfertigkeit mit entschlossener Abwehr jeder Aggression. Er hat sich in den vergangenen Jahrzehnten bewährt, und wir werden ihn weiterhin steuern. Von diesem Kurs wird uns niemand abbringen.“ Nun, und Sie, Herr Präsident? Haben Sie sich entschlossen, „Weltherrscher“ zu werden? Über das absolute Recht der „Strafe“, der „Milde“, der „Gunst“ zu verfügen? Ginge es nicht um Wünsche, die für den Weltfrieden derart gefährlich sind, so hätte ich mich mit dem Satz begnügt. „Es kann doch nicht Ihr Ernst sein!“ Aber so wiederhole ich: Was nun, Herr Präsident? Was streben Sie an? Wollen Sie unsere Länder in die Zeiten des „Kalten Krieges“ zurückwerfen? Doch – davon bin ich zutiefst überzeugt – diese Absicht hat mit den Interessen unserer Völker und mit den Interessen der Völker der ganzen Welt nichts zu tun.

Selbstverständlich hat Ihre Politik auch Anhänger. Aber diese Anhänger sind zugleich aktive Gegner der Entspannungspolitik und von guten Beziehungen, die auf gegenseitiger Achtung und beiderseitigem Vorteil fußen. Mahnt Sie, Herr Präsident, eine so bezeichnende Gesetzmäßigkeit nicht zu Vorsicht?

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen besteht nur eine Alternative zur Entspannung: die Vernichtung des Lebens auf der Erde. In diesem Fall wäre niemand da, der noch irgendeine Diskussion, darunter über Ihr Lieblingsthema der „Menschenrechte“ führen könnte, sie wäre völlig überflüssig. Folglich ist es erforderlich, unsere gemeinsamen Anstrengungen darauf zu richten, eine derartige Vernichtung nicht zuzulassen.

Der den sowjetischen Menschen eigene Optimismus oder auch einfach der gesunde Menschenverstand läßt mich dennoch hoffen, daß sich Ihre Art, das Weltgeschehen und die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen zu betrachten, früher oder später ändern wird. Denn das würde im Interesse des Volkes, der Wähler der USA liegen.

Die Logik des Lebens muß Sie zu der Schlußfolgerung führen: wenn es um das Schicksal vieler Millionen Menschen, um die Geschicke der Menschheit geht, sind nur ein solches Handeln, nur solche Entscheidungen tragbar, die in Taten und nicht nur in Worten Frieden, Gleichberechtigung und gegenseitige Achtung der Staaten und Völker gewährleisten.
So und nicht anders, Herr Präsident.

Conrad Schuhler
„Franz Josef, gib uns Hoffnung und Aussicht und Chance und Zukunft!“

Die Antworten der CSU für morgen auf die Fragen von heute

I.

Hunderte noch drängen sich vor dem Tor des großen Bräukellers, recken die Einladungskarten in die Höhe, in rhythmischen Wogen flutet die Menge vor und zurück, doch der Wall der Leiber, gemietet von der Wach- und Schließgesellschaft, hält stand. Drinnen im schon überfüllten Saal das vertraute Bild zur Münchner Starkbierzeit: Auf dem Podium die Blaskapelle aus Niederbayern, unten im Saal entschlossene Zecher, in langen, Gemeinschaft vermittelnden Reihen vor schweren Maßkrügen. Aber heute geht es um mehr, das Interesse der über Dreitausend konzentriert sich auf die Tische direkt vor der Bühne: Dort, umlagert von Kameralen, Beleuchtern, Journalisten, der Kandidat! Wieder hebt er mit kräftiger Hand den Krug – Kamera ab – die Bläser donnern einen Marsch in den Saal, im Takt marschiert der Kandidat auf die Bühne. Am Rednerpult breitet er weit die Arme aus, dann hebt er sie in die Höhe, als wollte er die Menge segnen. Alle im Saal sind aufgesprungen und jubeln zu ihm hinauf: Dank, daß er heute in ihrer Mitte weilt, wie der erste Redner gesagt hat; Dank überhaupt für das große persönliche Opfer, das ein Mensch wie er jeden Tag bringt, wie der zweite Redner sagt. Jetzt hält es die Menge nicht länger, Begeisterung wird eingeschliffen in den Doppelschrei: „Helmut – Hel – mut – Hel – mut . . .“. Wir befinden uns bei der ersten Arbeitnehmer-Wählerinitiative für Helmut Schmidt, München, Löwenbräukeller, 13. März 1980.

Politik als Zuschauer-Sport: Der politische Führer hat zu seiner Klientel ein Verhältnis wie der Star zu seinem Publikum, die politische Auseinandersetzung wird im Aufeinandertreffen der Stars in der „politischen Arena“ entschieden. So wird der Wahlkampf zum Duell der Spitzenathleten. Und der Wahlzettel zum Totoschein.

Der Starkult der CSU ist auch von dieser Welt, weist aber spezifische religiöse Züge auf. Als die CSU 1975 im Hof der Residenz der bayerischen Könige den 60. Geburtstag ihres Vorsitzenden Strauß feierte, verkündete sein Stellvertreter Heubl: „Wir feiern die Stärke deiner Persönlichkeit, ihre Unwiederholbarkeit, Einmaligkeit, Besonderheit, einen Mann, auf den die Politiker der Welt schauen, wenn sie auf die CSU schauen; denn alles wird bestimmt von dir.“ Heubl folgte mit dieser Lobpreisung Ministerpräsident Goppel, der zum selben Anlaß, an Strauß gewandt, betete: „Sag uns auch weiterhin, wie es geht, damit wir es tun, jetzt und für alle Zeit.“ Heubl blieb also ganz in der Rolle, als er auf dem ersten Parteitag nach der Nominierung von Strauß zum Kanzlerkandidaten der CDU/CSU diesem das Wort erteilte: „Franz Josef . . . Du hast das Wort . . . Gib uns Hoffnung und Aussicht und Chance und Zukunft!“

II.

Und Franz Josef gab. Dem Bild entsprechend, das er von sich machen läßt, gleich in ganz großer Dimension: mit einem eigenen Kongress, unter dem Motto „Wir meistern die Zukunft. Fragen von heute, Antworten für morgen“.

So weit christliche Politik über Wissenschaft gebietet, waren akademische Leuchten gebeten worden, aus Innsbruck, aus Hohenheim, aus Regensburg auch. Eventuelle Lücken in den Reihen der Wissenschaft konnten schon deshalb nicht ins Gewicht fallen, da der Vorsitzende selbst im umfangreichen Hauptreferat die wesentlichen Antworten für morgen gab. Mehr noch, das Fehlen wissenschaftlicher Kapazitäten war in den Augen der CSU das große Plus dieses Zukunftskongresses. Denn Strauß hält nichts von wissenschaftlicher Intelligenz. Schon in der Rede auf Heubls Bitte um Zukunft hatte der CSU-Vorsitzende unter Hinweis auf Gottfried Benn die Furcht geäußert, das Abendland könne am hündischen Kriechen der Intelligenz vor den politischen Begriffen zugrundegehen; „Theoriegläubigkeit“ tendiere zu „Ideologieverfallenheit“ mit dem Endstadium der „totalitären ideologischen Besessenheit“.

Auch auf dem Zukunftskongreß läßt Strauß seinem Ekel vor der Wissenschaft, die sogar „Institutionen wie Familie, Staat, Betrieb als zu ‚hinterfragen‘ hinstellt“, freien Lauf. Wer solches tut, ist für Strauß entweder „verrückter visionärer Utopist“ oder „zutiefst verzweifelter, zivilisationsmüder Kulturpessimist“, möglicherweise auch „mutloser Planwirtschaftler“ oder „reaktionärer marxistischer Ideologe“, allesamt vertieft in einen „ideologischen Zerrspiegel“ und damit beschäftigt, der Gesellschaft, vor allem der Jugend, die „Maßstäbe zu nehmen“. Wenn Wissenschaft dazu untauglich ist, woher nimmt dann die CSU die Maßstäbe für ein Handeln in die Zukunft?

Fundamentale Glaubenssätze werden in gelinden Variationen ständig wiederholt. Straußsche Reden – wir werden das noch genauer sehen – haben die Dramaturgie der Gebetsmühle. Warum die CSU in der politischen Analyse und Zukunftsforschung wie im politischen Handeln für die Zukunft wegweisend ist, führt Strauß in jeder programmatischen Rede in kurzen Intervallen auf folgende Faktoren zurück: Weil die CSU sich „auf der Grundlage der christlichen Wertvorstellungen und des christlichen Menschenbildes weiß“, weil die CSU nicht nur weiß, „daß wir stets im Strom der Geschichte stehen“, sondern sich sogar „zur Geschichtlichkeit unseres Daseins bekennt“. Die Gemeinschaft, deren Sitten und Bräuche vom Strom der Geschichte angeliefert werden, muß am christlichen Menschenbild orientiert sein, weil dies „der Natur des Menschen entspricht“.

Politik nicht rational zu entwickeln, sondern aus Brauchtum und Setzung vorgeblich christlicher Werte zu schöpfen, ist das Verfahren der CSU seit ihrer Gründung. In einem namentlich nicht gezeichneten Dokument der amerikanischen Militärregierung vom 2. April 1946 findet sich die Einschätzung der Union als „die typische bayerische Reagenz, indem sie den ‚intellektuellen Parolen‘ wie Marxismus, Planwirtschaft, Anti-Militarismus und Internationalismus Gefühlswerte entgegenstellt, nämlich Heimatliebe (Wahrung der bayerischen Belange und spezifisch bayerischer Lebensform), christliche Lebenshaltung (moralisches Weltbild als Ausgangspunkt aller politischen Bewertungen und Reaktionen) . . .“ (zitiert nach H. Riehl-Heyse, Die CSU, München 1979, S. 29).

Mit den Maßstäben der christlichen Wertvorstellungen und des Stroms der Geschichte kommt Strauß zu seinen Absichtserklärungen für die Zukunft, „dem einzelnen weiterhin ein selbstverantwortliches Leben in Freiheit und Würde zu ermöglichen; unserem Volk wirtschaftliche und finanzielle Stabilität, inneren Frieden und äußere Freiheit zu sichern“. Wahrscheinlich gibt es selbst unter „verrückten Utopisten und mutlosen Planwirtschaftlern“ nicht einen, der gegen Freiheit und Würde, Stabilität und Frieden als Leitsätze aufbegehren würde, auch wenn es hier schon manchem, der es nicht lassen kann, Begriffen zu „hinterfragen“, auffallen mag, daß der Frieden nach innen gesichert werden soll, die Freiheit hingegen nach außen, was man – mit Recht, wie sich zeigen wird – so übersetzen kann, daß die Machtverhältnisse in der Gesellschaft der Bundesrepublik nicht angetastet werden dürfen, die internationale Machtposition der Bundesrepublik hingegen auf Kosten anderer Staaten ausgebaut werden soll.

Die „Zukunft in Freiheit“, wie Strauß sie meint, sieht er von *sieben Herausforderungen* bedroht, einer „sicherheitspolitischen“, einer „energie- und rohstoffpolitischen“, einer „weltwirtschaftlichen“ und vier weiteren, die aus den Mängeln der bundesdeutschen Gesellschaft rühren. Aufschlußreich, daß Strauß, der sonst über jeden Stammtisch zwischen Sonthofen und Passau den Glanz der Weltpolitik ausgießt, ausgerechnet auf dem Zukunftskongreß die Fragen der internationalen Strategie von Unterlingen wie Wörner und Todenhöfer abhandeln läßt. Die Stimmen ihres Herrn melden – O-Ton Wörner: Eine regelrechte „Inflation des Begriffes Frieden“ sei zu registrieren; es traue sich bald keiner mehr, von Abschreckung, Verteidigung und militärischer Stärke zu sprechen; Westeuropa müsse in sich eine „regionale Balance“ zu den sozialistischen Ländern herstellen; dazu sei unbedingt nötig die Modernisierung des „kontinentalen Nuklearpotentials“, eine Stabilisierung der Situation an den Flanken sowie eine geographische und inhaltliche Ausweitung der NATO, vor allem unter dem Aspekt der Rohstoffversorgung. Originalton Todenhöfer: Entwicklungshilfe muß zur „Wahrung unseres politischen Spielraums“ dienen, nur „unsere Freunde“ dürfen unterstützt werden. Da haben wir, durchaus vor „Afghanistan“, das vollgepackte Arsenal der Kalten Krieger vor uns. Atomare Aufrüstung der NATO in Westeuropa, die NATO als Interventionsmacht zur „Sicherung“ der Rohstoffbasen in aller Welt, die „Stützung“ auch der reaktionärsten Regimes, wenn sie denn nur in die außenpolitische Konzeption dieser aggressiven BRD-Politik hineinpassen. Die Verächtlichmachung des „Begriffes Frieden“ und die Lobpreisung von „Abschreckung und militärischer Stärke“. Zu sagen, hier wird für eine Politik geworben, die den atomaren Weltkrieg als Möglichkeit einkalkuliert, wäre fast die Untertreibung des Jahres.

Strauß, der Weltpolitiker, den sonst der Krisengürtel von Afghanistan bis Südafrika nicht ruhig schlafen läßt, kümmert sich indes vorwiegend um die Zukunft in der Bundesrepublik selbst. Denn wie vermag man – und was nützt es dann noch –, den Sozialismus und die ganze Dritte Welt samt Rohstoffen und Arbeitskräften militärisch im Griff zu haben, wenn zu Hause „die systematische kulturelle revolutionäre Umwertung aller Traditionen, Kulturwerte und moralischer Normen“ vor sich geht?

Deshalb wirft sich Strauß der „kulturrevolutionären Umwälzung in unserem Lande“ entgegen, indem er noch einmal die „unersetzlichen ideellen und menschlichen Grundwerte der Sozialen Marktwirtschaft“ von allen Verfälschungen und Verunreinigungen säubert. Heraus kommt dabei ein Freiheitsbegriff, der schon im CSU-Programm definiert ist als „Freiheit, etwas zu beginnen, zu leisten und aufzubauen, Eigentum zu erwerben, zu besitzen und zu veräußern.“ Je absoluter diese Unternehmerfreiheit, desto „sozialer“ Wirtschaft und Gesellschaft, weil nur dann die Besten nach oben kommen und dort bleiben. „Schon der Liebe Gott“, hatte Strauß vor Jahren bereits verraten, „hat leider Ungleichheiten geschaffen, Gescheite und weniger Gescheite, Fleißige und weniger Fleißige auf die Welt kommen lassen.“ Worin liegt dann der Erfolg der Sozialen Marktwirtschaft? Etwa im Sozialen? Ganz daneben, „das Soziale ist kein Grundrecht sondern eine UNO-Phrase“ (Strauß auf dem CSU-Parteitag 1977). Sondern: „Der Erfolg der Sozialen Marktwirtschaft liegt in der unbarmherzigen Trennung von Weizen und Spreu, liegt darin, daß eben dort durch diese Leistungsauslese überhaupt erst die Chance einer Anhebung der Lebensverhältnisse der breiten Massen liegt. Diese Chance liegt nicht in der Nivellierung von oben nach unten, sondern die liegt in der kreativen Wirkung von Spitzenleistungen und ihren anhebenden Folgen für die breiten Massen von unten nach oben.“

Deshalb warnt Strauß nicht nur den Staat vor eventuellen Eingriffen in die Entscheidungshoheit der Unternehmer, sondern auch die Gewerkschaften. Das „Gerede von richtiger Mitbestimmung“ ist ihm Zeichen einer „geistigen Epidemie“, paritätische Mitbestimmung noch Schlimmeres: „ein Stück Sozialismus“. Nicht im Sud eines Bierkellers, sondern in einem Grundsatz-Aufsatz („Das Grundgesetz aus der Sicht des Politikers“, *Politische Studien*, 2/1979) ist Strauß dem weitverbreiteten Vorurteil entgegengetreten, daß Gesellschaft demokratisch organisiert werden könne und müsse. Nur im Bereich des Staates könne es Demokratie geben – „ein Bürger, eine Stimme“ – aber im Bereich der Gesellschaft „müssen Kompetenz und Autorität die natürliche Reihenfolge bestimmen . . . Eine Demokratie aber, die ihre Spielregeln bis in die Familien, bis in die Schulen, bis in die Betriebe hinein durchsetzt, politisiert zwangsmäßig unser gesamtes Leben, zerstört die Leistungsfähigkeit“ (a.a.O., S. 32 f.). Strauß muß deshalb für die Zukunft feststellen, daß die Freiheit der Tarifpartner sich nicht mit der Haltung von Gewerkschaftsfunktionären verträgt, „die noch immer den Einsatz für den Arbeitnehmer mit dem Kampf gegen die Marktwirtschaft verwechseln“. Die also im Tarifkampf noch immer hinter der „UNO-Phrase“ vom Sozialen herlaufen anstatt die natürliche Kompetenz und Autorität der Unternehmer anzuerkennen.

Die Welt von morgen, seufzt der Zukunftsforscher Strauß, ist „keine mondbe-glänzte Zauberviese, auf der Wolf und Schaf friedlich nebeneinander weiden und sich dann gemeinsam in das Futter teilen“. Nach dieser schönen Beschreibung des tarifpolitischen Rahmens schlägt Strauß die Rollenvergabe für das Schaf vor: „Ich wäre gar nicht traurig darüber, wenn die freie Presse sich in den Dienst einer Kürzung der Einkommen, einer Kürzung der Löhne und Gehälter, Kürzung der Renten, Kürzung der Sozialleistungen stellen würde“ (Interview mit den *Nürnberger Nachrichten*, 29. 9. 1978). Wer hingegen an der gewerkschaftlichen Position des Kampfs für die Klasseninteressen der arbeitenden Menschen festhält, der bekommt die ganze Strenge der bayerischen Staatsmacht zu spüren. So erhielt die Lehrerin

Inge Bierlein von Kultusminister Maier, einem weiteren Hauptredner zum Thema „Christliche Grundwerte“ auf dem CSU-Zukunftskongreß, den ablehnenden Bescheid: „Gesetzestreue und Unparteilichkeit können von einem Beamten, der sich im Klassenkampf wähnt, nicht erwartet werden.“ Was kann von Strauß und seiner CSU/CDU erwartet werden? Sicher nicht das, was der Kanzlerkandidat neuerdings – allen Fakten zum Trotz – so gern spielt: das Weltkind in der Mitte. Im Fernsehgespräch mit Golo Mann fiel ihm zu sich selbst ein: „Ich bin doch gleichzeitig a Linker und a Rechter“. „Ich galt in meiner Partei immer als Anhänger der liberalen Linken“. „Ich bin a moderner Konservativer“. „Ich bin a europäisch geläuterter Nationaler.“ Und dazu noch steht dieser Tausendsassa „auf dem geistig-moralischen Fundament der griechischen Kultur, der hellenistisch-römischen Zivilisation, der christlichen Religiosität aller christlichen Konfessionen“ ebenso wie „auf dem Boden der schöpferischen Leistungen der europäischen Völker, der Romanen, der Germanen und der Slawen“. Nur auf dem Boden der Dialektik steht er nicht, denn „die Dialektik geht immer krumme Wege“. Dies treibt auch einen linken Kritiker wie Johannes Wendt in die Resignation: „In den Wortfluten seiner Versuche, Grundwerte seiner Partei zu umschreiben, ertrinken die Begriffe.“ Und schon hat *Der Spiegel* die Formel zu Hand: „Franz Josef Strauß hat auch keine politischen Prinzipien.“ Da wird er aber lachen. Weil das seine Arbeit leichter macht im Kampf „zwischen Freiheit und Kollektivismus“, von dem er sagt: „Freiheit oder Kollektiv stellt sich als Kernfrage heraus. Und diese Frage heißt: Wer soll im Besitz der Produktionsmittel sein. Darin konzentriert sich alles!“ (CSU-Parteitag 28. 9. 79).

Der Herr hat Prinzipien. Mit dem Sozialismus, der ihm zu stark geworden ist, will er in Zukunft von der Position der militärischen Stärke umspringen, einschließlich der Drohung mit dem atomaren Krieg. Mit den Ländern der Dritten Welt wird per Eingreiftruppe verkehrt – es sei denn, die halten sich auch so an die Kommandos. In der Bundesrepublik wird der Unternehmer wieder zum unumschränkten gesellschaftlichen Leitbild, die sozialen und demokratischen Auswüchse werden gekappt. Diese politischen Prinzipien verkündet Strauß selbst laut und unmißverständlich und er tut alles, um seine Glaubwürdigkeit zu beweisen. Es fragt sich, warum Millionen Arbeiter und Angestellte, Freiberufler, kleine und mittlere Selbständige diesen Mann und diese Partei wählen.

III.

Erinnern wir uns an die Einschätzung des US-Agenten aus dem Jahre 1946. Die CSU stellt den „intellektuellen Parolen“ von Sozialdemokraten und Kommunisten „Gefühlswerte“ wie Heimatliebe und christliche Lebenshaltung entgegen. Hier liegt die Quelle des propagandistischen Erfolgs der CSU und der Mißverständnisse ihrer Interpreten. Intellektuelle Kritiker bemängeln bei Strauß und anderen CSU-Rednern, daß „Gedanken nicht aufgereiht, Thesen nicht hergeleitet, Deutungen nicht von Fakten getrennt, Vorgänge nicht zergliedert, Urteile nicht begründet“ werden (Wendt). Konkret-Herausgeber Gremliza fällt folgendes Urteil über die Stoiberschen Imitationen der Konzepte des Meisters: „Stoiber ist doof!“ Weil keine analytisch-argumentative Entwicklung eines Konzeptes vorliegt, können diese Kritiker gar kein Konzept erkennen. Dabei liegt es auf der Hand, daß eine politische Ideologie, die sich auf nicht-hinterfragbare Werte und Institutionen, auf

ein vorgegebenes, „natürliches“ Menschenbild beruft, die also auf Gefühlswerten basiert, in ihrer Propaganda eben nicht auf Analyse und Argument zielt, sondern ganz folgerichtig auf das Anrufen von Ressentiments und das Hervorrufen von Emotionen aus ist. Dementsprechend folgen die Reden der Strauß & Co den Gesetzen der Suggestion, dem systematischen Hervorrufen von Abscheu und Zustimmung auf der Gefühlsebene – aber dennoch mit einer klaren Zielrichtung. Bei seiner Richtungsweisung für die Zukunft zog Strauß die üblichen Register seiner großen Gefühlsorgel. Zunächst machte er jedermann klar, daß „unser Vaterland“ zum Allerbesten gehört. Der Aufschwung der BRD ist „beispiellos“, in der Weltwirtschaft haben wir eine „Spitzenposition“. Das tut gut, nach so viel Krise, die einen fast um Umsätze und Arbeitsplätze fürchten, manchen auch an der überlegenen Qualität des gesellschaftlichen Systems ein wenig zweifeln läßt. Und man spürt auch, wohin die anderen gehören: nämlich tiefer.

Dann greift Strauß dem machtlosen Bürger unter die Arme, geißelt „wachsende Bevormundung, steigende Bürokratisierung, technokratische Verplanung“ aller Lebensbereiche; der Bürger in seiner Ohnmacht fühlt sich verstanden, gut aufgehoben bei dem da oben, der kräftig genug ist, dem Technokraten-Polypen die zahllosen Arme abzuhacken.

Und schon geht es weiter: logische Folge der „Staatsomnipotenz“ ist die „wohl-fahrtsstaatliche Lebenslüge“, mit der „aufgeräumt werden muß“, Schluß also mit der „Pflege der Subventionsmentalität“, Schluß mit dem sozialen Netz „als Hängematte“, in die sich jeder, der nicht mehr arbeiten will, hineinplumpsen läßt (so im Arbeitskreis, der sich speziell mit dem „sozialen Netz“ befaßt). Und mancher, der hart arbeitet und immer mehr Abzüge hat und jetzt auch noch unsicher sein muß, ob seine Rente überhaupt finanziert werden kann, der nickt und sagt sich, diese Faulenzer und Krankfeierer schieben eine ruhige Kugel auf meine Kosten.

Strauß ist derweil schon bei „der unter der Jugend verbreiteten Zukunftsangst“, die sich abkehrt vom System, den Generationenvertrag aufkündigt – dann gute Nacht Rente und Altersversorgung.

Im Wechselbad von Sorge und Gelächter, von Betroffenheit und Erleichterung vergißt Strauß nicht, die positiv empfundenen Gefühle mit sich und der CSU, die negativen mit dem politischen Gegner zu identifizieren. Deutschlands Stellung in der Welt ganz vorne haben „wir“ durchgesetzt, Bürokratisierung und Technokratisierung indes hängen zusammen mit den „zunehmenden kollektivistischen Zwängen“. Daß die Sozialausgaben viel zu hoch sind, liegt daran, daß die Sozialisten die Bürger über steigende Subventionen „entmündigen“ wollen. „Am Strand von Tunix“ tummelt sich die Jugend, weil linke Ideologen ihr die Maßstäbe genommen haben. Dieselben Ideologen wollen auch „die Familie demokratisieren“, weil sie „damit den letzten Freiraum in den Griff bekommen, in dem der einzelne vor dem Zugriff des Kollektivs noch sicher sein kann“.

Gefahr also ist im Verzug, Eile geboten. Die Sprache von Strauß wird kalkuliert apokalyptisch. Schon 1974 in Sonthofen hatte er zur „Taktik“ verkündet: „Wir müssen die Auseinandersetzung hier im Grundsätzlichen führen. Da können wir nicht genug an allgemeiner Konfrontation schaffen. Da muß man die anderen immer identifizieren damit, daß sie den Sozialismus und die Unfreiheit repräsentieren, daß sie das Kollektiv und die Funktionärsherrschaft repräsentieren, und daß

ihre Politik auf die Hegemonie der Sowjetunion über Westeuropa hinausläuft.“ Strauß verlangte einen „Schock im öffentlichen Bewußtsein“, damit die Bevölkerung in eine „Roßkur“ à la Strauß einwilligen möge. Mit aller rhetorischen Gewalt will Strauß den Schock hervorrufen, den Gegner als äußerstes Übel, als dringend zu vernichten darstellen. Das „Hegemonialstreben“ der Sowjetunion ist „ungehört“, die atomare Überlegenheit der Amerikaner „unwiderruflich geschwunden“, die Überlegenheit des Ostblocks „erdrückend“, das Rohstoffproblem zu einer schieren „Überlebensfrage“ geworden. Die Politik der Bundesregierung ist nicht nur falsch, sie gefährdet die „künftigen Generationen“. Was sie seit 1969 angerichtet hat, ist „ein Saustall“. „Wir müssen sagen, die SPD und FDP überlassen diesen Staat kriminellen und politischen Gangstern. Und zwischen kriminellen und politischen Gangstern ist nicht der geringste Unterschied, sie sind alle miteinander Verbrecher. Und wenn wir hinkommen und räumen so auf, daß bis zum Rest dieses Jahrhunderts von diesen Banditen keiner es mehr wagt, in Deutschland das Maul aufzumachen“ (dies letzte Zitat wieder aus der Sonthofener Rezepte-Sammlung). Auch wenn Strauß nicht so offen inhaltlich gegen Banditen „Schmeißfliegen“ und „rote Ratten“ vorgeht, verrät die Form und die Gestik den emotionalen Überdruck des Demagogen: „es scheint, als hätte sich eine Wut, die sich . . . nicht mehr offen aussprechen ließ, in der Artikulation und in der Syntax verkrochen“ (Peter Schneider). Riesige Satzbögen nehmen die Zuhörer mit über tiefe Bedeutungsschluchten, deren verbaler Überquerung sie schließlich ebenso anerkennend wie erleichtert applaudieren. Oder was wäre sonst am Ende eines solchen Satzes zu tun: „Diese Entwicklung hat ihre Ursachen nicht zuletzt in einer seit 1969 geschürten visionären Staatsgläubigkeit, im Aufheizen von Erwartungsinflation, im Wecken von Inflationsmentalität – also im Heranzüchten einer Grundhaltung, die Eigenverantwortung ganz klein und die Verantwortung des Staates für die Befriedigung aller möglichen Bedürfnisse – unter Umständen bis zur Verwirklichung auch des persönlichen Lebensglücks – ganz groß schreibt.“ Diese Wortsalven, unter ständigem Wippen und Kopfstoßen abgefeuert, treffen ins Gemüt: seit 69 Inflation und Aufheizen, staatliches Eingreifen ins persönliche Leben, so kann es nicht weitergehen. Kein Wunder, daß Strauß dabei so schwitzt – diesen Saustall auszumisten, da braucht es schon einen ganzen Kerl, einen, der sich nicht schont und sich zu nichts zu fein ist.

Alexander von Pechmann
„auch mal aufstehn und das richtigstellen“

Seminarbesuch bei der Hanns-Seidel-Stiftung

Ist die Hanns-Seidel-Stiftung der gemeinnützige Verein zur Förderung der „demokratischen und staatsbürgerlichen Bildung des deutschen Volkes“, als den sie sich selbst darstellt, oder ist sie die schwarze Kader- und Begriffsschmiede für den Kampf um eine konservativ-reaktionäre Erneuerung Europas, wie von anderen befürchtet wird?

Mehr Aufschluß als von jeder Lektüre erwartete ich vom Besuch eines Seminars der Hanns-Seidel-Stiftung. Das „Referat für Deutschland- und Ostpolitik“ lädt ein. Hier muß sich zeigen, was „demokratische und staatsbürgerliche Bildung“ dieser Stiftung meint. Auch das Thema des Seminars ist aktuell und brisant: „Der Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan und seine weltpolitischen Folgen“. Die äußeren Umstände sind angenehm. Erklärtes Ziel der Veranstalter ist, ihre staatsbürgerliche Erwachsenenbildung nicht in Arbeit ausarten zu lassen. Man achtet darauf, daß die politische Bildung „auf die Veranstaltungsteilnehmer keinen Leistungsdruck ausübt“ (so im Programm des Bildungswerkes der Hanns-Seidel-Stiftung). Konkret bedeutet das, daß den Teilnehmern eine gewohnte und vertrauerweckende Umgebung und Atmosphäre geboten werden soll, in der sie sich wohl fühlen können. Kein isoliertes Tagungs- oder Schulungsheim, dessen Arbeitsatmosphäre schwerlich Massenwirksamkeit ermöglicht; nein, am besten eignet sich der Festsaal einer großen Münchner Brauerei, der seiner Bekanntheit und Beliebtheit wegen leicht psychologische Schwellen abbauen kann. Und da das Geld für die Hanns-Seidel-Stiftung offenbar keine sonderliche Rolle spielt, wird der Festsaal – trotz Münchner Faschingszeit – angemietet, der Tagungsteilnehmer bekommt noch obendrein für 5,- DM Eintritt ein Mittagessen spendiert, zuzüglich gegebenenfalls der Fahrkostenrückerstattung: „politische Bildung – leicht gemacht“. Da ist es denn auch nicht verwunderlich, daß immerhin über 200 Interessenten aus Oberbayern an einem Samstagvormittag im Februar den Weg zum „Seminar für Europa- und Ostpolitik“ finden.

Unsere Begrüßung nimmt der Referent des Seminars für Außen- und Sicherheitspolitik, Herr Krolopp, vor. Er verweist auf die erfolgreiche Bildungsarbeit der Hanns-Seidel-Stiftung: Sie kann nach 12 Jahren Bildungswerk den 100 000. Tagungsteilnehmer begrüßen. Auch auf unsere Aufgabe als Teilnehmer des Seminars werden wir hingewiesen: Es geht nicht um ein billiges Mittagessen, sondern um weit mehr. Wir sollen die Informationen, die wir erhalten werden, auch weitertragen, den Leuten draußen, den Freunden, Kollegen und Nachbarn die Wahrheit sagen, und wir sollen auch mal aufstehn, wenn irgendwo einer etwas Unrichtiges sagt, und das richtigstellen.

Nach dieser Aufforderung des Seminarleiters beginnt das Seminar um 9 Uhr mit dem ersten Referat über die „gegenwärtige weltpolitische Lage“. Referent: Professor Dr. Dr. Hans Köhler, Mitherausgeber der „Politischen Studien“, Organ der Hanns-Seidel-Stiftung. In den folgenden 1 ½ Stunden entwirft der Professor ein

Bild der Welt, das auch den hartgesottenen Entspannungsfreund das Gruseln lehrt. Was Franz Joseph Strauß schon immer wußte, muß jetzt jedem Deutschen klar geworden sein: „Der Weltkommunismus hat in Afghanistan erneut bewiesen, daß er die Welt ideologisch, militärisch und wirtschaftlich erobern will.“ Und sein Zentrum ist – Moskau, das „dritte Rom“. Aus einer unseligen Verschmelzung von großrussischem Expansionismus und kommunistischem Utopismus sei der sowjet-russische Imperialismus hervorgegangen, der nur ein Ziel kenne: die Unterwerfung der freien Völker unter das Moskauer Joch.

Da ist keine Behauptung zu haarsträubend und kein Gedanke zu absurd, wenn er nur in das weltpolitische Raster von der „Bedrohung aus dem Osten“ paßt. Nicht nur in Afghanistan und im Mittleren Osten sitzt der Feind; nein, er hat sich überall eingenistet. Der Professor weiß, daß Afghanistan für viele weit weg ist; Angst und Schrecken vor der Bedrohung kann er nur erzeugen, wenn er den „Weltkommunismus“ allgegenwärtig macht. Angola, Rhodesien, Iran, Nicaragua, über den ganzen Erdball hinweg setzt sich der Kommunismus fest und bedroht unsere Freiheit und unsere Lebensinteressen. Mit einem Wort: Ein Gespenst geht um in der Welt. – Aber nicht nur in der äußeren Welt, auch in unser inneres Seelenleben frißt es sich hinein. Unser Wohlstandsdenken, unsere Friedensliebe, unser Glücksstreben, das sind die gefährlichen inneren Freunde des Feindes der „freiheitlichen Demokratie“. Sie sind die heimlichen Bundesgenossen Moskaus, die unseren Willen zur Freiheit lähmen, Westeuropa allmählich von innen her aushöhlen und sturmreif machen.

Was schlägt der Professor gegen die anbrandende Gefahr vor? Sollen, ja können wir überhaupt den sowjetrussischen Welteroberungsplänen etwas entgegensetzen? Ja, denn auch die Sowjetunion kocht nur mit Wasser, auch ihrem Machtstreben sind Grenzen gesetzt – wenn, ja wenn die Europäer und vor allem die Deutschen endlich einmal den Mut aufbringen, ihre Freiheit über alles andere zu stellen, koste es auch noch soviel Entbehrungen. Für die Opfer vertröstet er uns denn mit der „Erkenntnis“ des Christen, daß der Friede und das Glück ja nicht von dieser Welt sind, und wir dereinst empfangen werden, was wir hier entbehren mußten. So absurd die Belege für die Kennzeichnung der weltpolitischen Lage auch sind, und so widersinnig seine klerikal-antikommunistische Theorie auch ist, der Vortrag beweist, daß Professor Köhler zwar nicht das wissenschaftliche, darum aber umso besser sein demagogisches Handwerkszeug beherrscht.

Er bedient sich vortrefflich der altbekannten Mittel der psychologischen Beeinflussung zur Erzeugung irrationaler Emotionen: 1) *Dämonisierung des Gegners*. Durch die Hypostasierung des Gegners zu einem allgegenwärtigen, unfaßbaren und angsteinflößenden feindlichen Wesen soll der Zuhörer in Schrecken und Angst versetzt und der Verstand, sein rationales Erkenntnisvermögen, vernebelt werden. 2) *Rettung vor dem Feind durch die Katharsis*. Durch die Reinigung der Seele und die Entsagung von den materiellen Lebensinteressen soll der Mensch die Kraft erhalten, die Angst zu überwinden und dem Feind Widerstand entgegenzusetzen. Es war dies schon immer das psychologische Schema, mit dem die Herrschenden versucht haben, die Massen an ihre Herrschaft zu binden. Ob der Teufel der Bibel, ob der Anti-Christ im Mittelalter, ob der Liberalismus in den bürgerlichen Revolutionen oder heutzutage der Sozialismus – in allen Fällen ging der demagogische Versuch der Reaktion dahin, die Massen von ihren eigenen Interessen

abzubringen und durch Entsagung an das bestehende Herrschaftssystem zu fesseln. Sachgerechte Differenzierungen sind da natürlich unerwünscht, weil unbrauchbar. Daß in Afghanistan massive Versuche von außen unternommen worden sind, die nationale Revolution zu ersticken; daß in Nicaragua keine sozialistische, sondern eine antiimperialistisch-demokratische Revolution stattgefunden hat; daß die Chance unserer Freiheit vor 35 Jahren nicht gegen, sondern mit der Sowjetunion errungen wurde, dies alles sind Tatsachen und Einsichten, die im Gedankenschema der Reaktion keinen Platz finden und damit für die Hanns-Seidel-Stiftung und ihre Ideologen tabu sind. Nicht um rationale Aufklärung geht es, das macht schon das erste Referat deutlich, sondern, im Gegenteil, um die Erzeugung irrationaler Denk- und Verhaltensweisen, die die Einsicht in die weltpolitischen Zusammenhänge und Verhältnisse unmöglich machen und die Menschen emotional an das bestehende Gesellschafts- und Staatssystem binden sollen.

Es liegt daher ganz in der Konsequenz der Seminarplaner, wenn in der an das Referat anschließenden Diskussion weitergehende Schlüsse gezogen werden. Einer der Tagungsteilnehmer sieht hier offenbar das richtige Forum für seine Vorstellungen: An die „lieben CSU-Mitglieder“ verteilt er seine Flugblätter und begründet in der Diskussion, warum die Demokratie in der Bundesrepublik abgeschafft gehört. „In langer wissenschaftlicher Arbeit“ sei er, Dr. v. Pippich, zu dem Schluß gelangt, daß „das sowjetische kommunistische System machtpolitisch der Demokratie eindeutig überlegen ist.“ (These 3 seines Flugblattes). Ohne Protest darf er seine Schlußfolgerungen daraus verkünden: Die Demokratie müsse beseitigt werden, weil das Volk unfähig sei, „die komplizierten Probleme der Politik zu begreifen“, und die Politiker den anstehenden gesellschaftlichen Konflikten und Problemen nicht mehr gewachsen seien. Ebenfalls ohne Protest propagiert er eine Herrschaft von Wissenschaftlern und Technokraten, ein Parlament der Weisen, das dem Volk nicht mehr verpflichtet ist. „Sophokratie“ nennt er das und wirbt zugleich für eine Zeitschrift gleichen Namens, die seine Auffassung unter Hinweis auf den Philosophen Jaspers, den Biologen Lorenz und den Journalisten Martini begründen würde. Die Antwort des Referenten Prof. Köhler – nicht irgendwer, sondern immerhin Mitherausgeber der „Politischen Studien“ – ist so vielsagend wie bezeichnend. Mit keinem Wort findet er es erwähnenswert, daß Vertreter einer solchen Ideologie Feinde der Demokratie sind, die die Meinungsfreiheit zu verfassungsfeindlichen Zielen mißbrauchen. Er argumentiert gerade umgekehrt. An der Idee wäre „schon etwas dran“, nur sei sie nicht durchführbar. Denn erstens hätten wir ja eigentlich gar keine „reale Demokratie“ mehr bei uns; das Hineinreden des Volkes in politischen Dingen sei doch schon weitgehend unterbunden. Und zum zweiten müsse eine repräsentative Demokratie, beschränkt auf den Wahlakt des Bürgers, schon bleiben. Denn wie, so seine Begründung, solle der Bürger sich denn für die innere und äußere Sicherheit des Staates einsetzen, wenn er überhaupt keine Mitsprache in politischen Angelegenheiten mehr besitze?

Die Herrschaftsform der Demokratie, im Grundgesetz verankert, wird zu einem relativen und disponiblen Wert, dem Grundsatz der Staatssicherheit untergeordnet. Kann da noch von der Förderung der demokratischen Bildung des Volkes, wie sie das Ziel der Hanns-Seidel-Stiftung sein soll, die Rede sein? Hier wird klar, warum die Stiftung neben die Aufgabe der demokratischen Bildung ihr Ziel der „staatsbürgerlichen Bildung“ stellt. Beides ist nicht dasselbe. „Staatsbürgerliche

Bildung“ heißt für die Hanns-Seidel-Stiftung offenbar, den Bürger zur Verpflichtung auf den bestehenden Staat „an sich“ zu erziehen. Nicht, weil unser Staat die Interessen seiner Bürger wahr, schützt und **verteidigt**; sondern im Gegenteil, weil Aktivitäten dieses Staates mehr und mehr **den Interessen der Bürger widersprechen**, ist diese „staatsbürgerliche Bildung“ **erforderlich**: die Menschen sollen von der Vertretung ihrer Interessen ab- und auf solche des Staates hingelenkt werden. Wenn es die – mit der Sicherheit der Machthabenden gleichgesetzte – Sicherheit des Staates nötig macht, dann müssen die Bürger – wenn möglich, freiwillig – ihre Rechte eben abgeben. Das ist die Logik dieser Bildungsarbeit. Sie macht auch die Stiftungsgründung plausibel.

Im Jahr 1965 wurde die „Hanns-Seidel-Stiftung e. V.“ aus der Taufe gehoben. Alles andere als eine Stiftung im echtem Sinne, war sie von Anfang an ein Ziehkind der bayerischen Christlich-Sozialen Union. Sie verdankt ihre Entstehung einem CSU-Landesvorstandsbeschluß und wird finanziell von dieser Partei ausgehalten. Warum aber mußten und wollten die CSU-Oberen der Gesamtpartei solche organisatorischen und finanziellen Belastungen auferlegen, wie sie nun einmal eine solche bildungspolitische Institution mit sich bringt? War denn die „Förderung der demokratischen und staatsbürgerlichen Bildung“ von uns Staatsbürgern nicht schon bei den längst bestehenden Bildungsstätten, der Friedrich-Ebert-Stiftung der SPD, der Naumann-Stiftung der FDP oder doch wenigstens der Konrad-Adenauer-Stiftung der Schwesterpartei CDU in den besten Händen? Die Antwort, die CSU-Spitzen um F. J. Strauß hätten halt auch eine, ihre eigene, Stiftung haben und auch hier ihre parteipolitische Unabhängigkeit demonstrieren wollen, ist zu harmlos. Es ist sicher kein Zufall, daß just zu dem Zeitpunkt, als der Aufbau dieser Bildungsinstitution passierte, der damalige CSU-Generalsekretär Max Streibl auf Weisung von F. J. Strauß die Partei aus einem christlich-sozialen Wahlverein in eine funktionstüchtige und schlagfertige konservative **Funktionärs- und Massenpartei** umorganisieren sollte. Hatte nicht F. J. Strauß schon Jahre vorher bei seiner lang ersehnten Wahl zum CSU-Parteivorsitzenden 1961 laut darüber **nachgedacht**, daß die Zeiten der bloß pragmatischen Parteiarbeit von der Hand in den Mund vorbei seien? Hatte er nicht angekündigt, daß die Partei sich auf die kommenden wirtschaftlichen und sozialen „Bewährungsproben“ vorbereiten müsse und eine langfristig angelegte Planung ihrer Organisations- und Bildungspolitik zu erfolgen habe?

Was das erste Referat in kühnem Zug entworfen hat, soll nun im zweiten Vortrag abgesichert werden. Dazu ist „Dr. Alfred Schickel, Historiker“, von der Stiftung bestellt; ehemaliger Landesvorsitzender der christlich-sozialen Studenten in Bayern und Leiter des Katholischen Bildungswerks Ingolstadt, der sich in Artikeln der „Politischen Studien“ die moralische Vervollkommenung der Jugend angedeihen ließ und mit teils wachem, teil angewidertem Interesse pornographischen Schriften, dabei der Zeitschrift *konkret*, nachspürte und den Verfall der Sitten beklagte. Diesem Historiker fällt nun die Aufgabe zu, uns „sowjetische Europapolitik unter Breshnew“ anhand der Tatsachen verständlich zu machen. Daß er damit überfordert ist, zeigen schon seine ersten Äußerungen. Er richtet seine und unsere Aufmerksamkeit weit weniger auf die historischen Tatsachen, als auf die fixe Idee von einer allmählichen globalen „Bolschewisierung“: Ziel der sowjetischen Außenpolitik soll es sein, „Deutschland, Europa und dann die ganze Welt zu bolschewisieren“.

ren“. Von dieser Warte aus werden dann das Potsdamer Abkommen, die Abrüstungsverhandlungen, die Entspannungspolitik, die KSZE umgedeutet von Friedenssichernden Bemühungen der sowjetischen Regierung in Meilensteine der Bolschewisierung. Aus solcher Sicht des Seminar-Historikers wird der Repräsentant der sozialliberalen Ostpolitik, Egon Bahr, zum „Handlungsgehilfen Moskaus“, bei dem sich nur noch darüber streiten läßt, ob er den „Ausverkauf Deutschlands“ an Moskau aus Dummheit oder Vorsatz betrieben habe. Ja, sogar Don Camillo und Peppone müssen als Belege für die Bolschewisierungsstrategie herhalten: mit ihnen will Moskau nämlich nur die kommunistische Gefahr in Westeuropa verharmlosen, indem der Genosse als ein ganz anständiger Mensch gezeigt wird, mit dem selbst der Herr Pfarrer recht gut auskommen kann.

Er führt noch weitere Belege an; aber was den Historiker leitet, ist weiß Gott nicht die historische Wahrheit, sondern die abstruse Konstruktion einer fortschreitenden Unterwanderung des „freien Westens“ durch die Moskauer Bolschewiki. Und wenn sie nicht mit den Tatsachen übereinstimmt, um so schlimmer für diese. Sie müssen dann eben solange zurechtgestutzt werden, bis sie im Prokrustesbett der Reaktion ihren Platz finden. So ist es z. B. durchaus richtig, daß die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa ein großer Erfolg für die Sowjetunion war. Aber doch nicht auf Kosten der Sicherheit und des Friedens in Europa! Durch die Vereinbarungen, die in Helsinki getroffen wurden, konnte doch unser aller Leben friedlicher werden. Nur bei dem, für den die Existenz von sozialistischen Ländern überhaupt ein Ärgernis ist, und dem die Sicherheit der bestehenden Grenzen Alpträume verursacht, nur bei dem kann die friedliche Koexistenz von Staaten Unsicherheit erzeugen. Und so macht es der Historiker mit allen anderen Marksteinen der „sowjetischen Europapolitik unter Breshnew“.

Er schildert die historischen Ereignisse nur als Erfolge der Außenpolitik der Sowjetunion; er unterschlägt, daß sie ebenso die Erfolge aller demokratischen Kräfte in Europa sind, die an Frieden und Zusammenarbeit interessiert sind. Das wären die historischen Wahrheiten. Aber sie passen nicht in das Weltbild des Historikers von der lauenden Gefahr der Bolschewisierung aus dem Osten. Also kürzt man sie, beschneidet man sie bis zur Unkenntlichkeit, – dann erst passen sie. Das Referat des Historikers wird abgeschlossen mit der unvermeidlichen Warnung an uns Teilnehmer, uns vor den Sirenenklängen der friedliebenden Sowjetunion in Acht zu nehmen und stand- und mannhaft den Sowjets entgegenzutreten. Warum wir das sollen, macht eigentlich erst die anschließende Diskussion klar. Auf die Frage eines Seminarteilnehmers, ob wir gegen die Sowjetunion vielleicht die Freiheit in der Weise verteidigen sollen, daß das „noch mehr Rauschgiftsüchtige und noch mehr Rauschgifttote“ bedeuten kann, sieht sich der Referent veranlaßt, deutlicher zu werden. Niemand wolle eine solche Demokratie; das müsse schon eine „wehrhafte Demokratie“ sein, die „solche und andere Schwachstellen auslöschen muß“. Um diese Form der Demokratie kämpfe man ja gerade. Aber der ganze Kampf hätte nach seiner Meinung überhaupt keinen Sinn, solange es Bürgerinitiativen gebe, die um einen Quadratmeter Boden bei uns kämpfen, aber die riesigen Ostgebiete kampfflos den anderen überlassen.

Nach diesen Auslassungen des Referanten geht's in die Mittagspause. Jetzt ist Zeit, andere Tagungsteilnehmer kennenzulernen. Ich finde keineswegs nur verbohrte und reaktionäre Ideologen. Sie sind fast alle Mitglieder der CSU, viele kommen in

der Hauptsache, weil die Bahnfahrt nach München umsonst ist, weil man bekannte Parteifreunde trifft und weil man nirgendwo so billig zu Mittag essen kann. Andere haben an der „Einseitigkeit“ der Referate etwas auszusetzen: man wolle hier lieber in Ruhe und Frieden leben, als dauernd das Kampfgeschrei hören zu müssen. Auch der „Sophokrat“ vom Vormittag wird trotz seiner Regsamkeit von der Mehrheit abgelehnt. „An Philosophenstaat brauch'n ma net“, meint einer unter Zustimmung der Umsitzenden. Trotz des großen rhetorischen Aufwands der „Förderer staatsbürgerlicher Bildung“ hat es den Anschein, als wolle der Funke der Begeisterung nicht recht überspringen. Man genießt das Weißbier, läßt sich den Schweinsbraten schmecken, hat auch brav zugehört, aber Enthusiasmus für diese „Sache der Freiheit“ ist nirgends zu spüren.

Nach Beendigung des Mittagessens wird's nochmal ernst. Den abschließenden Vortrag hält der Experte in Fragen äußerer Sicherheit Dr. Gerhard Baumann, „Publizist“, wie er in der Einladung vorgestellt wird. Er hat sich schon als begeisterter Befürworter der Neutronenbombe und der NATO-„Nachrüstung“ hervor getan und spricht nun zum Thema „Ist der Friede für Europa sicherer geworden?“ Wer am Vormittag den Vorträgen zugehört hat, kann die Frage jetzt mit einem eindeutigen „Nein“ beantworten. Wo das offenkundige Versagen der Bonner Politiker dem sowjetischen Hegemonismus Tür und Tor geöffnet hat, da kann von einem sichereren Frieden doch keine Rede sein.

An dieser „Einsicht“ setzt nun auch der Sicherheitsexperte an. Er will sich mit der Frage beschäftigen, was der Westen tun müsse, um die Sicherheit wieder herzustellen. So widersinnig es für jeden vernünftig denkenden Menschen auch ist, er postuliert, daß wir nur durch Drohungen und Pressionen gegenüber der Sowjetunion zu einem „gerechten Frieden“ gelangen können. Was heißt das konkret? Wenn sich zum Beispiel ein Militärflugzeug der DDR über Westberlin verirren sollte – gleich abschießen, statt lange Protestnoten schreiben. Und wenn Südafrika die Atombombe besitzt, dann ist das im Interesse der Sicherheit unserer Transportwege zu begrüßen; denn moralische Bedenken nützen ja nur Moskau. Und mögen sich die Amerikaner im Nahen Osten auch in Abenteuer stürzen, so gewähren wir ihnen Hilfe; denn „wer das Bündnis verletzt, gefährdet unsere Sicherheit“. Die ganze Politik der Entspannung mit dem Osten muß schließlich da ihre Grenzen haben, wo die Folge „Hammer und Sichel auf unseren Rathäusern“ ist.

Es wird einem angst und bange, wenn man daran denkt, daß solche Kalten Krieger für unsere Sicherheit verantwortlich sein sollen. Und dennoch ist dieses Kriegsgeschrei kein Versehen, sondern gehorcht der inneren Logik der Tagung. Wo der einzige Inhalt der politischen Begriffsbildung blinder Antikommunismus ist, wo die Ultima ratio des politischen Handelns allein im Gegensatz von „Freiheit oder Sozialismus“ erkannt und hinter jeder politischen Aktivität, die vom Programm der Rechten abweicht, der große Steuermann in Moskau gewittert wird, da kann die Sicherheitspolitik nur in Kategorien wie „Abschießen“, „Aufrüsten“, „Zurückschlagen“ formuliert werden.

Es ist nicht verwunderlich, daß das „Seminar für Europa- und Ostpolitik“ der Hanns-Seidel-Stiftung mit dem Appell des Referenten zuende geht, nunmehr sei die Zeit gekommen, wo wir für unsere Sicherheit „tiefer in die Tasche greifen müssen“, wo wir nicht nur die Bereitschaft zeigen sollten, uns die für unsere Sicherheit notwendigen Waffen zu beschaffen, sondern auch den Willen kundtun

müßten, die Waffen „notfalls auch anzuwenden“. Ein Appell, der der Kriegshetze nahekommt.

Kehren wir zum Abschluß nochmals zum Anfang zurück: Ist nun die Hanns-Seidel-Stiftung ein gemeinnütziger Verein zur Förderung der demokratischen und staatsbürgerlichen Bildung?

Die Hanns-Seidel-Stiftung hat nichts mit einem gemeinnützigen staatsbürgerlichen Bildungsverein zu tun.

Die Stiftung war von Anfang an als das bildungspolitische Instrument der CSU-Spitze zur ideologischen Formierung der eigenen Kader und zur weltanschaulichen Propaganda ihrer Politik geplant. Nicht der Eifersucht, sondern dem Mißtrauen gegenüber der ideologischen Prinzipientreue der anderen Bonner Parteien verdankt die bayrische Stiftung ihr Entstehen. Eine kompromißlos konservativ-reaktionäre „Gegenakademie“ also, inzwischen nicht zuletzt unruhlich bekannt durch ihre erfolgreiche Zusammenarbeit mit faschistischen Institutionen im Ausland; eine wehrgeistige Alpenfestung, die der drohenden Zersetzung der Hirne unserer Staatsbürger entschlossen und offensiv die Stirn bieten soll. Das Strauß-Wort: „Wenn die Verflachung der Politik beginnt, dann wird aus den bayrischen Bergen (sprich Wildbad Kreuth) die Rettung kommen“, kann ohne weiteres im Sinne des Stiftungsauftrages verstanden werden. So bleibt nur noch, alles zu tun, damit die Kräfte, die diese Hanns-Seidel-Stiftung repräsentiert, bei uns nicht vollends die Oberhand gewinnen.

Manfred Korthaus Störung ländlichen Friedens

Auf dem fruchtbaren Lössboden unserer Heimat gedeihen Gemüse, Zuckerrüben, Tabak. Überall finden wir Obstbaumkulturen, berühmt ist der Wein . . .

Ein grauer frostiger Samstagnachmittag im Januar. Auf dem Mannaberg, der berühmten Südlage, liegt Schnee.

Das Dorf ist wie leergefegt. Der Wind hat den Schnee wie Staub in Winkel und Ritzen geblasen.

Aber die Häuser sind dicht. Die Ölheizung funktioniert. Die Familien sitzen vor den Farbfernsehern.

Wie das Krümel-Monster lustig und lehrreich Kekse frist . . .

– Liebe Genossen und Freunde, liebe Bürger von Rauenberg!

Tonstörung. Störung. Die Megaphonstimme, die draußen vom Rathausplatz schallt, ist so ungewohnt, daß ringsum an den Fenstern die Gardinen zur Seite fliegen.

Das Krümel-Monster muß tonlos und unbelacht weiterfressen.

Das gibt's nicht, das gab's noch nicht: Draußen, vor Gottes und der CDU eigenem Rathaus stehen die Kommunisten.

Leibhaftige Kommunisten. Und jedem, der lesen kann, geben sie's auch noch schriftlich: Auf den Plakaten, die sie sich wie Schilde umgehängt haben, steht in großen roten Lettern: DKP.

Aber wie sie da angetreten sind auf dem zugigen Platz, sind's eigentlich nicht viele, ein Häuflein, höchstens 40.

Und fast die Hälfte davon sind Frauen, und ja, auch Kinder sind darunter. Und gottseidank, die Polizei ist auch schon da.

Der mit dem Megaphon sieht eigentlich aus wie ein netter älterer Herr . . .

– Wir protestieren! schallt's über den Platz.

Aber es ist doch wohl eher die ruhige Beharrlichkeit dieser Stimme, die langsam eindringt, öffnet.

Ein Fenster geht auf, ein Hoftor – zögernd.

Und wer sich da soweit vorgewagt hat, sichert nun erst einmal zum Nachbarn hinüber. Fragen fliegen über die Straße, Witze, Lachen, Achselzucken.

In Grüppchen stehen sie vor den Häusern, schieben sich langsam näher, lesen auf den Plakaten:

NAZIS RAUS AUS RAUENBERG!

Nazis? fragen sich die in den Grüppchen und hätten doch besser ihren Bürgermeister gefragt. Vor Tagen schon, ja, hätten sie den nur gefragt.

In knapp einer Stunde wird hier auf dem Platz der Oberstudienrat aus Mannheim stehen, zwischen Fackeln und Fahnen, schwarzweißrot. Und lügen und hetzen wird er, der NPD-Funktionär. Der christliche Bürgermeister hat's erlaubt. Und die Polizei wird dafür sorgen: daß die hier heute den Tag der Reichsgründung feiern, die Gründung des deutschen Kaiserreichs von 1871, trotz Demokratie, trotz Grundgesetz; die . . .

– Nachfahren und Weißwäscher der Mörder! schallt's aus dem Megaphon.
Es ist kalt, 15 Grad minus. Aber die Fenster bleiben offen, die Grüppchen auf dem Trottoir gegenüber schieben sich näher. Die Rauenberger verstehen die Welt nicht mehr: ein Verfassungsfeind zitiert die Verfassung.

– Artikel 139.

Und auch sonst sagt der Redner nicht eben das, was sie in der Schule gelernt haben und was der Pfarrer sagt, was sie täglich im Tageblatt lesen, im Fernsehen hören und sehn.

– Kommunisten, sagt der, der gar nicht so aussieht, Linke und Kommunisten haben sich in der Zeit des Faschismus um das deutsche Volk und den Staat verdient gemacht.

Zitat. Der Redner zitiert aus dem Bundesentschädigungsgesetz und könnte doch, wie er da steht, von sich selber sprechen.

Der spricht, versteht sich, von seiner Partei. Spricht von den Opfern, die sie gebracht hat, die größten Opfer im Widerstand.

Redet von seinen Genossen, von denen, die Lager und Zuchthäuser überlebt und nach dem Krieg mitgearbeitet haben am Wiederaufbau dieses Landes – Minister und Landtagsabgeordnete, Bürgermeister, Gemeinderäte.

Der redet vom Grundgesetz, an dem mitgearbeitet wurde von seiner Partei. Der spricht von denen, die heute hinter ihm, neben ihm stehen auf diesem Platz, den Jüngeren, die verleumdet werden, bespitzt, bedroht mit Berufsverbot. – Neuigkeiten, weiß Gott, auf dem Rauenberger Rathausplatz.

Ein paar aus den Grüppchen haben sich hinter die Demonstranten geschoben, tasten, fragen sich vor.

– Wer ist das, der spricht?

Fragen und Antworten über die Schulter.

– Aus Wiesloch, ja.

Aus der Nachbarstadt, aus der Gegend, einer von hier.

Sie schieben sich zwischen die Demonstranten, hören zu. –

Aber es gibt nicht nur Zuhörer auf dem Platz, es gibt auch solche, die mithören – zwei, drei in Uniform und einer in Zivil.

Abseits stehen die, am Rand der Zufahrtstraße, als ob es da was zu regeln gäbe. Es gibt nichts zu regeln. Es gibt überhaupt nichts zu tun für die.

Trotzdem hat einer der Uniformierten sein Walkie-Talkie dauernd in Betrieb, redet-hört-redet.

Und wenn er das auch so unauffällig wie möglich macht, und wenn auch die anderen noch so gelangweilt am Straßenrand stehen – es fliegen doch immer wieder Blicke zu ihnen hinüber, rasche und mindestens ebenso unauffällige aus der Gruppe der Demonstranten, offene, ja erwartungsvolle aus den Grüppchen auf dem Bürgersteig.

Die wissen es schon, das hat sich wie Lauffeuer unter denen herumgesprochen: daß die Vier da am Straßenrand nicht allein sind. Zwei Burschen aus dem Oberdorf haben sich schon in der Seitenstraße gesichtet, die dunkelgrünen gepanzerten Wagen.

– Provokation! schallt's über den Platz.

– Wer heute, sagt der Redner, die Reichsgründung von 1871 feiert, der spielt mit dem Krieg.

Der will revidieren – die Ergebnisse des 2. Weltkriegs, Hitlers Schuld.

Der will – wie anders als mit Krieg – aus zweien, 2mal Deutschland, eines machen. Aber eins heißt keines mehr, denn dieser Krieg . . . Bismarcks Einigkeit durch Blut und Eisen – als ob diese Rechnung nicht widerlegt würde, spätestens vom Resultat des letzten.

– 50 Millionen Tote.

Wie Schläge hallen die Zahlen ins Dorf.

Der Redner spricht von den Opfern und könnte doch, wie er da steht, auch von sich selber sprechen, von seinem Vater, den die Nazis erschossen haben im Lager, von seinem Bruder, der grauenhaft umkam, von Dachau, Majdanek und Buchenwald. Der redet vom Frieden. Das deutsche Volk in seiner Mehrheit, sagt er, die Völker, die Russen, die 20 Millionen Menschen, die Polen, die ein Viertel ihrer Bevölkerung verloren haben im Krieg, die Völker wollen Frieden.

Die friedlichen Rauenberger – als ob sie, die Älteren, die Selberdabeigewesenen, sich nicht selber erinnern könnten. Am Wirtshaus, bei Familienfesten, Gedenkfeiern. Als ob sie da einen brauchten wie den, zum besseren Gedenken wohl, als Gewissen.

– Die alten Geschichten, murren sie in den Grüppchen.

– Gib endlich Ruh.

Die ruhige Beharrlichkeit dieser Stimme:

– Politik der Verständigung . . .

Einer, ein Älterer, zieht schimpfend ab. Und wenn die anderen Rauenberger auch bleiben, ein Wort von dem ist doch hängengeblieben, wird immer wieder, noch Tage später, auftauchen im Ortsgespräch: Ruhestörer.

Im friedlichen Dorf, am friedlichen Samstagnachmittag, Ruhe und Frieden . . .

Wenn es genügen würde: friedlichsein, den Frieden nur zu wollen.

– SS-Treffen! schallt's aus dem Megaphon,

– Wehrsportgruppen! Terror!

VERBOT ALLER NS-VERBÄNDE! steht auf den Plakaten. –

Zwei der friedlichen Rauenberger gehen zur Polizei.

Die Polizei auf der Erscheinungsebene: dreimal Grün (beruhigend), einmal Oliv, das Wind-und-Wetter-Oliv der Demonstranten.

Einer der Grünen stammt aus dem Nachbardorf. Man kennt sich, traut sich.

– Wann, so gestikulieren die beiden Rauenberger, – wann endlich schreitet ihr ein?

Der Zivile und der mit dem Sprechfunkgerät lösen sich aus dem Kreis, schlendern zur anderen Straßenseite hinüber.

Und während drüben der Zivile ein winziges Ding aus seinem Parker zaubert, eine Minox, knipst, während der Sprechfunker spricht-hört-spricht, erhalten hüben die beiden Rauenberger Unterricht: Staatsbürgerkunde.

– Demokratie, sagt der Grüne aus dem Nachbardorf.

Die beiden Staatsbürger fuchteln, zeigen immer wieder vor zum Redner, zur Gruppe der Demonstranten.

– Jaa, seien sie auch dagegen, nicken die beiden Beamten, – Radikale, links wie rechts.

Und nein, verstünden sie auch nicht, den Wirbel da vorn um die Rechten, die NPD

– na wenn schon, Ewiggestrige, die paar . . .

Aber bitte – der aus dem Nachbardorf hebt die Schultern – ordentlich angemeldet und bitteleider, sagt er mit nach oben geöffneten Händen – leider genehmigt, und solange wie . . .

– Dienst ist Dienst, sagt sein Kollege, legt – wenn er was zu sagen hätte – Hand auf's Herz.

Die beiden Rauenberger nicken.

– Demokratie . . .

Der Unterricht schließt mit einem gemeinsamen Seufzer aus Staatsbürger- und Beamtenbrust.

Man ist sich einig. Demokratie ist schwer, aber solange wie die gepanzerten Wagen im Oberdorf . . . und überhaupt, solange sie nur zusammenhalten . . .

Zu Tausenden, ja, zehntausend sind sie gewesen auf dem Diefheimer Fußballplatz. Bei der Kundgebung im letzten Wahlkampf. Und der bayrische Erzdemokrat war eingeschwebt im selbstgesteuerten Hubschrauber. Und als er gelandet war und ausstieg, schmetterten die Fanfaren, dröhnten die Trommeln. Und die Schulbuben – schmuck sahen sie aus in ihrer schwarz-weiß-gelben Landsknechtstracht – die Buben hatten extra schulfrei bekommen zum Trommeln und Blasen, und überhaupt, 10 000, so eine Solidarität – das sollen die erstmal nachmachen, die Linken da vorn . . .

Ein Häuflein, ja, knapp 40, aber sie stehen und halten ihre Plakate wie Schilde. Der Knipser kann knipsen, der Sprechfunker funken, die Polizei bereitstehen Knüppel bei Fuß, und ja, auch die Rauenberger Demokraten können da murren, so viel sie wollen . . .

– Der Feind steht rechts! sagt der Redner und meint nicht nur die, die sich schon sammeln in einer Kneipe im Oberdorf.

Wo er überall einfliegt und empfangen wird mit offenen Armen.

– Strauß! sagt der Redner und spricht von den Freundschaften dieses Mannes, von alten Nazis und neuen Faschisten, spricht von der Deutschland-Stiftung, vom CDU-Wirtschaftsrat und überhaupt, wer wem was stiftet in diesem Land und wozu. Aber die Vierzig auf dem Platz – sonst stünden sie nicht hier – wissen auch, zeigen, sagen, daß das nicht bleiben, nicht kommen muß. Der bayrische Einflieger kann gestoppt werden, und auch die, die hinter im stehen, die gleichen noch, die damals . . .

– Breite demokratische Front! fordert der Redner.

Er hat es erfahren, er hat es lernen müssen in Dachau, im KZ. Fast auf den Tag vor 40 Jahren, am Tag nach der Reichskristallnacht ist er verhaftet worden, in Wiesloch, in der Nachbarstadt.

In Dachau haben sie ihn geschlagen, gequält und verhöhnt.

In Dachau hat er gesehen, wie Menschen zusammenbrachen und starben unter den Brutalitäten der SS.

Aber in Dachau hat er, der 19jährige jüdische Junge, der nicht wußte, warum dies alles geschah, auch erfahren, daß es andere gab, andere, die ihm halfen, die ihm die Ursachen und Zusammenhänge erklärten, Häftlinge, die, obwohl sie schon jahrelang im Lager waren, nicht aufgaben, die Solidarität und Brüderlichkeit herstellten unter den Mitgefangenen, die Widerstand leisteten, Widerstand organisierten, andere, deutsche Arbeiter, Kommunisten. –

Angst, ja, sagt er, habe er schon gehabt – der Student, der Physiker werden will. Bleich stand er da mit seinem Plakat vor der Brust. Was das bedeutet für so einen: Arbeiterkind, sich hochrackern jahrelang von Prüfung zu Prüfung, verzichten, büffeln, durchhalten, 15, 16 Jahre, und glücklich-endlich das Diplom, und nur zu gut wissen: die über Jahre verschleppten Prozesse, die Kämpfe, Aktionen, Berufsverbot.

Was das bedeutet für ihn und uns: hierstehen trotzdem und das aushalten, die Knipserei; und wie dann, sagt er, die Polizei . . .

Erst kamen sie nur zu dritt. Aber es war jetzt ein Höherer darunter, einer mit Flüstertüte, der Einsatzleiter wohl.

– Räumen, sagt der, der Platz werde jetzt gebraucht, und Rechtslage, öffentlich-rechtlich. Nein, keine Diskussion.

Und wie aufs Stichwort kamen sie schon die Straße herunter, einzeln, in Gruppen: Helme, Knüppel, volle Montur.

Eine Gelassenheit wie im Western.

Und auch aus dem Lautsprecher klingt's noch cool, die Machen-Sie-bitte-den-Platz-frei-Bitte, die Seien-Sie-doch-vernünftig-Vernunft. Die einstudierte Freundhelfer-Stimme, die langsam lauter wird und schneller.

– Gehen Sie . . . ! Räumen Sie . . . !

– Klar, sagt, lacht der lustige Betriebselektriker aus Wiesloch, – wär denen schon recht gewesen, 50 bis 60 Mann schlagende Argumente . . . warten die doch bloß drauf.

Da konnten die lange warten.

Die Vierzig gingen vom Platz, – ja, aber sie blieben auch stehen, hart am Rand, auf der Straße davor.

Der Einsatzleiter senkt seinen Trichter, der Sprechfunker funkt irgendwohin. Grundordnung hergestellt, Platz frei, Bühne frei, freie Bahn den Faschisten . . . Aber es kamen doch erstmal andere. Aus Wiesloch, aus Heidelberg, junge Leute meist.

Irgendwie – gegen alles Verschweigen, Abwiegeln, Abgrenzen – hat es sich doch herumgesprochen; und die – junge Gewerkschafter, Jusos, Naturfreunde, Pazifisten, Christen, scheuen sich auch nicht, sich zu den Vierzig auf der Straße zu stellen. Und der Platz – ein von der Polizei sorgsam gehütetes Vakuum – wirkt immer leerer, gähnender, saugender, je stärker sie anwachsen im Halbrund. Auf immerhin gute Hundert.

Und als er dann anrollt, der beige Mercedes aus Mannheim, muß ihm die Polizei den Weg erst freidrücken.

Und die, die hinter ihm kommen, junge, erschreckend junge Burschen und Mädchen, müssen sich einzeln durchstehlen, durchmogeln zu den Beamten, zum Platz.

Sie sammeln sich um den Wagen, nehmen die Fackeln heraus, die Fahnen.

Nicht viele, ja, 15 bis 20, aber der Unterschied zwischen ihnen und den Vierzig zuvor: die können sich jetzt dort sicher fühlen. Die haben das schwarz auf weiß. Das Verwaltungsgericht in Mannheim hat's ihnen erst kürzlich bescheinigt: Verfassungstreue. Kein Knipser knipst, und sechzig Helme und Knüppel . . . – Kette bilden!

Die plötzlich sehr leise Stimme des Einsatzleiters.

Aber das Kommando, oft befolgt; längst erwartet, wird doch gehört; und es geht wie am Schnürchen. Die Beamten klappen die Visiere an ihren Helmen herunter, stellen sich Schulter an Schulter gegen die Demonstranten.

– Zurücktreten! schallt's aus dem Megaphon.

– . . . daß wir uns das nicht gefallen lassen, daß wir uns wehren, damit sie endlich losknüppeln können . . .

Die Erregung der jungen Krankengymnastin aus Heidelberg.

Was sie gelernt hat gleich beim ersten Mal.

– Sie drückten uns über die Straße aufs Trottoir und gegen die Häuserwände.

Und es war doch schon, zeigt sie, so viel Platz, Abstand weiß Gott zwischen uns und den Nazis.

Die haben die Fackeln jetzt angezündet, die Fahnen entrollt – schwarzweißrot, allen Ernstes, die Kaiserfahne in dieser Republik. Und als sollte sie gleich einer abschreiten, ein Kaiser, Feldmarschall oder Führer, so formieren sie sich auf dem Platz, die Reihe fest geschlossen.

Einer tritt vor: der Kündler, Kundgeber, Reichsverkündler.

Zum Künden braucht er den Trichter. Er fingert noch dran, das Blechding will nicht so recht.

Und nicht genug damit, die ganze Zeit schon, während sie da auf- und antreten nach den Regeln preußischer Exerzierästhetik, müssen sie sich das anhören: – ein Lied zur Begrüßung.

Leise freilich, sehr leise, und eigentlich nur die Melodie, und auch die nur gepfiffen.

Aber es ist ja bekannt, das Lied, nachgerade bei allen Völkern. International.

Es ist still. Eine geradezu aufreizende Stille, in der das Lied weit über den Platz dringen kann.

Der Kündler fingert und fingert.

Endlich – er ist soweit, hebt seinen Trichter, und mit dem ersten Krächzen, das er hervorbringt, ist's auch schon aus.

Aus ist's mit Kaiser, Reich und eisernem Kanzler.

Und aus ist's auch mit allem, was er sonst noch hervortrichtert in der nächsten halben Stunde.

Aus, weg, alles geht unter in einem nichtzuübertönenden, nichtendenwollenden, hundertstimmigen Chor:

– Na – zis – raus ! Na – zis – raus ! –

Stummfilm, ja, wie im Stummfilm steht er da, kündet und kündet. Oder als habe ihm jemand den Ton abgedreht an seinem Trichter. Manchmal – doch – für Sekunden taucht er auf, mit einzelnen Wörtern, Brocken, Satzketten.

Aber sogleich schwillt's wieder an, überspült ihn.

– Na – zis – raus – aus – Rau – en – berg!

Der Chor ist variabel, nie eintönig, einfallsreich wie das Meer. Und da hilft's auch nicht, wenn die Helfer in Uniform sich immer wieder dagegenstemmen.

– Weehrt – euch ! Lei – stet – Wi – der – stand! dröhnt's vom Bürgersteig zurück. Denen bleibt, noch an die Häuserwände gepreßt, die Luft nicht weg. Da singen die noch.

Das Lied vom Moorsoldaten zum Beispiel.

Und der Kündler kann künden, soviel er will, von der Sicherheit deutscher Frauen, von der Verfälschung deutschen Wesens durch Fremdarbeiter, von deutschem

Fleiß, deutscher Ordnung, Zucht, Sauberkeit und Sitte und von der Weltgefahr Nr. 1 – dem Bolschewismus – nichts, nichts von alledem dringt ins Dorf, nichts kann er den guten Rauenbergern eintrichtern – der Braune aus Mannheim. Und er sollte jetzt eigentlich aufgeben.

Nein, noch nicht. Noch springt ihm ja einer bei, nibelungentreu. Einer mit Trichter.

– Seien Sie fair! ruft der Einsatzleiter den Demonstranten zu. Allen Ernstes, sie hätten doch ihre Meinung jetzt ausreichend kundgetan, kundtun dürfen, und es wäre doch jetzt nicht mehr als bitteschön recht und . . .

Pluralistische Demokratie. Die Wunderwaffe. Doppeleffekt: zwei Trichter auf einmal – sie kommen nicht durch.

Gelächter schallt auf und – triumphierend –, noch ein Lied: – Und weil der Mensch ein Mensch ist . . .

Ein paar der Polizisten zeigen nachdenkliche Gesichter. Sie haben die Liedtexte aufgeschnappt und hie und da mit Demonstranten diskutiert.

Einer, ein Jüngerer, schämt sich sogar, hierzustehen und die – Nazis, sagt er, zu schützen.

Die Polizeikette lockert sich, gibt langsam nach. Und da – mit sinkendem Trichter – gibt auch der Nazi auf. Und hinter ihm, – prompt –, sinken die Fackeln und Fahnen. Sie löschen, wickeln, packen ein.

Sie schleichen vom Platz. Sind froh, noch so davonzukommen. –

Imme Rupprecht Klassenlehrerin in einer Hauptschulabschlußgruppe

Heute nenne ich es das Brausejahr. Nie zuvor, nie seither stand ich morgens so lange unter der heißen Brause, viel zu lange und viel zu heiß in der Gewißheit: so gut hab ich's den ganzen Tag nicht mehr, und ich stellte noch mal von beinahe-kalt auf fast-kochend. Dann Schnitt. Eisiges. Brrr. Und wenige Minuten später Abmarsch in meine Hauptschulabschlußgruppe, die letzte Errungenschaft der Gesamtschule, wo mir die Ideologie der heilen Gesamtschulwelt in Fetzen um die Ohren flog. In Bätzchen. Da hatten sie mal wieder aus den Kunsträumen Knete geklaut und ließen sie leise blappend gegen Tafel und Wände und Mitschüler fliegen. Wahrscheinlich darf ich noch von Glück sagen, daß sie nicht mich zur Zielscheibe nahmen, die ich sie so aussichtslos z. B. in Englisch unterrichtete.

Dieser Englisch-Wahnsinn. Von den 25 Schülern strebten 8 den qualifizierten Hauptschulabschluß an, um ins 10. Schuljahr zu kommen, denen mußte ich was bieten, ihnen den Anschluß offenhalten – und das gegen den Willen der anderen. Diese ‚anderen‘ mußte ich durch immer neue Tricks dazu bringen, gutmütig zu bleiben; zwar: sie hatten Englisch im 5. Jahr und konnten auch einfachere Sätze weder schreiben noch sprechen noch übersetzen, jeder von uns wußte, daß sie es am Ende dieses Jahres auch nicht können würden, klar, aber ruhig stillsitzen sollten sie, und bei den Klassenarbeiten nicht nur unbeschriebene Blätter abgeben, denn die Schule brauchte Beweise ihrer Unfähigkeit, nicht nur leere Knüllchen, möglicherweise zornig zusammengeballte. Erziehung zur Anpassung. „Also hört mal her, diesmal schreibt mir keiner ‚Scheiße‘ aufs Blatt, mir reicht's.“ Da strichen sie die „Scheiße“ sorgfältig durch und machten „Kacke“ draus. Ach ja.

Ich geb's zu, ich könnte seitenlang Anekdoten aus meiner Klasse erzählen, bloß um mich vor den Wahrheiten zu drücken, die mich verletzen: daß ich viel weniger zustandebrachte, als ich gehofft und geplant hatte, daß ich oft ungläubig vor Entsetzen vor den Schülern stand, daß meine eigene Wertwelt immer wieder als mittelständische Klassen-Wertwelt entlarvt wurde. Was ich z. B. als Lockerheit und spontanes Sich-über-Regeln-Hinwegsetzen für meine eigne Kreativität gut fand, geriet bei den Schülern ganz leicht ins Vorfeld der Kriminalität: da wurden Sachbeschädigungen immer mutwilliger, wurden Automaten geknackt, wurde im Supermarkt zugelangt, ohne zu bezahlen. Kleinigkeiten.

Einer bekam eine Jugendstrafe, eine machte einen Selbstmordversuch, eine büxte aus und mußte wieder zurückgeholt werden; eine bekam ein Kind, eine ließ abtreiben, eine wurde mit einem Schlagring bedroht, die Schwester einer anderen wurde von ihrem Vater vergewaltigt; einer erlebte Tragödien mit seiner Mutter, einer unheilbaren Trinkerin, sämtliche Geschwister eines anderen gingen auf die Sonderschule und schafften den Übergang nicht, zwei Brüder eines anderen waren geistig behindert.

Die Abgründe konnte ich nicht wegleugnen, die dünne Eisdecke, die mich frieren machte, die ich verdrängen wollte, ähnlich wie meine Schüler – aber ich immer aus sicherer Distanz, während die Schüler existentiell bedroht waren.

Die Zuweisung in meine Hauptschulabschlußgruppe bedeutete für die meisten eine Rundum-Verletzung ihrer Selbstachtung, sie mußten sich von ihren Freunden und

Freundinnen in den ‚besseren‘ Gruppen trennen, mußten vor denen und vor sich selbst Worte finden, flapsen, darüberhinwegpalavern, warum sie in dieser Idiotenklasse gelandet waren, bei den Spastikern der 9 c – und hatten doch häufig eh schon ein ganz mickriges Selbstwertgefühl. „Du Flasche“, hatte der eine Vater jeden Tag beim Mittagessen gesagt, „du Niete, aus dir wird niemals was, dich nehmen sie noch nicht mal als Straßenfeger, wie du schon ausschaust.“ Und dann kam ich und ärgerte mich, daß die Schüler so ausfällig gegenüber Hilfsarbeitern werden konnten. Ich wollte ihnen basisdemokratische Ideen beibringen, Achtung vor der Würde eines jeden Menschen und andere schöne und gute Dinge. Aber für mich war ‚Hilfsarbeiter‘ ein ähnliches Abstraktum wie ‚Verkäuferin in einem Metzgerladen‘ oder ‚Werkzeugmacher‘. Mich kostete mein Respekt zu wenig, jedenfalls viel weniger als meine Schüler und Schülerinnen, denen das bloße Wort ein Krops im Hals war, ein Zündfunke für ihre Angstträume, eine Bedrohung ihrer Existenz von ihrer Mutter verabreicht wie's tägliche Brot, ein Stachel im Fleisch: „Wenn du nicht – dann . . .!“

Ich begriff es nur mühsam.

Innerhalb der Klasse machte die Hackordnung ganz ähnliche Schwierigkeiten. Die acht, die noch weiter in die 10. Klasse wollten, waren gewissermaßen was Besseres, sie wurden entsprechend angefeindet. Einer von ihnen dürfte das Jahr über die Hölle gehabt haben. Er weinte leicht, und das rief unweigerlich die Muskelprotze auf den Plan.

Wie oft haben sie ihm seine Sachen weggeworfen und kaputtgemacht, ihm die Brille abgenommen, seine Hefte mit Schweinereien vollgeschmiert – die Lehrer bekamen nur die Hälfte mit, und auch dann waren Standpauken und Abwehrmaßnahmen längst nicht immer erfolgreich genug.

Der Mißstand lag eben darin, daß die Klasse keine solidarisch verschworene Kampfgemeinschaft war, es in der Kürze der Zeit und bei der unterschiedlichen Zielsetzung auch schwer werden konnte.

– Obwohl: Solidarität wurde schon mal geübt, z. B. als ein Schüler wider jedes Erwarten seinen Kopf rechtzeitig duckte und so das Pfund Knete nicht ihn, sondern das Fenster traf, es auch prompt durchschlug. Die Klasse stand wie eine Eins. Die Schulleiter waren machtlos. Wir fanden einen Jungen mit einer Versicherung, die zahlte. Solche Vorfälle stärkten schon punktuell den Zusammenhalt. Aber eben nur punktuell. –

Ich machte Hausbesuche, um besser zu begreifen, erlebte auch oft den Unterschied: Die traurigen Gestalten, die beim Einzelgespräch im Schulleiterzimmer auf dem Stuhl herumhingen, geknickt, die Augen aus gesenktem Kopf stur auf den Boden gerichtet, die Unterlippe hängend, nie ein Wort, nur passive Abwehr, höchstens mal ein Lächeln wie das eines Schwachsinnigen – welch eine Wandlung, wenn ich bei ihnen zu Hause auftauchte: die Haltung sicher, die Gesten voll Gastgeber-souveränität: ganz andere Menschen. Wenn ich nach Hobbies und Freizeit fragte, waren sie begeistert bereit, wollten auftrumpfen, mir zeigen, was für tolle Kerle sie in Wirklichkeit waren. Die Armut, die in manchen Wohnungen so überdeutlich war, wurde überspielt, es war eben trotz allem ihr ganz eigener Bereich, trotz Beengtheit der oft winzigen Zimmerchen, trotz Isolierung, die oft nur vom Schulbus unterbrochen war, wo ein Fahrrad dann schon enorme Möglichkeiten bot. Die Familien waren oft unvollständig. Mehrere der Mütter machten

diese Heimarbeit aus dem 19. Jahrhundert zum Stundenlohn von ner halben Schachtel Zigaretten (10 Stück). Mit ner kleinen Stanzmaschine Nieten in Cowboygürtel, zum Beispiel.

Ich hatte vor diesen Besuchen nicht gewußt, wie konkret Armut in der Bundesrepublik sein kann, wie lächerlich bei ihrem Anblick Wörter wie Chancengleichheit und Gerechtigkeit klingen. Oder Leistungsprinzip und Solidarität.

Einen Jungen hätte ich gern bei den Besuchen übergangen. Er protestierte. Ich gab nach. Ging mit mir ins Gericht: tatsächlich, ich wollte nicht hin, weil mir seine Eltern recht reich schienen. Die Mutter trat immer ganz als die große Dame auf, so eine Art Anneliese Rothenberger. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich mich dort wohlfühlen würde, aber ich gab gern zu, daß das ja auch nicht der Zweck meines Besuches war. Also nichts wie hin.

Allerdings: sooo reich hatte ich mir das nun auch wieder nicht vorgestellt. Meine Güte. Das war ja ein Anwesen. 2 Häuser fürs Personal, und dann die Supervilla. Alles hinter dicken, hohen Eisengittern, doppelt und dreifach gesichert. Ich parkte, fütterte meine Personalien ins Sprechgerät, passierte zur Villa. Ein wenig war ich ja schon vorbereitet, hatte also meine schwarzen Cord-Jeans und mein proletarisches Hängergchen an, fühlte mich auch entsprechend gewappnet.

Ich wurde freundlich aufgenommen. Der alte Herr – er war schon etwa 60 – war die Liebenswürdigkeit selber.

Das ist immer wieder der Fehler: weil wir die räuberischen Wölfe in ihnen sehen, denken wir, die sehen das auch. Mitnichten. Ich erinnere mich an eine Podiumsdiskussion auf einer GGG-Tagung (Garbsen '73), wo eine einzige DIHT-Vertreterin die zahlreichen und zum Teil namhaften Gesamtschulrepräsentanten mundtot argumentierte: einfach, weil sie nicht kapierten, daß sie sich nicht schämte. Daß sie im Gegenteil ein außerordentlich positives Bild von sich und ihren Unternehmerkollegen hatte. Und weil andere Unternehmer das ebenfalls haben, können sie sich zum Teil so blendend (na ja) entwickeln. Jedenfalls stelle ich mir vor, daß der Typ, den dieser Vater verkörpert, nicht gar zu selten ist unter seinen ‚Kollegen‘: jovial, halbwegs vital, die Sinnlichkeit gut trainiert für Essen und Trinken und Bett und Körpergefühle, das Verhalten entspannt, der Ton der Unterhaltung leicht, nicht witzig, aber humorvoll; ziemlich souverän, wie er sein Leben ausbreitet, als ob er keine Geheimnisse vor dir zu haben brauchte.

Du liebe Zeit, ich will hier nicht das Image der Unternehmer aufpolieren! Nur ebensowenig will ich die Augen vor möglichen Wahrheiten verschließen: die haben mit ihrem Schweinegeld viel mehr Chancen, sich zu entwickeln, ganz klar. (Wie weit Selbstzufriedenheit und die Angst vor drohendem Verlust das dann alles wieder wettmacht, kann ich einfach nicht beurteilen.)

Immerhin: die Riesengeschäfte, die so einer macht – er verkauft z. B. Supermarktketten nach Australien und Neuseeland – die kommen auch zustande, weil er anderen sympatisch ist, sein Aufsteig als Selfmademan ist auch nur so zu erklären: er hat im Krieg die ‚richtigen‘ Leute kennengelernt, er hat ihnen gefallen (weiß der Kuckuck, was sie alles im Krieg gemacht haben, aber vielleicht ging es mit ‚rechten‘ Dingen zu – oder ist das naiv?), sie haben ihm jedenfalls nach dem Krieg Aufträge zugeschustert, er wuchs und wuchs –. Und sein Sohn und Erbe in meiner Klasse, ich kriegte es nicht auf einen Nenner. Es gab nur eine Möglichkeit: die Eltern hatten

zu spät gemerkt, was das hieß: Hauptschulabschlußgruppe. Schließlich war es die erste Gruppe dieser Art, die es an der Schule gab. Die Pioniergruppe. Auch ein Trost. –

Ich sah zu wenig vom Haus, nur das eine Zimmer schaute ich bewußter an, wo wir den Kaffee mit goldenen Löffeln in golden dekorierten Tassen rührten – war das nicht übertrieben? – die englischsprachige Bedienung schenkte nach. Das Zimmer war etwa 80 m² groß, es gab mehrere Sitzecken, Kostbarkeiten an Mobiliar – ich hab wenig Blick dafür. Schon eher die Aussicht: ca 10 km weilig grüne Hügellandschaft, von Wald eingesäumt, kein einziges Haus, erst recht kein Schornstein, nichts, was den Heile-Welt-Blick hätte behindern können. Nur äsende Tiere.

Andererseits: die Kinder durften nie ohne Chauffeur weg. Die Angst vor Kidnappern und Geiseldramen war realer Hintergrund aller Überlegungen. Moro z. B. war durch Identifizierung ihr ganz persönlicher Freund. Schuf das einen Ausgleich? Ich rief mich zur Ordnung. Hier ging es schließlich nicht darum, neidisch oder nicht neidisch zu sein. Und die Tatsache, daß ich dieses ausgestaffierte Ding von Villa nicht selbst hätte besitzen wollen – ich hätte mich nämlich geschämt – war auch keine Hilfe.

Ich machte einen Anlauf: „Hören Sie, eines muß ich aber doch sagen:“

Zweimal klingelte das Telefon gerade an diesem Punkt, die Großmutter lag im Sterben, es war alles sehr menschlich, lähmte entsprechend meinen klassenkämpferischen Elan:

Hören Sie, aber eines muß ich doch sagen – (ja bitte?) – der Besuch bei Ihnen bereitet mir schon ziemliche Schwierigkeiten – ganz fragender Ausdruck seiner- und ihrerseits –: schließlich bin ich Gesamtschullehrerin aus Überzeugung und stehe von daher Unternehmern wie Ihnen außerordentlich kritisch gegenüber

–
Warum denn?? (nun sind sie doch ein bißchen böse mit mir). Wir haben uns alles selbst aufgebaut, Tag und Nacht haben wir gearbeitet, über Jahre haben wir uns abgemüht, nichts von 8-Stunden-Tag, da können Sie schauen, wo Sie heute noch jemanden finden, der so gearbeitet hat wie wir – was haben Sie denn dagegen? (ich dachte an Elfis Kottenärmlichkeit).

Die anderen haben so wenig.

Wie süß.

Das war sie. Und die Bemerkung entzog mir völlig den Boden. Wie argumentiert man mit solchen Leuten? Und das in ihrem Haus, und beim Kaffeetrinken; und da rief das Krankenhaus schon wieder an; die Großmutter starb eine Stunde nach meinem Weggehn. Ein Fehlschlag von Besuch.

Aber mir wurde klarer, wie grotesk die Unterrichtssituation in meiner Klasse war. ‚Solidarität‘ beschwor ich die Klasse, Unternehmerprofite, Leichtlohngruppen, Aussperrungsdiskussion, Widerstand und Zusammenschluß der Kleinen gegen die Großen; ich brachte Fakten und Texte und Zeichnungen, versuchte Methoden des kleinen Widerstands zu diskutieren, Sinn für Taktik zu wecken, konkrete Situationen der Unterdrückung durchzuspielen. Und der einzige, der bei diesen Themen immer ansprang und dabei war und nachhakte und das Gespräch oft fast allein bestritt – war dieser Unternehmersohn, dem ich ja auch meine pädagogische Zuneigung nicht vorenthalten wollte.

Freilich: eine Schäferin mit einer Herde Schafe, denen sie Mut und Kraft und Kampfgeist predigen will. Und jedesmal, wenn sie damit anfängt, brüllt einer ganz begeistert „Au ja, au ja“ und den erkennt sie als Wolf im Schafspelz. Wenn das nicht entmutigend ist. Obwohl es nur ein Grund der Entmutigung war.

*

2 Schüler blieben ohne Hauptschulabschluß, 5 ohne Lehrvertrag. 2 davon fanden einen Job als Hilfsarbeiter (ach ja), einer (Helmut) kam bei seinem Vater unter, 2 blieben erst einmal ohne Arbeit (Elfi und der Junge mit der Jugendstrafe). Der Unternehmerssohn schaffte es ins 10. Schuljahr. Was denn sonst.

Dieter Noll

Vom Schreiben für eine revolutionäre Zeit

Mit dem Autor des Romans *Kippenberg* sprach Oskar Neumann.

Unter dem Stichwort Noll, Dieter (* Riesa 31. 12. 1927) teilt Elisabeth Endres im Autorenlexikon der deutschen Gegenwartsliteratur 1945-1975 zur Thematik des *DDR-Autors mit*: Darstellung der inneren Gefährdungen und der Wandlung der Menschen, die sich zwischen der faschistischen und der Nachkriegszeit zurechtfinden müssen. Dieter Noll sagt es mir so: „Der Werner Holt hat mitgeholfen, Faschismus-Bewältigung großen Stils zu leisten.“ Diese außerordentliche Wirkung der Holt-Romane anfangs der sechziger Jahre schien, wie man so sagt, einmalig, nicht wiederholbar. Seit Erscheinen des *Kippenberg* deutet nun alles darauf hin, daß sich ein neuerlicher Erfolg anbahnt; der Autor meint etwas vorsichtiger, es bleibe abzuwarten, in wie weit *Kippenberg* ein produktives Nachdenken vieler Menschen über die eigene Position heute in Gang setze. Fakt ist jedenfalls, daß die im Erscheinungsjahr 1979 vom Aufbau-Verlag ausgelieferten 110 000 Exemplare im Lesehunger der DDR verdampft sind wie ein Tropfen auf dem heißen Stein. Auch in der Bundesrepublik lag, wie mir Kollegen aus dem collectiv-Buchhandel sagten, das Käuferinteresse zumeist über ihrem Importkontingent.

Den *Kippenberg* habe ich mit Faszination gelesen, gewiß auch darum, weil Ihr Roman, Dieter Noll, in meiner alten Berufssphäre, der Naturforschung, spielt, aber nicht nur deshalb. Ich finde hier die Belletristik, schöne Literatur also, inmitten von Auseinandersetzungen, die sonst verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen vorbehalten sind; dabei richtet sich Ihr Roman gegen den – jedenfalls bei unseren Künstlern vorherrschenden – Trend zum Kulturpessimismus, zur Dämonisierung, wenn nicht schon Verteufelung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. Welches Gewicht hat für Sie diese Seite, wie werten Sie, Dieter Noll, diesen besonderen Aspekt Ihres *Kippenberg*?

Daß Sie von dieser Seite des Romans als einem besonderen Aspekt sprechen, ist mir recht. Ich bin nie auf einen Wissenschaftler-Roman aus gewesen, erst recht nicht auf einen Wissenschafts-Roman. *Kippenberg* ist ein Roman, der Probleme unserer gesellschaftlichen Entwicklung zum Inhalt hat, ein Punkt darin ist die Wissenschaft, sicher ein Drehpunkt. Das hat damit zu tun, daß ich ausgegangen bin von meiner Sicht und Kenntnis unserer gesellschaftlichen Probleme. Wenn ich nicht beispielsweise einen Künstler oder Pädagogen, sondern einen Wissenschaftler als zentrale Figur gewählt habe, so deshalb, weil ein Wissenschaftler sich mir anbot als nahezu ideales Medium zur Vermittlung dessen, was ich nicht zur Wissenschaft, sondern zur Gesellschaft zu sagen hatte. Die Entscheidung für diese Figur entstand mit einer gewissen Logik aus meinem Weltverständnis. Ich unterscheide mich da von manchem, der stolz darauf ist, den Rest seiner Schulmathematik und jede Physikformel erfolgreich vergessen zu haben; dieser oder jener kokettiert sogar damit, von den Naturwissenschaften nichts zu wissen; Newton ist nicht zitierfähig, Aristoteles hingegen durchaus, sofern es seine Ästhetik betrifft. Im Unterschied dazu habe ich immer ein solches Verständnis von unserer Zeit gehabt, daß man

heutzutage weder Gesellschaft noch Welt in der ganzen Vielfalt ihrer Probleme begreifen kann, wenn man sich nicht offenhält auch gegenüber den Entwicklungen von Naturwissenschaft und Technik. Aus dieser Grundhaltung heraus stellte sich mir ein Naturwissenschaftler als der am besten geeignete Vermittler meiner Art von Welt- und Gesellschaftsverständnis da – wenigstens soweit sich dieses vermitteln soll in einem Roman, der ja kein Kompendium, sondern ein lesbares Buch werden soll.

Das Nichts-wissen-Wollen von Mathematik, Naturwissenschaft, Technik ist ja nun eine Reaktion, die Unbehagen, ja Angst reflektiert – nach unseren Erfahrungen im Ansatz durchaus verständlich, auch wenn man die Konsequenzen nicht teilt. Noch im Jahr unserer Befreiung vom Faschismus haben wir den grauenhaften Mißbrauch der Atomenergie in den Bombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki erleben müssen, und bis heute setzt sich diese Linie fort in einer immer verheerenderen Vernichtungswissenschaft, einem zur Katastrophe treibenden Wettrüsten.

Weder gehe ich von naiver Vergötterung der Naturwissenschaft aus, dazu weiß ich zu gut Bescheid über Grenzen und Gefahren, noch vermag ich mich allerdings denen anzuschließen, die nun in Skeptizismus und Dämonisierung machen. Ich bin aus auf eine Problematik, die nicht neu, gegenwärtig aber außerordentlich aktuell und sicher noch für lange Zeit gültig ist: unsere Gesellschaft instandzusetzen für die Verwirklichung ihres Vorhabens, Wissenschaft und Technik tatsächlich einmal zur Produktivkraft werden zu lassen. Dabei ist für mich das A und O, daß keine Profitinteressen mehr im Spiel sein dürfen, und das haben wir in der DDR ja ein für allemal erreicht.

Das Thema Destruktivkraft Wissenschaft ist in meinem Roman angeschlagen, dort, wo Kippenberg im Johannes-R.-Becher-Club des Kulturbunds sitzt und den Bericht vom Einsatz der chemischen Vernichtungsmittel in Vietnam liest – da will ihm seine Wissenschaft auf deprimierende Weise suspekt werden. Gerade das, was seinem Leben seit Jahren Inhalt und Sinn gibt, die wissenschaftliche Arbeit, sieht er hier infragegestellt, und das nicht durch irgend eine Philosophie, sondern durch die vernichtenden Resultate selbst. Er findet aber wieder festen Grund, nicht durch Spekulation etwa auf Wertneutralität oder Klassenindifferenz von Wissenschaft, sondern in seiner sozialistischen Position, mit seinem Beitrag als Forscher zur Herstellung welthistorischer Gleichgewichtszustände und dann, ganz allmählich, zu ihrer Verschiebung zu Gunsten einer humanen Entwicklung und damit auch zu einer humanistischen Wissenschaftsentwicklung.

Es ist ja wirklich so, daß die Momente von Wissenschaft und Technik als Destruktivkraft allesamt nicht auf unserm Mist gewachsen sind. Der deutsche Faschismus hat die wissenschaftlichen Methoden des Völkermords entwickelt, der US-Imperialismus die Atombombe eingesetzt, nicht zur Beendigung des zweiten Weltkriegs, sondern als erpresserische Drohung mit einem dritten. Wir haben die Ächtung der Atomwaffen gefordert, und wir mußten dann das Überleben durch die Herstellung eines militärischen Machtgleichgewichts sichern. In keinem einzigen Punkt hat, entgegen allen Verleumdungen, ein sozialistisches Land die Initiative gehabt bei der Entwicklung neuer Elemente der Destruktion, bei der Einleitung neuer Etappen der Hochrüstung. In der Sowjetunion, bei uns in der DDR hat man

immer gewußt: Wir können Wissenschaft und Technik besser einsetzen, ja wir brauchen ihre friedliche Anwendung als Lebensnotwendigkeit, um so die sozialen, die kulturellen, die menschlichen Zwecke und Ziele unserer Gesellschaft voranzubringen.

Gerade die Linearität dieser Beziehung wird bezweifelt, und das im Kapitalismus zweifellos zurecht. Arbeiter und Angestellte sprechen aufgrund ihrer Erfahrungen von den Mikroprozessoren als Arbeitsplatz-Killern. Bürgerinitiativen bekämpfen das Bonner Atomenergie-Programm, nachdem vom Betrieb in Grundremmingen bis zur Planung in Gorleben immer deutlicher wird: selbst vorhandene Sicherheitseinrichtungen werden weggeschaltet, wenn das Kapitalinteresse das nahelegt; da bestimmt nicht die Sicherheit der Belegschaft oder der Anwohner, nicht der Schutz der Umwelt und der Lebensbedingungen für kommende Generationen, sondern der kurzfristige Höchstprofit der Konzerne.

Sie werden bei uns kaum einen Betriebsarbeiter, Techniker oder Naturwissenschaftler finden, der Angst hat vor neuen Erfindungen und ihrer Einführung in die Produktion, aber sehr viele, denen das zu langsam geht, zu wenig effektiv. Zwar werden etliche vage Gefühle des Unbehagens über die Medien der Bundesrepublik auch zu uns transportiert, da und dort auch literarisch reflektiert – nur unsere Wirklichkeit ist schon eine andere, die Probleme stehen so nicht bei uns. Wir wollen die Produktivkraft Wissenschaft nicht so einsetzen wie die Konzerne: um immer höhere Leistungen aus den Menschen am Band rauszupressen bis zum Verschleiß ihrer Arbeitskraft. Genosse Günter Mittag, der Verantwortliche für diese Probleme im Politbüro der SED, hat während einer Diskussion in der Akademie der Künste darüber einmal zu mir gesagt: Das Prinzip des höchsten Profits verlangt die Antreiberei der arbeitenden Menschen, egal, was dann aus ihnen wird. Unser Prinzip hat im Mittelpunkt den arbeitenden Menschen; es erfordert, daß wir das Zusammenspiel zwischen den Produktivkräften, zwischen menschlicher Arbeitskraft und Wissenschaft, planmäßig und demokratisch kontrolliert weiterentwickeln.

Nun bedeutet ja die sozialistische Grundlage längst nicht, und im Kippenberg finde ich dafür durchaus Beispiele, daß da schon alles, was vom ökonomischen Fundament her angelegt ist, bereits praktisch realisiert werden kann, geschweige denn, daß es schon aufgeht in sozialistischem Bewußtsein und sozialistischem Verhalten. Offenbar spürt das Eva, wenn sie gegen einen blauäugigen Produktionsoptimismus einwendet: „Wohlstand soll nicht zum Fetisch werden.“ Ein Leser hat mich gefragt: „Klar, der Bosskow – er will das Machbare, das Stück vom Ideal, das sich realisieren läßt –, der wäre bei uns in der DKP. Aber Eva – könnte die sich nicht auf ihrer Suche nach alternativen Lebensformen hier zu den Grünen hingezogen fühlen?“ Und Kippenberg selbst – setzen Sie da nicht Ihre Kritik als Autor dort an, wo bei ihm so eine Art Managerhaltung durchkommt, eine Reduktion von gesellschaftlichem Verantwortungsbewußtsein auf ein recht enges „Funktionieren“? Im Kapitalismus kann sowas durchaus rational sein – für die eigne Karriere, weil zugleich für deren Voraussetzung, die kurzfristige Profitmaximierung. Verstehe ich also den Kippenberg richtig als Ihr Plädoyer, Dieter Noll, gegen die

Diskrepanz zwischen fortschreitender Wissenschaft und Technik und einer demgegenüber zurückbleibenden Moral, diese nicht als bloß innermenschliches und auch nicht schlechthin allgemeinmenschliches Problem gesehen, sondern im Zusammenhang mit der Lebensnotwendigkeit, wie Sie sagten, für die sozialistische Gesellschaft, für ihr Fortschreiten?

Die Vorstellung von Eva als einer „Grünen“ frappt mich. Man müßte sie in ihrer Bauplatzromantik wohl eher bremsen, damit sie nicht, fanatisch fürs Neue, ganze Wälder umhaut, wenn sie gerade da ihre Fabrik hinstellen will. Übrigens widerspricht sie in der weiteren Diskussion nicht, wenn Dr. Papst sagt, wir dürften nie vergessen, daß die materielle Produktion die Grundlage ist, mit der alles gedeiht. Wohlmerkt, die Grundlage, nicht schon das Gedeihen.

Wir können bei uns davon ausgehen: Wir haben in unserer Planwirtschaft keine konkurrierenden Interessen etwa zwischen dem erhöhten Energiebedarf und einer möglichst gleichmäßigen und möglichst umweltfreundlichen Steigerung unserer Energieproduktion. Damit will ich nicht abstreiten, daß es Gefährdungen dieses Prinzips gibt, harte ökonomische Engpässe bei seiner Realisierung, Verstöße selbst gegen gesetzliche Regelungen. Aber es gibt in unserer Gesellschaft keine Zwänge, die dahin wirken würden oder es gar unausweichlich machten, daß man dieser Gefährdung erliegt. Wir haben zu den Umweltfragen, die uns viel Sorge machen, eine offensive Haltung. Die kommt zum Beispiel darin zum Ausdruck, daß wir in Sachen Abwässer eine Gesetzgebung geschaffen haben, die von den Vereinten Nationen als vorbildlich beurteilt wird. Damit ist nun freilich das Problem für uns nicht erledigt, wir packen es jetzt von der entscheidenden Seite her an – als gesellschaftliches und zugleich individuelles Problem, denn auch die fortschrittlichsten Gesetze lassen sich nicht ohne die aktive Haltung der einzelnen Menschen und ohne das entsprechende gesellschaftliche Bewußtsein realisieren.

Das hat nun auch wieder zu tun mit meinem Roman: Ein neues Wissenschaftsverständnis zielt allgemein hin auf kollektive Verantwortung, nur zu erreichen durch Abbau überalterter Hierarchien. Da ist noch eine Menge Arbeit zu leisten, nicht gegen die soziale Basis, sondern mit ihr; denn sie war und bleibt die Voraussetzung für die Befreiung vom Interessenantagonismus zwischen Höchstprofit und Umweltschutz. Was wir erreicht haben, ist längst nicht schon gleichzusetzen mit Harmonie, wohl aber mit der realen Möglichkeit einer gesellschaftlichen Konvention, um deren Einhaltung jetzt gekämpft werden muß, dabei auch gegen Betriebsegoismus und Managerallüren von Leitern. Die objektive Motivation dazu möchte ich mit meinem Roman *Kippenberg* subjektiv verstärken helfen, gegen einheimische Selbstzufriedenheit und gegen den Import pessimistischer und auch zweckpessimistischer Prognosen von der Einheitlichkeit der Entfremdungs- und Zerstörungsprozesse in der „modernen Industriegesellschaft“. Ich will deutlich machen: Es handelt sich nicht um innerwissenschaftliche oder technikimmanente „Dinge an sich“. Unsere Chance, die sozialistische Chance besteht darin, daß der Einzelne versteht: ich kann die an mich gestellten Anforderungen dann und nur dann erfüllen, wenn ich meine Sache als die allgemeine Sache begreife.

Daß er das nicht mehr vermag, ist das menschliche Problem von Lankwitz. Er hat unter Hitler erlebt, wohin Konzernforschung treiben kann – bis zur Zerstörung der wohnlichen Erde; er ist dem Neuen schon in seiner Wissenschaft im Übergang von

der klassischen zur Quantenpharmakologie nicht mehr gewachsen, und erst recht nicht dem gesellschaftlichen Wandlungsprozeß; da er ihn nicht versteht, ruft er bei ihm Angstsymptome hervor – bei ihm könnte das zu einer Art von grünem Eskapismus, zur Weltflucht führen.

Durch Anpassung sind solche Schwierigkeiten nicht zu lösen, sondern nur durch Aktivität, und auch da nicht durch eine einseitige fachlich orientierte. Der Typus *Fachidiot* hat bei uns auf die Dauer keine Perspektive, menschlich gesehen nicht, weil gesellschaftlich gesehen nicht. Es kann sich einer schon eine Zeitlang in seine Institutswelt selbst einmauern und sich dabei einbilden, was draußen vorgeht in der Gesellschaft, auch in der Kunst, gehe ihn nichts an – solche Gestalten gibt es bei uns. Im *Kippenberg* habe ich zu zeigen versucht, daß unsere Gesellschaft in einem Menschen, der zeitweilig diesen Einflüssen erliegt, ein Unbehagen erzeugt, das ihn zur Selbstprüfung zwingt: Was hab ich verkehrt gemacht?

Das Medium, das im Roman diese Selbstprüfung provoziert und zum guten Ende bringt, ist ja nun – gewiß nicht allein, aber doch in besonderem Maß – die junge Eva. Wie schwer es ist, solch ein bis in den Intimbereich verkrustetes Insiderverhalten aufzubrechen, wird mir bis zum Komischen deutlich, wenn Joachim Kippenberg noch die Liebesnacht mit Eva in Begriffen seiner Fachterminologie als Kommunikationssystem zwecks Einregelung auf den sozialen Sollwert nachvollzieht – vom Autorenstandpunkt, wie ich annehme, sicher nicht affirmativ als Verwissenschaftlichung der Gefühle, sondern entschieden distanziert gemeint.

Die Ironie dieser Stelle kapiert ein gelernter Naturwissenschaftler offenbar eher als mancher Literaturkritiker. Dabei ist es eine doppelte Distanz: zuerst natürlich zu Kippenberg, der bei dieser Umarmung das Hemd schneller los wird als das eingefahrene Denken in seinem Begriffsschatz, und zum anderen gegenüber Erscheinungen in unserer Literatur, die ich nicht für eine Eroberung neuer Gefühle halte, sondern für ein Überschwappen aus Restbeständen der Sexwelle; statt zuviel Beischlafsnaturalismus war mir da eine gewisse Entemotionalisierung der Sprache schon lieber.

Inzwischen finde ich, nach einigen Anlaufschwierigkeiten, bei der literaturkritischen Rezeption des Kippenberg in der DDR schon ein sehr intensives Eingehen auf Ihre Intentionen, etwa zur Tendenz gegen die ahistorische These vom Leben in einer „nachrevolutionären Epoche“ samt daraus abgeleiteter Konsequenz, es komme nicht mehr so sehr auf die Orientierung zum weiteren Aufbau und Ausbau des Sozialismus, sondern zu „alternativem Denken“ an, weg vom Klassenkampf, hin zu einem allgemeinmenschlichen Idealzustand, für den der Künstler Partei zu nehmen habe auf der Seite des Individuums gegen die Gesellschaft.

Lichtenberg sagt, wenn ein Buch und ein Kopf aneinanderstoßen und es klingt hohl, muß das nicht immer am Buch liegen. Ich meine: Wenn es beim Zusammenstoß zwischen Individuum und Gesellschaft weh tut, dann muß das nicht unbedingt und nur Schuld der Gesellschaft sein. So befinde ich mich durchaus in Einklang mit meiner Gesellschaft, wenn ich gegen einen reduzierten Menschentyp bin. Ich weiß aus Erfahrung, daß ich dagegen mit Erfolg angehen kann, und zwar weil in gleicher

Richtung von der Gesellschaft, nicht zuletzt von unserer Kunst, Impulse auf den Einzelnen ausgehen.

Ihr habt im *Kürbiskern* einmal über eine solche Reduktion des ganzen Menschen, über das Auseinanderfallen von wissenschaftlicher und künstlerischer Weltaneignung seit der Renaissance gesprochen und die Zukunftsaufgabe betont, das wieder zueinander, zum Ganzen zu bringen. Dieses Wiederzusammenkommen ist nach dem seither erzielten Durchbruch von Wissenschaft und Kunst in die Weltlichkeit und in die Massenhaftigkeit nun nicht so zu machen, daß wir neuerdings wieder Diskurse auf metaphysischer Grundlage mit Unterhaltungswert für einige Klosterbrüder schreiben, die solche Esoterik geschmäckerlich genießen. Ich meine, unsere Belletristik sollte nicht länger an der Tatsache vorbeigehen, daß wir ja diesen ungeheuer wichtigen Bereich eines naturwissenschaftlich fundierten Denkens haben, durch unser Bildungssystem wird es verfügbar, mit jungen Leuten kann ich heute allenthalben darüber reden – aber unsere Belletristik verweigert sich dem noch mit erheblicher Hartnäckigkeit. Statt in wirklicher, nämlich geschichtlich-konkreter Modernität macht mancher in Neo-Neoromantik oder in Neo-Neoklassizismus. Daß wir gerade das oder gar nur noch das brauchen, lasse ich mir nicht einreden, und ich finde meine Überzeugung vielfach bestätigt durch meine Lesungen und die Diskussionen um *Kippenberg*. Meine Mitbürger haben einen strapaziösen Alltag, im industriellen Arbeitsprozeß und nicht weniger in der wissenschaftlichen Forschung. Ihre Entwicklungsmöglichkeiten nur gegen die Gesellschaft sehen, hieße, die vielen gesellschaftlich vermittelten Impulse abweisen, die über das hinaus deuten, was ist, hin auf die ganze Persönlichkeit, den allseitig entwickelten Menschen. Unser Problem ist: Wie erreichen wir, daß die Menschen solche Impulse annehmen, als ihre Sache aufnehmen? Gerade da liegt eine unerschöpfliche Aufgabe für den Schriftsteller als Mittler. Und noch einmal: Das Annehmen solcher Impulse setzt nicht etwa Anpassung voraus, sondern Selbstverständigung, und eben die kann der Schriftsteller auf eine ganz unverwechselbare und unvergleichbare Weise auslösen.

Literatur damit also doch als eine Art „Lebenshilfe“. Es ist irgendwie paradox: nun hat deutsche Literatur so viel an Sterbenshilfe, noch schlimmer: an Mordhilfe geleistet, und wir sind leider in der Bundesrepublik noch immer nicht fertig mit dieser Tradition, von den Stahlgewittern bis zum Volk ohne Raum – dennoch hat literarische Lebenshilfe bei unserer herrschenden Kritik sowas Anrühiges, so von kurzschlüssig Zweckhaftem und eigentlich Kunstfremdem.

Ja, ich kenne das, und es hat mich zum Kopfschütteln veranlaßt, daß einige Leute geneigt waren, meine Bücher als „Trivialliteratur“ einzustufen – nur deshalb weil ich damit einen sehr großen Leserkreis erreicht habe. Soweit ich die Dinge in der Bundesrepublik übersehe, ist es dort tatsächlich so, daß eine mehr oder minder eng umschriebene bürgerliche Bildungsschicht Teil hat an einer Literatur, die sich als „echte Literatur“ versteht und als solche auch von der herrschenden Kritik bestätigt wird. Aber was lesen, soweit sie überhaupt lesen, die vielen andern? Dreck und Schund und Belanglosigkeit für die Masse, echte Literatur für eine Elite – dieser Dualismus läßt sich auf unsere Gesellschaft nicht übertragen, das sind keine Kategorien für unser Land, für unsere Literaturgesellschaft. Wir haben keine solchen Schund- und Schnulzenhefte, keine solchen Schreiber fürs Fließband einer

Brutalität und Kriegsverherrlichung betreibenden Literaturproduktion. Das bedeutet in meinem Verständnis vom Schriftstellerberuf aber nun eine gewisse Verpflichtung, esoterischen Neigungen zu widerstehen, an ein breites Leserpublikum zu denken. Auf uns paßt kein Maßstab, der verkennet, daß wir DDR-Schriftsteller uns als gesellschaftlich wirksame Potenzen verstehen und so auch verstanden werden.

So war das jedenfalls bei meinen *Holt*-Romanen und es sieht danach aus, daß es sich beim *Kippenberg* ähnlich entwickelt. Es war ein langes Suchen, immer mit der Sicht auf meine Leser; denn ich wollte ja in der mir gemäßen Tradition fortfahren und ihnen dabei etwas Neues geben. Entgegen einigen besorgten Prognosen, die Wissenschaftszenen würden das Buch schwer lesbar machen, stelle ich im Gespräch mit den Lesern fest, daß ihnen Zugänge zu meinem Roman auf ganz unterschiedlichen Ebenen möglich sind. Ich war in dieser Woche bei Arbeitern und Technikern eines Kunststoffwerks in Bernau, dann an der Akademie für ärztliche Fortbildung und den Tag darauf in der Betriebsforschungsabteilung des VEB Elektrokohle Lichtenberg. Dabei habe ich sowohl am *Kippenberg* interessierte Thomas-Mann-Spezialisten gefunden, als auch Leute, die jede feinste Andeutung in Sachen Leitungsfragen der Wissenschaft verstehen; und auch einer Leserin, die das Buch gefressen hat, wie sie sagt, voller Spannung, ob die Kippenbergs es als Ehepaar schaffen oder ob Eva die zwei auseinanderbringt, bin ich durchaus nicht böse – jeder mag dem Buch seins auf seine Weise entnehmen, es gibt vielerlei Ebenen des Bezugs auf unser gesellschaftliches Sein.

Aber Sie wissen doch, Dieter Noll, daß Sie grad so nicht schreiben sollen, wenn Sie mit ihren Büchern in die ungeteilte deutsche Literatur für die einheitliche deutsche Kulturnation passen wollen. Was soll da ein Lehrer bei uns anfangen, der in der Schule den Kippenberg behandeln möchte, wobei keinesfalls herauskommen darf: hier BRD-Literatur, dort DDR-Literatur?

Ich freue mich über jeden Leser in der Bundesrepublik und über jede Behandlung meiner Bücher in einer westdeutschen Schule – da habe ich zum eigenen Text durchaus mehr Vertrauen als zu den Richtlinien Eurer Minister fürs Offenhalten der „deutschen Frage“ im Unterricht.

Als Schriftstellern dort und hier bleibt uns gar nichts übrig, als uns entsprechend den unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungen kräftig auseinander zu schreiben – umso realistischer werden die Literaturen sein, umso mehr werden die Leser hier und dort mit der eigenen Literatur anfangen und vom Kennenlernen der anderen gewinnen können. Von daher zähle ich mich auch zu den Autoren, die Grund zum Optimismus haben und so, wie Anna Seghers oder Bruno Apitz oder Hermann Kant, durch die Resultate ihrer Arbeit jederzeit davor geschützt gewesen sind, in Skeptizismus zu verfallen. Als realistische Schriftsteller wissen wir, was wir leisten können für die Überwindung von noch nicht Menschlichem hin zu Menschlichkeit. Das allerdings nicht weg vom Sozialismus, sondern hin zu mehr Sozialismus, mehr Kommunismus.

Ich treffe bei meinen vielen Diskussionen überall Menschen, die mit Freude und Dank ein Buch annehmen, das ihnen hilft, in einer sehr komplizierten Zeit zu einem Selbstverständnis zu kommen, das nicht im Widerspruch steht zu dem, was ihnen

ihre Arbeitswelt, ihre Umwelt induziert. Und es ist nicht so, daß diese Menschen an einem Mangel an Eigentümlichkeiten litten; jeder ist ein Individuum, man darf sie nur nicht pauschal aus der Ferne sehen.

Natürlich sollte man das Wort von der Literatur, die wirken will, die verändert, nicht falsch verstehen, etwa in der Richtung: Die Arbeitsproduktivität wächst so wie die literarischen Helden das vormachen; also sind die Schriftsteller schuld, wenn sie nicht rasch genug vorankommt. Darüber sind wir nun wirklich lange hinaus, und mit dem VIII. Parteitag auch endgültig. Aber andererseits: Ich würde, so sehr es Spaß macht, nur aus Vergnügen zu schreiben, mit dem Schreiben aufhören, der Arbeitsaufwand an einem großen Roman erschiene mir sinnlos, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß jedenfalls in dieser Zeit, einer Zeit großer revolutionärer Bewegung, Literatur enorm viel bedeuten und bewirken kann. Beispiele wie Rousseau oder Voltaire sind doch nicht aus der Welt zu bringen. Offenbar gehört dazu die Aufnahmebereitschaft einer Gesellschaft, die in Bewegung ist, und als eine solche Gesellschaft in revolutionärer Bewegung sehe ich, erlebe ich die DDR. So bin ich mir der bewußtseinsbildenden Rolle und Wirkung von Literatur jetzt und hier sicher.

Volker Wehdeking Der Sinn für wildes Blühen

Beim Wiederlesen der späten Gedichte von Alfred Andersch.

Beim Wiederlesen des Bands *Empört euch der Himmel ist blau, Gedichte und Nachdichtungen 1946 – 1977* wird vom Tod des Schriftstellers her unübersehbar, wieviele Bilder der späten Gedichte und Übersetzungen als eine Annäherung, ein Vertrautwerden mit Gedanken an den Tod erscheinen. Andersch hätte vielleicht gesagt, als „Nachrichten von der Grenze“ (*Hohe Breitengrade*). Wie sich Andersch im Kreis der kongenialen Weggenossen die todvertrauten Gedichte zur Übersetzung wählt, hat eine stoische Komponente; in diesen Versen ist aber auch eine Summe seiner Grundanliegen enthalten, ein engagiert-kritisches, zur Mitteilung und Weitergabe aufrufendes Vermächtnis, an dem die Kritik viel zu lange vorbeigegangen ist. Nur Heißenbüttel hat in wenigen, gedrängten Anmerkungen zur formalen Weitgespantheit und gedanklichen Durchsichtigkeit der Gedichte den Stellenwert im Werk erkannt, als er den Lyrikband ein „vorgezogenes Testament“, einen „Nachlaß bei Lebzeiten“ nannte (*Text und Kritik* 61/62, 1979). Der Titel des Gedichtbands hat auf den ersten Blick eine unverkennbare Nähe zu Brechts „An die Nachgeborenen“; Max Frisch wies in seiner *Laudatio* zum 65. Geburtstag des Autors auf das problematisch gewordene „Gespräch über Bäume“ hin, „weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt“. Jedoch hat Andersch in dem darauf bezogenen Gedicht „Andererseits“ den zugespitzten Gegensatz von Empörung und blauem Himmel auch im positiven Bezug beider Pole aufeinander verstanden wissen wollen:

zwar schreibe ich jetzt nicht mehr
nur noch
für mich

andererseits schreibe ich nur was
mir
spaß macht

ausgeschlossen
sagen viele moral und
vergnügen
schließen sich aus

ich aber schreib's in
eine
zeile

empört euch der himmel ist blau (108)

In dieser für viele vertrackten Verklammerung von Kunst und politischer Stellungnahme liegt vielleicht der Grund, warum die hier versammelten Gedichte und Nachdichtungen der letzten 30 Jahre von der Literaturkritik ausgeklammert blieben. Das eine, schneidend scharfe Gedicht zum Radikalenerlaß „Artikel 3 (3)“

hat indes notorische Berühmtheit erlangt. Die Spannungen im Werk des engagierten Schriftstellers und Sartre-Bewunderers machen es dem Leser und Literaturkritiker nicht einfach; das zeigen die Aufsätze jüngerer Andersch-Interpreten der letzten Jahre sehr deutlich. Keinesfalls dürfen die radikalen Aussagen des späten Andersch (seit etwa 1975), die sich frühen *Ruf*-Aufsätzen (seit 1946) ungeachtet anderer Problem-Konstellationen wieder annähern, in ihrem Appell-Charakter als poetische Übertreibung entschärft, oder von ihrem literarischen Modus als einer bloßen Verpackung politischer Botschaften getrennt werden. Anderschs Sympathien gewinnen gerade in den letzten Jahren die Brisanz unmißverständlicher Parteinahme für die Opfer eines massiv anti-intellektuellen *law-and-order*-Denkens. Wer dem Aufruf „Empört euch!“ zu folgen bereit war, gerade der sollte auch Anderschs subtile Dialektik verstehen und von daher Zugang finden zu Gedichten wie „Silvestro Lega, II Pergolato“ (79):

in eine so empfindliche luft muß man
die alten gehöfte dünn eintragen vielleicht
mit dem spachtel vorsichtig auflegen
in einer chromatik die zwischen kreide und rosa spielt

maler müßte man sein
am besten spät-impressionist
mit einer feldstaffelei und farben von winsor & newton

Andersch wollte eben immer das Ganze, mit Brecht das gestische Sprechen von Belangen der Arbeiter („Zwölf strophen über die arbeitslosigkeit“, 115), mit Verlaine die atmosphärische Dichte der *poésie pure*; als Erzähler liebte er Sartre und ließ doch nicht von Hemingway; er liebte Faulkner und schleppte doch Ernst Jüngers *Marmorklippen* „zwischen zwei Kontinenten hin und her“ („Seesack“, 116). Wem es schwer wird, sich zwischen diesen oft allzu disparaten Traditionen hindurchzufinden, wem die Dialektik Politik und Kunst oft zu abstrakt erscheint, dem ist vielleicht mit einer Vignette geholfen, die den zornigen jungen Andersch in Aktion zeigt. Hans Werner Richter hat in einer lebendigen Skizze geschildert, wie beide das Redaktionsgebäude des *Ruf* für immer verlassen, um sich der massiven amerikanischen Zensur nicht beugen zu müssen:

Wir gehen hinaus, ohne Handschlag, ohne Gruß. Andersch voran, ein gekränkter, empörter, selbstbewußter Mann, der seine Verachtung denen hinterläßt, die zurückbleiben. Wir gehen schweigend den Korridor hinunter. Es ist ein Spätnachmittag, April 1947, ein halbsonniger Tag . . . Andersch sieht mich an und hinter seinen Brillengläsern bemerke ich ein spöttisches Lächeln. Er sagt: „Laß die doch machen was sie wollen. Wir stehen auf unseren Federn“. (Bayerischer Rundfunk, 12. 10. 1974).

Also war auch an diesem Tag „blauer Himmel“ zu sehen, aber worauf es ankam, beschreibt der psychologisch einfühlsame Richter als ein imaginäres Pincenez: „Noch aber weiß ich, welchen Eindruck du damals auf mich gemacht hast. In meinen Erinnerungen trugst Du einen Kneifer, ein Pincenez, kein bürgerliches Pincenez, sondern ein revolutionäres“. (*Merkur* II, 33, 1979). Im Festhalten an der Schönheit spätimpressionistischer Landschaften ließ der Künstler Andersch doch keine Zweifel an der Qualität seiner politischen Brille:

Marx

ihr sagt er war
hochmütig
unduldsam
rechthaberisch

ja er besaß
hohen mut
keine geduld
hatte recht

In einem 1979 mit Hans Magnus Enzensberger geführten Gespräch über Studentenprotest, Kunst und Politik „zehn Jahre danach“ macht Andersch, obwohl längst in einiger Distanz zur Tagespolitik, zu Journalismus und Literaturbetrieb im Onsernone-Tal Romane schreibend, die Fluchtpunkte seiner durchgehaltenen Perspektive noch einmal deutlich: hier Marx und das Soziale, dort das eigenen Gesetzen folgende Kunstwerk, beide Positionen auf eine neue, umfassende Anthropologie zielend. Sein letztes literarisches Projekt umreißt Andersch: „Das Buch, an dem ich gegenwärtig schreibe, wird so persönlich, so individualistisch sein wie nur möglich, denn es wird ein Stück Autobiographie sein. Aber sein Thema wird der Friede sein.“ (*kürbiskern* 2/79).

Im Disput mit Enzensberger begegnet uns noch einmal das Wort „Empörung“ mit seinem für Andersch hohen Signalwert notwendigen schriftstellerischen *engagements*. Künstler und Schriftsteller sind deshalb „ständig mit Politik beschäftigt“, weil sie nicht anders können, als sich, aus ihrem „Gewissen“ heraus, „über Ungerechtigkeiten zu empören“ (97). Das heißt aber nicht, anti-intellektuellen und bilderstürmerischen Tendenzen in der Studentenbewegung nach 1967 die große Form, etwa des Romans, als eine Möglichkeit des Widerstands opfern. Ebenso deutlich wendet sich Andersch, hier seinem literarischen Mentor Sartre nicht folgend, gegen inhumane Konsequenzen der in jener kulturevolutionären Stimmung geführten „Gewaltdebatte“. Gegen das unduldsame Diktum Enzensbergers (im *Kursbuch* 15, 1968), Literatur als Kunst sei gesellschaftlich „nicht mehr gerechtfertigt“, behält Andersch das letzte Wort: sein Marx war von Sophokles tief beeindruckt, ohne dies historisch materialistisch erklären zu wollen. Solcher seherischen *Blindheit des Kunstwerks* (1965) steht ein Politikverständnis unverwand gegenüber, das für künstlerische Kreativität und Wirkung „keine Anthropologie entwickelt hat“ (97).

Fast schroff bleiben am Ende des mit spürbarer Intensität geführten Gesprächs die divergierenden Reizworte stehen: Enzensbergers nur geschichtlich und gesellschaftlich denkbarer Kunstbegriff als einer „Produktionsweise“ unter anderen (102), und Anderschs Beharren auf ästhetische Eigengesetze, notfalls im Licht von „Ewigkeits-Faktoren“. Sein Dichter des 20. Jahrhunderts hat mit Lukrez gemeinsam, daß er ein Gedicht macht, „und darauf kommt es an“ (102). Unnötig zu sagen, daß dieses wichtige letzte Gespräch zweier bedeutender Sprachkünstler über *Die Literatur nach dem Tod der Literatur* (Suhrkamp, 1979) für das gesamte *oeuvre* von Andersch Fazit-Charakter behält.

Für die Aporien der Thematik Politik und Kunst mochte gelten, was der junge Andersch 1948 als einprägsamen Aphorismus formulierte: „Zum Stil des freiheitlichen Menschen gehört die Toleranz, die Fähigkeit zum konstruktiven Kompromiß, der Sinn für wildes Blühen und die Freude am Gewährenlassen“ (*Deutsche Literatur in der Entscheidung*, 1948).

Die lange lange Straße lang

Der Titel einer Kurzgeschichte Wolfgang Borcherts ist nicht von ungefähr in die Nähe der späten Andersch-Gedichte gerückt. Borchert war ein früher, bewunderter Aufsatz Anderschs in den Nachkriegsjahren gewidmet („Das Gras und der alte Mann“, 1948). Beide teilen die Fixierung auf den faschistischen Einbruch und das wie ein endloser, die letzten Kräfte aufzehrender Kampf ums integrale Überleben empfundene Kriegserlebnis. So verwundert es nicht, wenn noch in den späten Gedichten und Übersetzungen an Krieg und erste Nachkriegszeit erinnert wird; sie sollen mit den Requisiten jener Jahre in den Gedichten ein existentielles, bedrohtes Krisenbewußtsein legitimieren und wachhalten; sie sollen aber auch die Solidarität derer heraufbeschwören, die sich damals in ganz Europa durch Aktion und geistigen Austausch in der *résistance* zusammengefunden hatten.

An den Anfang seiner Nachdichtungen rückt Andersch daher den ersten Teil eines Ungaretti-Gedichts „I Fiumi“ / „Die Flüsse“, das, von Todesgedanken und auswählendem Rückblick bestimmt, unmittelbar mit dem ersten, ins Blickfeld gerückten Gegenstand die brutale Inhumanität des Kriegs heraufruft:

gelehnt an diesen zerschossenen baum
zurückgelassen in seiner senke
die voll ist von leere
wie ein zirkus
vor oder nach dem spektakel
beobachte ich
den lautlosen gang
der wolken am mond vorbei

am morgen habe ich mich ausgestreckt
in einer urne aus wasser
und mich ausgeruht
wie eine reliquie

der izonzo strömend
polierte mich
wie einen seiner steine

dann zog ich
meine vier gebeine hoch
und bin fortgegangen
über das wasser
wie ein akrobat

Die Ungaretti-Übersetzung (entstanden aus der Stimmung des „Tagebuchherbst“ nach 1975) bleibt bei Andersch ein Torso, denn in der zweiten Hälfte von „I Fiumi“ nennt der lange im Exil lebende Ungaretti autobiographisch bedeutsame Flüsse und Landschaften. Am Ende des Gedichts wird noch einmal eine Lebensstimmung deutlich, die es Andersch nahelegte, gerade dieses Fragment an den Anfang seiner Nachdichtungen zu stellen. Er selbst denkt nun oft an den Tod und zieht die Summe seines Lebens:

Dieses sind meine Flüsse
gezählt im Isonzo

Dieses ist meine Sehnsucht
die mir in jedem
erscheinen will
nun da es Nacht ist
da mein Leben sich auftut
wie eine Blütenkrone
von Schatten
(Übersetzung Heinz Politzer)

Mit der sehr bewußten und freien Wahl des Bilds vom „zerschossenen Baum“ für „albero mutilato“ – Politzer übersetzt „hingekrümmten Baum“ – läßt Andersch keinen Zweifel an den verheerenden, natur- wie menschenvernichtenden Kräften des Kriegs. Das Bild vom Baum weitet sich am Gedichtende zum Lebensbaum aus; bedroht sind Existenz und Integrität. Die weiteren Bilder dringen in den surrealen Bereich vor und halten die Perspektive genau in der Schwebe zwischen eigenem Ende und fortwährendem Lebenskreislauf. So scheint es belanglos, ob die verlassene Zirkusarena diesen Kreis als Anfang oder Ende des „Spektakels“ Leben zeichnet, ebenso gleichmütig weilt das Auge auf dem Vorbeigang des ephemeren Gewölks am weltalten Rund des Monds.

Den zyklischen Bildern treten die Gegenstände des Tagesgeschehens zur Seite, allerpersönlichste Lebensrealität zwischen Morgen und Urne erscheint in frappanter Wendung vor dem Hintergrund zeitloser Vorgänger und mythischer Bilder. Stoisch, den einzelnen in Jahrhundertträgheit übergreifend, ist das Brechtische Bild des am Flußgrund vom Wasser rund geschliffenen Steins. Solcher Schwere und Trägheit enthebt sich das lyrische Ich des Fragments im Tod. Persönliche Zeugenschaft für das Leid der Weltkriege dieses Jahrhunderts tritt zurück ins Bild dessen, den seine Jünger auf dem Wasser gehen sahen. Man wird sich erinnern, daß für Andersch „Fortgehen“ immer gleichbedeutend war mit einem Befreiungserlebnis.

Dieses „Fortgehen“ ist in der Literaturkritik bereits zum Topos für emanzipative Selbstverwirklichung im Werk von Andersch geworden. Seine mutige Tat gegen die faschistische Repression, sein Desertieren am 6. Juni 1944 in Italien aus dem Heer eines Systems, das ihm 1933 die Bücher fortgenommen und ihn in Dachau-Verhören mit der Todesangst konfrontiert hatte, gibt in den *Kirschen der Freiheit* (1952) Anlaß zu einer Reflexion über den Tod im Krieg und das nur für Augenblicke spürbare, existentielle Befreiungserlebnis im „Herausfallen“ aus dem eigenen „Schicksal“:

Von solchen Augenblicken wird man manchmal überrumpelt. Als der Italiener und ich beim Einschlag der Bombe überrascht stehenblieben, anstatt uns niederzuwerfen, kam die Freiheit in der Erwartung der Splitter, die sich in unsere Schläfen bohren würden, auf uns zu. Nachher würden wir tot sein, mit unseren Gesichtern in ein Stück Wiese vergraben. Aber vor den Splittern noch wäre die Sekunde, in der wir uns Gott und dem Nichts anheimgaben, in uns eingedrungen.

Aus dem Nu der Freiheit . . . allein gewinnen wir die Härte des Bewußtseins, die sich gegen das Schicksal wendet und neues Schicksal setzt. Als die europäische Kunst den Weg des Willens gegen das Fatum der Geschichte zu Ende gegangen war, ließen sich Picasso und Apollinaire in die Freiheit fallen. Noch von ihrem Rauch umschwelt, tauchten sie wieder auf, metallisch leuchtende Tafeln in den Händen: sie hatten die Kunst gerettet und das Geschick gewendet.

Nicht nur für die Romane Anderschs ist dieser Text zentral, er behält auch, bei allem Pathos des Nachkriegsstils, Relevanz für das verspätete Bewußtsein der Bundesrepublik im Blick auf die Kunst-Problematik der Hitler-Jahre. Denn eine umfassende Zusammenschau der deutschen sozial-realistischen, expressionistischen und abstrakten Kunst 1933 bis 1945 unter dem Motto „Zwischen Widerstand und Anpassung“ erfolgte erst im Herbst 1978 in Berlin. Von Kirchner bis Fritz Winter, Otto Dix bis Nolde reichte das Spektrum der Malverbote, der Enteignung und Unterdrückung – Verzweiflung, Resignation, und nicht selten Selbstmord auslösend.

Wie in der Andersch-Reflexion über Picassos *Guernica* und die freiheitlichen Gedichte und Briefe Apollinaires von der Front des Ersten Weltkriegs die bedrohte Integrität des Menschen mit der Unterdrückung der Kunst aufs engste verbunden erscheint, so findet das Ungaretti-Gedicht hierfür die beiden nur scheinbar disparaten Figuren der Heiligen-Reliquie und des Zirkusakrobaten. Kunst und Spiel als die stärksten Verkörperungen der Symbolfunktion des Menschen überdauern im Widerstand die Entmenslichung durch den Krieg.

Ganz anders, unverhüllt bitter, zornig und zugleich lakonisch gerät die kollektive Darstellung des Tods im Krieg. Bereits der Titel von Richard Brautigans aus nur vier knappen Sätzen aufgebautem Gedicht „Rommel drives on deep into Egypt“ (erschienen 1970) wirbt für Authentizität; es handelt sich um eine Schlagzeile des *San Francisco Chronicle* vom Juni 1942. Andersch übersetzt:

rommel ist tot
angetreten ist seine armee mit den flugsand-legionen
der geschichte die schlacht
ein geschepper von blech
salutiert einem rostigen
schatten
die staubfahnen
seiner tanks
sind verweht
vermodert
sein arsch

Bei Brautigan sind die letzten Zeilen wesentlich knapper gefaßt, in der Form „His tanks are gone. / How's your ass?“ als respektlos selbstkritische Frage an die eigenen

Landsleute auf dem Höhepunkt des Vietnam-Krieges gestellt. Auch Andersch will sich ans eigene Publikum wenden und nimmt die Stoßrichtung der Frage dorthin zurück, wo sie für ihn historisch hingehört, gegen die Generäle des in Rede stehenden Kriegs. Durch den freien Zusatz von „Staubfahnen“, „verweht“, „vermodert“ erreicht er einen für deutsche Leser emotionaler spürbaren, bitteren Geschmack, den unüberhörbaren Anklang an den Bestseller *Gone with the Wind* (1936) geschickt für die umso härtere Ernüchterung der letzten Zeile nutzend. Deutlich wird auch, warum Andersch seine sehr freien Übersetzungen lieber „Nachdichtungen“ nennt; umso größer ist ihr Aussagewert nach Auswahl und Anverwandlung an seine eigenen Belange: zornige, unduldsame Appelle gegen militante Inhumanität.

Auch die für das spätere Werk so folgenreichen Nachkriegsjahre zwischen Kapitulation und Währungsreform, die Schwarzmarkt- und Borchert-Jahre, haben unter Anderschs Nachdichtungen ihren Niederschlag gefunden, in Michael Hamburgers „The Road“ / „Die Straße“. Aus jener vermeintlich offenen Phase vor der Konsolidierung der Blöcke, als Andersch und Richter den *Ruf* (1946/47) machten, lebten die darauffolgenden längeren Texte über die Hitler- und Nachkriegsjahre. Von Kriegsgefangenschaft und dem Los der *displaced persons* handelten Richters *Die Geschlagenen* (1949) und *Sie fielen aus Gottes Hand* (1951), innere Emigration und Fahnenflucht beschrieb Andersch in den *Kirschen der Freiheit* (1952).

In dem Gedicht Michael Hamburgers stehen die Belange der „displaced persons“ (Z. 16) als weiterwirkendes Nachkriegserbe Europas im Zentrum eines Rückblicks, dem die Stadt Venedig, Schauplatz des Andersch-Romans *Die Rote* (1960), in den Rahmenstrophen nostalgischen Glanz verleiht. Nicht als Stätte der Liebenden, vielmehr der Flüchtlinge und Gescheiterten in der europäischen Kunst- und Geistesgeschichte, dient Venedigs geographische Lage und Architektur dem Gedicht als Folie für das Los übernationalen Exils, für die Bezüge Europas nach *Norden Süden rechts und links* (1972):

Die Straße

bei venedig
meinem zisternen-venedig
beginnt sie und zeichnet sanft
den umriß der Küste nach die dem blick entläuft
nach süden nach osten endlos
immer frage ich mich
wie weit ich sie komme
über welche grenzen
in welche fernen
aus nebeln noch goldener
immer dichter dunkleren wäldern
bergen noch bergiger
über meeren noch blendender

immer hält mich
diese neue nation auf
die selten besucht wird

deren nationalität umstritten ist
 umsiedler flüchtlinge heimatlose
 sie benötigen mich
 beriefen sich auf meine kameradschaft
 bezogen mich in pläne ein
 gaben mir aufträge
 an freunde die ich niemals erreicht

wenn ich nur fort käme
 in wildere fremdere länder
 die straße weiter entlang
 ich gehe sie oft
 in träumen
 und vergesse sie wenn ich wach bin

Kein Zweifel, daß es bei den „wilderer fremderen“ Ländern nicht um Touristen-
 sehnüchte geht; Hamburger und Andersch meinen die Utopie, das Vordringen der
 Erfahrung zu den Grenzen: „Across what frontiers / Into what vastnesses, / More
 golden mist, / Woods ever denser, darker“. Im Englischen ist das Wort „frontier“
 Assoziationsauslöser für die nach Westen vorangetriebene Zivilisationsgrenze auf
 einem Neuen Kontinent im 19. Jahrhundert; auf Venedig bezogen kann es dabei
 aber weniger um das Gemeinschaftserlebnis der Planwagentrecks gehen, als um die
 Erinnerung an den damit verbundenen Traum von der Flucht in die Wildnis als
 absolute Freiheit. Der goldenere Nebel und die dunkleren Wälder deuten auf das
 utopische Emblem des Goldenen Zeitalters, nur erreichbar am tiefenpsychologi-
 schen Ort der Märchen und des Traums: die „immer dichteren dunkleren Wälder“
 nehmen voraus, was beim Erwachen vergessen wird, die Entgrenzung führt an den
 Rand des Lebens, jenes „Wenn ich nur fortkäme“ ist nicht frei von Todesgedanken.
 Noch mehr geht es jedoch um die sozialen Menschheitsträume der Utopie. Dazu
 gibt es eine aufschlußreiche Betrachtung in dem Roman *Die Rote*; Anlaß ist Fra
 Mauros „Mappa Mundi“ (1457), die die Welt noch als flache Scheibe zeigt. Die
 Kugel erscheint dem Betrachter, einem Musiker und ehemaligen Partisanen, als
 „vorgetäuschte Unendlichkeit“,

*weil die Kugel keine Ränder besitzt, kommt man immer wieder dort an, wo man
 begonnen hat . . . Reisen hätte Sinn, wenn man irgendwo einmal dorthin käme, wo
 die Erde zu Ende ist . . . man war dazu verdammt auf einer Kugel umherzukrie-
 chen, niemals an Ränder zu kommen . . .*

*Er hatte sich in seiner Jugend für die Aktion entschlossen, aber von einem gewissen
 Augenblick an hatte die Aktion . . . sich in Perspektiven entfernt, in die er ihr nicht
 mehr zu folgen vermochte, so daß er am Ende allein geblieben war, allein mit seiner
 Geige . . .*

*Werke wie die Mappa Mundi flößten ihm manchmal Stimmungen des Neides
 ein . . . Die Wissenschaft ist die andere große Möglichkeit, vielleicht ist sie die
 wirkliche Aktion, . . . die Veränderung der Welt durch Deskription.*

Die Meditation einer fiktionalen Künstlerfigur ist stark autobiographisch geprägt,
 ein Rückblick auf den 18jährigen kommunistischen Jugendfunktionär, aber auch
 auf den Andersch, der sich aus einer einflußreichen publizistischen Position in der
 Bundesrepublik Ende der 50er Jahre hinter die einsame Arbeit an den Romanen

zurückzieht. Der Traum von der „Veränderung der Welt“, der Wunsch, nicht
 immer wieder dort anzukommen, „wo man begonnen hat“, nimmt im Mittelteil des
 Gedichts die konkrete Dimension des Übernationalen an, mit einem deutlichen
 Votum für die Opfer von Krieg und Imperialismus. Hamburgers „displaced
 persons“, im deutschen Nachkriegsvokabular unübersetzter Gemeinplatz gewor-
 den, Europas „Umsiedler Flüchtlinge Heimatlose“ waren für Richter und
 Andersch in der Zeit vor der Restauration durch die Währungsreform eine
 politische Begründung ihrer Hoffnung auf ein sozialistisches und freies Europa.
 Ihnen galten und gelten die Sympathien einer deutschen *lost generation* von
 Schriftstellern, zu denen auch Böll, Nossack, Schnurre, Borchert und Koeppen
 gehören. Wolfgang Koeppen, in vielem kongenialer Altersgenosse von Andersch
 und Richter, hat die Sympathie für eine „neue Nation“ der „displaced persons“ auf
 die gültige Formel gebracht, in Begriffen, die auch Europas Schriftsteller der
résistance in ihrer Solidarität kennzeichnen:

*wenn ich an 1945 denke, meine ich, daß von dort und damals eine Bewegung der
 Geschlagenen hätte ausgehen können, ein Glaube der Gewaltabsager, der Reumü-
 tigen, der Fahnenlosen, der Übernationalen, endlich der brüderlichen Menschen
 guten Willens schlechthin. (1961)*

In den späten Andersch-Gedichten und Nachdichtungen haben die Anliegen der
 Kriegs- und Nachkriegszeit zentrale Bedeutung. Das hat seinen Grund nicht nur in
 den Erfahrungen des Autors. Sein schriftstellerisches Debüt erfolgte, als Sartre und
 Camus ihre stärkste philosophische und schriftstellerische Wirkung auf das Nach-
 kriegsbewußtsein Europas ausübten. Die Literatur des französischen Existentialis-
 mus läßt ihre Gestalten in *situations extrêmes* ihre Moralität erweisen. Dieses
 Krisenbewußtsein entstammt den *résistance*-Erfahrungen des überstandenen Welt-
 kriegs.

In den Gedichten läßt Andersch keinen Zweifel an Sartres herausragender
 Bedeutung für sein Werk: „von allen schriftstellern / meiner zeit / derjenige der mich
 / am stärksten bewegt hat / ich liebe sartre“ („Andererseits“). In den Kriegsromanen
Sansibar (1957) und *Winterspelt* (1974) gehört es zu den *situations extrêmes*, Werke
 verbotener Kunst vor dem faschistischen Zugriff unter Lebensgefahr zu retten; so
 werden Ernst Barlachs Skulptur „Lesender Klosterschüler“ und Paul Klees „Poly-
 phon umgrenztes Weiß“ vor Zerstörung und Mißbrauch bewahrt. Aus der Perspek-
 tive solchen Krisenbewußtseins lassen die höchst konkret benannten Angriffso-
 bjekte einer inhumanen Kunstpolitik erkennen, warum die „Neue Nation“ der
 Übernationalen und Exilierten in dem Künstler einen Anwalt findet: selbst
 gefährdet, versucht er, mit seinem kompromißlosen Werk die Gesellschaft zu
 humanisieren.

Rings um meinen winzigen Tod

Andersch hat sich nicht gescheut, zum Tode des bewunderten „man of letters“
 Edmund Wilson die gedrängte Form des Gedichts zu wählen. „In Edmund Wilsons
 Haus“ (erschienen 1975) muß der Amerikareisende mit paradox anmutendem
 Erstaunen feststellen: „es ist nicht wahr, daß er noch hier ist / er ist fort / ich bin zu
 spät gekommen“. Den Wunsch, hier im Hause des Verstorbenen sei vielleicht noch

manches gegenwärtig, muß der engagierte Schriftsteller als Illusion erkennen, um so erst recht die Belange von Wilsons Gesellschaftskritik hervorzuheben, wie sie in den Texten als das eigentlich Unverlierbare fortleben. Was Andersch an Wilson so anzieht, haben beide bei Proust gelernt: sehr persönlich und psychologisch sensibel zu erinnern; beide bleiben aber auch den sozialen Fragen der Zeit kritisch und unüberhörbar verbunden. Wilson

liebte proust nannte die wiedergefundene Zeit
the heartbreak house of capitalist culture

wünschte aber
selbst keine literatur-muschel zu sein
abgesondert von einer geduldigen molluske

sondern beschrieb die schriftrollen vom toten meer
die ankunft lenins am finnländischen bahnhof
das verhalten der irokesen
beim stahlskelettbau

. . . kehrte heim und
las die zeichen des bürgerkriegs aus einer
patriotischen blutlache

Für diesen dauerhaften Teil von Wilsons Wirken, wie für seine aus dem Vergangenen das Relevante erkennende Sicht, gilt ein Faulkner-Zitat, das Andersch seinem *Winterspelt*-Roman voranstellt: „Das Vergangene ist nie tot; es ist nicht einmal vergangen“. Dagegen wird dem zu spät Gekommenen gerade im intimsten Umfeld des Toten, in jenem „großen alten haus aus weißgestrichenem holz“ als unwiederbringlicher Verlust jäh spürbar, was Adolf Muschg in seiner Keller-Biographie (1977) treffend umreißt: „der konkrete Mensch als das jüngste Gericht über alle Abstraktionen, denen wir ihn unterwerfen können“.

Ganz indirekt, aus einer Vielzahl sehr genau bezeichneter Gegenstände des Hauses, Aussprüchen des Toten und psychologischen Eigenheiten gewinnt das Gedicht seine emotionale Wirkung, tritt der konkrete Edmund Wilson nun doch lebendig vor uns:

er konnte kartenkunststücke
umgeben von aristoteles cicero saint-simon goethe melville poe
spielte er für kinder
kasperletheater
das licht im haus ist blaugrau

missis o'connor sagt
he was a ladies' man

er verlangte hohe honorare
weigerte sich steuern zu zahlen
und starb arm

wenn es nacht wird
lies etwas das leuchtet

schrieb er
auf seinem grabstein
drüben in wellfleet
jenseits des heringflusses
steht
sei stark und guten muts

Wie Andersch aus der spröden Konkretheit der Gegenstände ein bewegendes Portrait entstehen läßt, ist eine stilistische Errungenschaft, die er den bewunderten amerikanischen Schriftstellern verdankt. Eliots objektivem Korrelat und Hemingways Kunst des Indirekten. So klingt es fast wie ein poetologisches Rezept, was Andersch an Wilsons Sprache besticht:

die bärenpranke seiner sätze
zart mächtig wärmend dunkelbraun

vollkommen gebildet
vollkommen naiv
vollkommen amerikanisch

Für den Leser wird durchaus lebendig, was der zu spät Gekommene des Gedichts vergeblich zu suchen meint. Der gelungene Nachruf auf Edmund Wilson besitzt die Faszination und positive Strahlenkraft einer Epopöe: „wenn es nacht wird / lies etwas das leuchtet“.

In vielen der Übersetzungen, besonders der italienischen Lyriker (Quasimodo, Fortini, Leopardi, Sinisgalli, Sereni), tauchen Bilder auf, die sich mit einem hörbar zunehmenden Schweigen, der Nähe des Meers, dem abendlichen Licht einer armen, kleinen Hafenstadt unter wortkargen Weinbauern und Fischern, letztlich mit der Zurücknahme des Ich an den Rand der Landschaften befreunden: „grenzenlose räume menschenleeres schweigen/ abgründe der ruhe wo eine zeit lang/das herz keine angst hat/. . . der augenblick lebt/in solcher unermeßlichkeit/in der mein gedanke untergeht/ und was ich mir wünsche ist schiffbruch auf diesem meer.“ (Nach Leopardi, „L'infinito“)

Ein wenig handelt es sich in solchen Momenten um den Träumer von Hans Blumenbergs paradigmatischer Metapher „Schiffbruch mit Zuschauer“ als den Regisseur seines eigenen Untergangs. Mehr noch wird jedoch in den späten Gedichten der Wunsch spürbar, in einer existentiellen Variante von Pantheismus mit der Natur eins zu werden, mit Landschaften wie aus einem neoveristischen Film, „das einzig wirkliche . . . die stoffliche / sinnlich wahrnehmbare / welt“ („Die Materialisten“)

Ein ebenso gelöster wie dichter Text solch einer Anverwandlung an die Landschaft ist das Gedicht „Schwimmen im Moosehead Lake, Maine“:

eigentlich darfst du
nicht schwimmen
sondern mußt dich bloß
treiben lassen
bewegungslos

damit du die spiegelung
der wälder und wolken
nicht zerstörst

im september
wenn es still ist
liest das wasser
von den tafeln der berge im norden
die gerüchte von einem kontinent ab der
noch nie einen schritt gehört hat
ehe es sich
eine tiefere farbe
wie ein schweigen einschminkt

leg dich auf den rücken
paddle nur sacht mit den füßen
es ist abend
der himmel ist still
der see ist still
die wälder sind rauchblau
gleich wird es regnen

Hier ist meisterhaft die anachronistische Sehnsucht nach dem ursprünglichen „American dream“ der ersten puritanischen Siedler Neuenglands eingefangen. In Anderschs Seesack befanden sich 1945, statt der damals lebenswichtigen Konserven aus Übersee, die amerikanischen Autoren, darunter für die neuenglische Kolonialzeit so prägende Bücher wie Emersons *Essays* und Thoreaus *Walden* („Der Seesack“, 116). Ihre hohen Erwartungen an den „Neuen Kontinent“ vermischt mit religiöser Intensität und einsamem naturnahen Leben setzt Anderschs Gedicht in eine fast metaphernfreie, erstaunlich konzentrierte Stille um. Umso bedeutsamer ist das vielschichtige Bild der Mittelstrophe, wo der Schminkvorgang mit der noch als „Gerücht“ vorhandenen Unschuld kontrastiert, zugleich die Reinheit des Wassers (das von den Bergen kommt) und der alttestamentarische Anklang der „Tafeln“ etwas von einer Taufe suggerieren. Der jeden Augenblick erwartete Regen macht das nur einen winzigen Moment lang einlösbare, vollkommene Ganzheitsgefühl plastisch spürbar, wie eine Todesahnung, eine „tiefere Farbe“.

Mit dem allerletzten Gedicht des Bandes, einer Nachdichtung von Vittorio Serenis „Le Sei del mattino“ / „Sechs Uhr morgens“ tritt der Tod nun unverhüllt ins Zentrum einer surrealistischen Vision:

alle siegel man weiß es bricht der tod
und wirklich als ich zurückkehrte war
die türe schlecht geschlossen
nur angelehnt ihre flügel
mich selbst fand ich eilig ausgelöscht wirklich
verwest in wenigen stunden
doch sah ich auch was die abgeschiedenen

gewöhnlich nicht sehen
das haus und wie es mein frischer tod
nur ein wenig verwirrt hatte
warm noch von mir den es nicht mehr gab
zerbrochen die schranke
nutzlos der riegel
und gewaltig einströmend die luft die volkreiche
rings um meinen winzigen tod
die straßen wachten auf eine nach der anderen
die straßen von mailand das in seinem wind
schwoiend vor anker lag

Für die deutsche Tradition einer solchen Todeserfahrung bei überdeutlich alles wahrnehmendem Bewußtsein ist der Text eine Seltenheit, denn bei uns gerät die Todesperspektive meist ins Groteske oder allzu Innerliche. Das Genazzano der Kaschnitz ist nicht von ungefähr ein abgelegenes Bergdorf („hier wusch ich mein Brauthemd / hier wusch ich mein Totenhemd“). Andersch wählt in seiner Nachdichtung die urbane, sozial bewußte Tradition des *poète engagé*, der noch in der Todesvision die brüderliche Nähe der Mitmenschen fühlt, „volkreich“ lagern sie sich um den „winzigen tod“ des einzelnen, der Hoffnung bedeutende Anker hält eine ganze Metropole in tänzerischer, kreisender Bewegung unter Wind („nel suo vento“). Es ist der Wind der Geschichte. Die „gewaltig“ zunehmende Drift gegen Gedichtende, umso wirkungsstärker weil vollkommen unerwartet nach den intimen, fast zarten Bildern der Rückkehr ans eigene, noch wie schlafwarme Totenbett, ist atemberaubend. Die Faszination der „großen Städte“ gelingt nur Brecht, Becher und Hermlin im deutschen Gedicht, es ist die Tradition von Baudelaire, Apollinaire und den italienischen Futuristen. Daß Andersch ein so wenig beschönigendes Gedicht („wirklich / verwest in wenigen stunden“) über den Tod und seine hautnahe Heimsuchung gerade in der Koppelung mit erwachendem, prall gefülltem Großstadtleben als seinen letzten Text wählt, unterstreicht seinen unverbrüchlichen Glauben an die weiterwirkende Kraft mitmenschlicher Solidarität.

Atlantische Kultur

Das späte Gedicht „Aus Rauch und Delphinen“ führt den Zyklus der Auswahl eigener Gedichte von Andersch an. Es stellt eine Synthese seiner Gedanken zum existentiellen Humanismus und zu einer „Atlantischen Kultur“ dar, deren Begriff er 1948 von André Malraux entlehnte, deren geographische Reichweite Amerika und Europa einschließen sollte; diesem Traum hing Andersch gewiß nicht im Sinne der NATO an, wohl aber als Vermächtnis des bei Kriegsende am 12. April 1945 verstorbenen Präsidenten Roosevelt, an dessen *four freedoms* und „weltweiten New Deal“, wie auch an die Prinzipien der Atlantik-Charta, Andersch große Hoffnungen knüpfte. Aus den ersten Zeilen läßt sich auf eine Entstehungszeit des Gedichts in der Nähe von 1977 schließen, dem „Tagebuchherbst“, einer Erzählhaltung, die der autobiographischen Skizze „Der Seesack“ (*Rowohlt Literaturmagazin* 7, 1977) entspricht, einem Kramen in „Erinnerungen, Memoiren und . . . Zetteln

aus einem Tagebuch“ (132).

Aus Rauch und Delphinen

in winterspelt
im tagebuchherbst
mitten im
krieg
schürte auf dem hang gegenüber
der mann das kartoffelfeuer

das verbrannte kraut zog als rauch um ihn
als wolke um ihn der klein und schwarz
mit einem stecken im feuer stocherte

würde er hinter den schwaden verschwinden
er trat immer wieder hervor

die delphine werden vom phosphoreszieren der heckwelle angelockt
sagte der matrose auf der „samuel moody“
während der überfahrt
von boston nach le havre
in einer novembarnacht
als der krieg vorbei war

die delphine spielten
mit den atlantischen tränen
silberner hoffnungskehricht

auf dem deck
des unruhigen wanderns
vom bug zum stern
und wohin

In der nachdenklich zurückblickenden Skizze „Der Seesack“ sagt Andersch von Winterspelt, es sei ein Liebesroman, umgeben von dem Sandkastenspiel eines Krieges, der jeder Krieg sein könnte, gewidmet seiner Frau Gisela, die im innersten Kern der Schlacht wohnen bleiben mußte. Aus einem ihrer frühen Bilder ist mein Buch entstanden: Regenwolken über einem Land, das in Wogenzügen, endlos, nach Westen läuft, unter ihnen das Dorf, wie begraben . . . Literatur gräbt aus, eine Archäologie der Seele. (124)

Beide außerordentlich dichten, schönen Texte gehören zusammen; das Gedicht und die Beschreibung Winterspelts aus einem Bild von Gisela Andersch ergänzen einander. Der über sein Leben zurückblickende Schriftsteller sieht Winterspelt in der ersten Gedichthälfte wie auf dem beschriebenen Bild seiner Frau, statisch zwischen den genannten, sich überlagernden Zeitphasen Ardennenschlacht und eigener Tagebuchherbst. „Der frühling lügt / . . . es ist der herbst / der rote tod / der im essigbaum hockt / der herbst ist es / der die Wahrheit sagt“ („Glaubwürdige Jahreszeit“, 20).

Als Andersch im November 1945 nach eineinhalb Jahren ohne Nachricht von

Gisela nach Winterspelt fährt, bangt er, ob sie „mitten im Krieg“, im Kern der Schlacht überlebt hat: „Die Drohung war konkret, nicht etwas ungenau Finsteres“ (118) „Wenn ich G. nicht wiederfand, würde es mir leicht fallen, so schnell wie möglich wieder aus Deutschland zu verschwinden.“

Diese Stimmung erklärt das „wohin“ der letzten Gedichtzeile zunächst biographisch, ebenso die bange Frage, ob die Figur des Mannes, jetzt dargestellt als etwas „ungenau Finsteres“, hinter den Schwaden verschwinden wird. Zu der zweiten Gedichthälfte, beide im Bild einander zugeordnet in der Extreme umgreifenden Synthese von schwarzen Feuerschwaden und silbern schimmerndem Meer, gibt es ebenfalls ein biographisches Indiz für die zugrunde liegende Stimmung des „Hoffnungskehrichts“. Als Andersch 1970 die Staaten zum zweiten Mal in seinem Leben besucht, kann er es kaum erwarten, sein „altes Lager“ in Rhode Island noch einmal zu sehen.

Ich ging zum Ufer hinab. Ich blickte, nach 25 Jahren, wieder auf: den weißen Leuchtturm in der Mitte des Fahrwassers, die niedrigen Hügel der Conanicut-Insel gegenüber, die Öffnung der Bucht zum Meer. Ich empfand nichts . . . Ich fuhr noch bis Point Judith und blickte von dort aus auf den offenen Ozean. Dabei fielen mir die mondhellen Nächte auf dem Truppentransporter „Samuel Moody“ ein. Die Delphine werden vom Phosphoreszieren der Bugwelle angelockt, erklärte mir ein Matrose, als ich mich über den Stern beugte, während der Überfahrt von Boston nach Le Havre, in einer Novembarnacht, als der Krieg vorbei war.

Um zu verstehen, warum Andersch von „Tränen“ des Atlantik spricht, warum er beim Anblick seines alten Lagers nichts empfindet, muß man der Hoffnung, um die es geht, im Gedicht „Erinnerung an eine Utopie“ nachspüren, das die freiheitliche Aufbruchsstimmung damals, September 1945, plausibel macht:

die bucht der wind das gras
im freien hören die gefangenen
die lehre von der gewalten-trennung

. . . im osten die toten
hier der neue plan aus den ahorn-wäldern
die ära des großen gelähmten

oktober-nostalgie
nach der charta des bilderbuch-meeres
dem leuchtturm so weiß von narragansett

Der „große Gelähmte“ ist Roosevelt, mit dem „Bilderbuch-Meer“ sind die Ideale der Atlantik-Charta gemeint. Von 1970 her gesehen, kann Andersch, der nie versucht hat, „den Balken im Auge der anderen“ zu suchen („Artikel 3,3“), dennoch nicht umhin, auf dem Höhepunkt des Vietnam-Krieges die Scherben seiner „Atlantischen Kultur“ vor sich zu sehen, als er auf den offenen Ozean blickt. 1948 formulierte er, von Napalm nichts ahnend: „Das Wesen dieser Kultur ist Geöffnetheit, steter innerer Zwang zur Wandlung, zur ständigen kritischen Besinnung auf die menschliche Existenz und ihre Verpflichtung auf die Liebe, diesen dynamischen Kern des Christentums.“ Der über Malraux' Begriff hinausgehende Aphorismus verknüpft Kernwerte der französischen *résistance* mit Roosevelts Idealen, Sartres „Existenz“, als größtmögliche Freiheit aller, mit Camus' repres-

sionsfreier Welt der Brüderlichkeit, dies alles in globaler Verständigung.
Im Lichte dieser Werte erhält das keineswegs didaktische Gedicht „Aus Rauch und Delphinen“ doch die Bedeutung einer Botschaft, gestützt auf die stimmigen Bilder des bedrohten Menschen, der in den wahrhaft finsternen Rauchschwaden des *holocaust* und der Materialschlacht sein Ende finden könnte. Dagegen steht die Hoffnungsdrift der Delphine, die der alte Schklowskij in seinen Erinnerungen als „stark und fröhlich“ beschreibt: „An Schnelligkeit übertrafen diese glücklichen Wesen noch die Schiffe. Vielleicht hüteten sie auf den Weiden am Meeresgrund, einander zupfeifend, Rudel von Fischen . . . Vielleicht sind Delphine musikalisch“ (*Ungleichheit . . . in der Kunst*, 180).

Vor der Negativfolie des Kehrichts und der Tränen richtet Andersch den Blick dennoch nicht ins Hoffnungslose. Damit die Vision dauert, bemüht er die Extreme des ruhelosen Wegs, Bug und Hoffnungsstern, fröhlichen Delphin und finsternen Köhler, Schwarz und Silber, Angst und Hoffnung. In „Hohe Breitengrade“ schreibt er 1969: „Ich mag das Wort Engagement nicht mehr, während das Wort Humanität für mich nichts von seinem Wert verloren hat.“ Der erste Aufsatz Sartres, den Andersch nach dem Kriege las, hieß „L'existentialisme est un humanisme“. „Würde er hinter den schwaden verschwinden / er trat immer wieder hervor.“ Der fast gleichaltrige Odysseas Elytis, wie Andersch geprägt vom Erlebnis des Zweiten Weltkriegs und vom Geist der *résistance*, sieht die Aufgabe der Kunst in der so nur von ihr zu leistenden Arbeit an der Gesellschaft, die zu öffnen und offen zu halten ist für das Sichtbarmachen der Wahrheit, des Lichts:

Gepriesen sei daß du bist der einsame
herbe, längst verlorene Dichter
Poet, der führt mit der unvergänglichen
dritten hand die scharfe Klinge:

Er die Linie der Pflanze, die den Leib durchschneidet
Er der Brennpunkt der Linse, die den Geist entzündet

Er ist der Durst jenseits der Brunnen und Flüsse
Er ist der Kampf jenseits der Friedenschlüsse

. . . Er das Dunkel und er die lockende Tollheit
Er aller Lichtregen klarste Frühlingsreinheit

(*To Axion Esti*, 84, übers. 1969 v. Günter Dietz)

Franz Josef Degenhardt Denkbar ist aber auch immer noch

Denkbar ist aber auch immer noch,
daß,
nachdem
diesen abgebliebenen Rest
die Armada
der glänzenden, glatten
und superschlanken
missiles called Pershing
fullspeed
verließ,

und nachdem,
großzügig geschätzt
17 Minuten später,
über dem abgebliebenen Rest
der Regen aus Asche
nachließ,
und nachdem

durch diese
alles bedeckende Schicht
aus Asche
zu Asche
ein eulenäugiges Sucherrohr
stieß

sieben mal sieben Klafter
unter der Erde
im strahlen- und kugelsicheren Bunker
der Kommandant
die Arme vom Drehbalken am Okular nimmt,
mit der Rückhand
den Staub von der Hose am Knie schlägt,
die Mütze aufsetzt
und
zu den Anwesenden hingewandt,
möglicherweise sogar bestürzt
sagt:
Tja, das war es denn wohl, meine Herrn.

Aus der neuen LP: Der Wind hat sich gedreht im Lande.

Alexander von Bormann Ein kritischer Heimatroman

Peter O. Chotjewitz hat mit seinem jüngsten Werk „Saumlos“ (Autoren Edition) einen Heimat- oder Dorfroman vorgelegt, der den Tendenzen dieser Gattung, ihren heimlichen Formgesetzen, allenfalls folgt, um sie bloßzustellen. (So will ich eine literaturwissenschaftliche Einleitung schreiben und muß doch gleich korrigieren.) Es geht Chotjewitz gewiß nicht darum, eine literarische Gattung zu denunzieren. Er will den Lebens-, Denk- und Erfahrungszusammenhang mit dem Dorfe vergegenwärtigen, jenes so beruhigende wie faszinierende Bestehen auf reiner Gegenwärtigkeit – und dazu braucht er die Dorfgeschichte als Spiegel und Vorlage. Nach dem Grimmschen Wörterbuch ist Heimat „das Land oder auch nur der Landstrich, in dem man geborgen ist oder bleibenden Aufenthalt hat“. Diese Geborgenheit ist den Leuten kostbar – Chotjewitz beschreibt, was sich die Bewohner des Dorfes Saumlos in Hessen, nahe an der deutschdeutschen Grenze, diese gefühlsmäßige Bindung kosten lassen. Am Schluß wird so die Erzählung eine große Abrechnung. Freilich ohne daß der Erzähler die Pose des Richters einnimmt. Sehr verschiedenartige Techniken dienen dazu, den Leser in das Dorf hinein-, dann aber auch wieder herauszuführen. Saumlos heißt es nun im Roman, darin alle Personen- und Ortsnamen geändert sind (S. 147). Das ist ein sprechender Name. Ohne Saum, ohne begrenzende Kontur läßt es sich als ein Stück exemplarisch deutschen Lebenszusammenhangs begreifen, wie es gewiß nicht nur in dieser nordhessischen Landschaft vorkommt. (Der erst im Dezember 1979 entschiedene Prozeß um den Jüdischen Friedhof von Kirrweiler/Pfalz, der 1943 zum Weinberg gemacht worden war und jetzt von den Winzern wieder einzuklagen versucht wurde, zeigt das exemplarisch an.)

Chotjewitz will kein allegorisches Dorf à la Kafka vor uns aufbauen. Er wählt eine fast impressionistische Technik, wie in den zeitgenössischen Erzählungen üblich, und fordert durch seine kurzen Absätze den Leser zur Mitarbeit heraus. Das erinnert von ferne an Kempowski, zumal der schein dokumentarische Stil auch von jenem vorgemacht ist. Doch Kempowski arbeitet letztlich affirmativ: will die Leidenserfahrungen der Deutschen aufrufen, was am Schluß auf eine indirekte Verrechnung für den Leser hinausläuft. (Dasselbe Prinzip wird im Fernsehen benutzt, wenn nach der Holocaust-Serie die Verwüstung deutscher Städte dokumentiert wird. Das Prinzip Ausgewogenheit wird zum problematischen Ausgleichsdenken.) Chotjewitz arbeitet provokativ: die Begrenztheit der Wahrnehmungen, Erfahrungen, Auffassungen erfordert den Leser / Betrachter, der sie zusammenbringt, um diesen (unmerklichen) Zusammenhang dann übersteigen zu können. Gleich der erste Absatz des Buches zeigt diese Technik an:

„Bald siebzig Jahre später, im Juli 1973 kurz vor ihrem achtundsiebzigsten Geburtstag, erinnerte sich die Witwe Annette Kämpel, die wegen anhaltender Schlaflosigkeit morgens um drei aus dem Fenster schaute, angesichts der zwei Männer, die einen dritten, ziemlich langen Menschen in die Linde neben dem Haus ihres Sohnes hängten, des ersten Fahrrades, das sie in ihrem Leben gesehen hatte.“ (S. 5).

Der Hauptsatz wird in fünf Teile zerhackt, was die kontingente Wahrnehmung und die Erfahrungsstruktur der Witwe Kämpel beschreibt. Dazwischen treten Relativsätze. Es ist kein sehr komplizierter syntaktischer Aufbau, verhält sich eher imitativ zur Redeweise alter Leute, denen immer noch etwas einfällt. Dazu paßt auch die syntaktische Verteilung der Information: im Hauptsatz steht (für den Leser) eine Nebensache, das Fahrrad, das der Annette Kämpel einfällt, während im vielfältig eingebetteten (zugedeckten) mittleren Relativsatz die zentrale Information verborgen ist, daß da ein Mensch aufgehängt wird.

Diese Satzfigur gibt schon die Anlage, ja selbst die Aussage des Romans wieder. Der Mord am Außenseiter des Dorfes, Valentin Gutberlet, wird kaum wahrgenommen, jedenfalls gewiß nicht als Mord. Er wird auch nicht eigentlich verdrängt, sondern erscheint eher wie eine Art selbstverständlichen Naturgeschehens. Selbst der Polizist gehört so sehr zum Dorfe, daß er alle Indizien und Hinweise auf Motiv und Mörder noch nicht einmal zu lesen versteht. (Für Chotjewitz eine schöne Gelegenheit, um gegen die Ideologie des Kriminalromans auszuholen.) Selbstverständlich bleibt der Mord unaufgeklärt.

Es ist aber nicht etwa ein Lebenszusammenhang vor aller Aufklärung, den Chotjewitz vor uns entfaltet. Die Dorfgemeinschaft hat zwar archaische Züge, doch sind die nicht unmittelbar archaisch, sondern nach dem System sozusagen der objektiven (sekundären) Zweckmäßigkeit herausgefiltert worden. Man kommt hervorragend mit der neuen Zeit zurecht, die von altersher eingeübten Anpassungsstrategien haben auch diese Bewährungsprobe überstanden. Chotjewitz setzt verschiedene Techniken ein, um diese seine Erfahrung (er lebt auf einem hessischen Dorfe) kommunikativ zu machen. So entwickelt er die Personen als Sozialcharaktere, die nie nur sich selbst meinen. Manchmal wirkt dieser Ansatz fast aufdringlich z. B. wenn die Witwe Kämpel (im zitierten Absatz schon plastisch entworfen) nun auf den Begriff gebracht wird:

„Das Ereignis berührte sie nicht. Ihr Leben lang waren um sie herum Dinge geschehen, die sie nicht kannte und an denen sie keinen Anteil hatte. Die geschichtlichen Ereignisse und Einschnitte versackten im Alltag. Sie hatte immer nur Arbeit. Als sie ein Mädchen war, arbeitete sie bei den Eltern, mehr als die Gleichaltrigen, da sie das einzige Kind war. Während ihrer siebenjährigen Brautzeit verbrachte sie die Abende und Wintertage damit, ihre Aussteuer zu spinnen, zu weben, zu nähen, und bis heute hatte sie einen Teil der Wäsche von damals nicht einmal benutzt.“ (S. 6 f.)

Ganz ähnlich wird Christine Schott geb. Schott beschrieben (S. 11), die sich ganz den Erwartungen ihres Mannes fügt. Im anderen Falle würde es auch Streit geben, wie etwa bei Osses Frau, die nicht mitspielt. „Osse verstand die Welt nicht mehr, die seine Eltern ihm beigebracht hatten. Was hatte das Mädchen nur.“ Sie bringt sich um, als sie sehen muß, daß ein Ausweg aus der festgelegten Rolle unmöglich ist. Eine Gegenfigur ist Eva Sangmeister, die Frau des Polizisten; voll im Dorfe anerkannt, wagt sie Opposition, widerspricht öffentlichen Witzen = Zoten und geht wöchentlich in eine Frauengruppe. (S. 43) Ihr Mann reagiert darauf mit den üblichen Stereotypen. Beinahe alle Charaktere, die Chotjewitz vor uns hinstellt, sind so unmittelbar in ihren Lebenszusammenhang eingebunden, daß sie stets auch typisch sind, für andere stehen können.

Damit wird ihre Individualität nicht aufgehoben, auch nicht begrenzt: sie ist eben nicht als Gegensatz zu diesen Bindungen zu denken, sondern konkretisiert sich in ihnen, durch sie hindurch, ausnahmsweise auch gegen sie.

Eine solche Ausnahme ist Erich Plauth, der Hauptheld des Romans. An ihn ist die Handlung gebunden: eine Autopanne führt ihn für einige Tage zurück ins Dorf seiner Kindheit, und das heißt: von außen muß man kommen und doch dem Dorf verbunden sein, um es durch alle Klischees hindurch (die ja zutreffen) auch als Wirklichkeit wahrnehmen zu können. Chotjewitz hält seinen Helden zunächst näher an die Dorfgemeinschaft als an den Leser: der entwickelt vielmehr allerlei Vorbehalte gegen Plauth. Nachdem diese aufgebaut sind, darf Plauth selbständiger agieren, wird zum Motor einer kleinen Handlung. Das Hauptgeschehen, die Ermordung des Dorfbewohners Valltin Gutberlet, setzt ja keine Handlung in Gang – sie wird von allen, auch den Behörden, hingenommen. Valltin galt als Außenseiter, sein Tod ist in der Ordnung der Dinge. Dieser fragt Chotjewitz nach. Der Leser, vom Autor durch quasi-dokumentarische Techniken unterrichtet, wird zunehmend beunruhigt, spielt nicht mit. Valltin war der uneheliche Sohn des jüdischen Viehhändlers Katz, der in den Pogromen der 30er Jahre umkam. Es sind dem Leser (wie dem nun Ermordeten) wohlbekannte Leute (Kümpel und Schott), die Katz erschlagen und beraubt haben. Für Plauth (selbst von jüdischer Abkunft) wird nun die Frage nach dem Verbleib der Saumloser Juden zum Leitmotiv weiterer Nachforschungen; zu spurlos sind sie ihm aus der Dorfgemeinschaft, zu der sie einst ganz und gar gehörten, verschwunden.

Chotjewitz steht nun vor der erzählerisch kniffligen Aufgabe, seinen Helden in eine abgedichtete, gut verputzte Vergangenheit eindringen lassen zu müssen. Die Befragungen der Dorfbewohner geben wenig her; ergiebiger, doch interpretationsbedürftig sind der Lehrer und die Schulchronik, in der freilich fünf entscheidende Seiten fehlen. Chotjewitz beginnt eine Art Montage, um dem stimulierten Leserbedürfnis nach Aufklärung jener Vorfälle Genüge zu tun. Einige Dorfbewohner bekommen halt Erinnerungen, die ohne Umschweife (ohne erzähltechnische Integration) auf dem Papier erscheinen. Eine Junglehrerin Maria wird eingeführt, die schon Material zum Thema gesammelt hat, aus dem Plauth-Chotjewitz dann zitieren können. Im Staatsarchiv findet sich eine ergiebige Akte über Saumlos, und deutlich wird vom 15. Kapitel an das Thema der Judenausrottung zur Hauptsache. Chotjewitz braucht die (quasi-)dokumentarische Technik, um den Widerspruch zwischen den historischen Vorgängen und der Erinnerung der durchaus mitschuldigen Dorfleute, den Widerspruch zwischen Geschichte und Erfahrung hervortreten zu lassen. Auch die Verdrängung wird so gut wahrnehmbar: das Material, die Informationsmöglichkeit ist gegeben.

Über die Hälfte der Dorfbewohner waren Juden. Im I. Weltkrieg gaben aus Saumlos 13 Juden und 12 Christen ihr Leben fürs Vaterland, wie es heißt. Die Judenverfolgungen im Dritten Reich begannen mit Festereinwerfen und Verprügeln, dann kamen die Plünderungen und das völlige Isolieren von der Dorfgemeinschaft (z. B. auch von den Geschäften); schließlich wurden die verbliebenen Juden im Feuerwehrhaus zusammengetrieben und beinahe dort schon verbrannt; sie wurden dann nach Buchenwald verfrachtet. Ihr Besitz kam den arischen Saumlosern zugute; das Dorf zeigt heute mittleren Wohlstand an.

Um die Mitteilung des Materials in die Romanform einzubringen, wird der Held Plauth zu einer Art Schriftsteller gemacht:

„Dieser Drang, alles aufzuschreiben und mitzuteilen, was ihm selber wichtig erschien, unterschied ihn wahrscheinlich am meisten von den anderen Menschen.“ (S. 84)

Zugleich kommt sich Plath ironischerweise vor „wie eine Figur in einem riesigen Roman“. So darf er die Ergebnisse seiner Recherchen zu Reden und Romanentwürfen verarbeiten, die dem Leser die Aufnahme erleichtern. Und er wird zur Anlaufstelle für Mitteilungen und Gespräche, die das Bild stets mehr abrunden helfen. Dabei wird er deutlich vom Leser getrennt gehalten, sein Verständnis reicht gewiß weiter als das unsere, etwa wenn es heißt: „Der alltägliche Antisemitismus erschien Erich Plauth auf einmal plausibel.“ (S. 98) Am Schluß erwägt er sogar, nach Saumlos zu ziehen: „Irgendwo muß der Mensch ja wohnen.“

Doch diese Art von Einfühlung braucht Chotjewitz nur, um nicht moralisierend ‚außen vor‘ zu bleiben. Was es heißt, Gemeinschaft gegen Gesellschaft zu stellen (S. 99), sich als unpolitisch und antikommunistisch zugleich zu verstehen (S. 100), keinen Unfrieden im Dorf stiften zu wollen (S. 109), wird als fortgesetzt potentieller, alltäglicher Faschismus wahrnehmbar. Mit dem Erzähler-Helden Plauth begreift der Leser, warum hier der Neonazismus keine Gefahr mehr bedeutet:

„Kein neuer Führer, keine neue Naziartei konnte mehr für Ruhe und Ordnung sorgen, die Unantastbarkeit des Privateigentums auch an Produktionsmitteln besser und bissiger verteidigen, den Staat und die Gesellschaft von politisch unzuverlässigen Elementen sauberer halten, die Intoleranz verstärken, den Haß auf Kommunisten und andere ‚Weltveränderer‘ vergrößern, für strengere Strafen und härtere Maßnahmen gegen Außenseiter plädieren, Kinder, Frauen und andere Untergebene härter in der Strenge der Herren erziehen und seelisch deformieren als diese braven, arbeitsamen Sozialdemokraten, von denen einige auch CDU wählten. Demokratie war für sie das Recht, Minderheiten zu unterdrücken. Und sich von einer Minderheit vorschreiben zu lassen, was sie zu tun und zu denken hatten.“ (S. 144)

Dieser Absatz zeigt, wie gekonnt der Autor auch rhetorische Techniken einsetzt. Das gilt für den Aufbau des ersten Satzes mit dem pointierten Angriff auf die Sozialdemokratie, wie für den Aufweis einer kurzschlüssigen Bewußtseinsform durch die syntaktisch-semantiche Umpolung des Begriffs Minderheiten. Es gehört zur List des Autors, einer Gattung, die für die national-sozialistische Mentalität so konstitutiv und kennzeichnend war, nun die Gegenbotschaft, die Absage anzuvertrauen. Es ist ein Roman, der die neueren Techniken realistischer Erzählweise voll ausschöpft, ja erweitert, und der gewiß nicht nur auf den Schulen gelesen werden sollte.

Elvira Högemann-Ledwohn Land der Zerstörungen

Die Auswahl der hier besprochenen Bücher aus der Frühjahrsproduktion mag willkürlich sein – aber wenn bei Autoren wie Gisela Elsner, Günter Herburger, Botho Strauß und Uwe Timm das Thema der Zerstörungen einen so vorrangigen Platz einnimmt, ist das wahrscheinlich kein bloßer Zufall mehr.

Mitten im Frieden (im Frieden?), jedenfalls 35 Jahre nach dem Ende des Krieges in dieser Weltgegend, gewinnt das Thema plötzlich an Gewalt, an offener Aktualität.

Das überrascht noch am wenigsten bei Botho Strauß' „Rumor“, einem Buch, das der Südwestfunk zeitweise als Nummer Eins auf seiner Besten-Liste führte und das auch sonst mit Feuilleton-Lorbeeren („Buch einer ganzen Generation“ – Peter Laemmle in der *Zeit*) reich bedacht wurde. Der Titel weist auf einen beschädigten Zustand der Welt, den der geschlagene, unterliegende Held des Buches wortreich wahrnimmt: den Rumor also, das hintergründige Knacksen in den Stützpfählen der Gesellschaft, in Ideologien und Menschen. Das Buch hat über längere Strecken einen locker essayistischen Charakter, der allerdings in eine spannungsvolle psychologische Grundsituation eingebunden ist: Bekkers Nebeneinander mit der Tochter, das jedoch exakt mit dem Schluß der Erzählung beendet ist – damit wohl auch das Stück Hoffnung, das es bedeutete. Bekkers düstere Phantasien wechseln mit oft glanzvollen erzählerischen Miniaturen. Sprachartistik und Sprachkritik auf engstem Raum, die den Erzählvorgang – bei aller Statik der Grundsituation – sehr abwechslungsreich gestalten.

„Die Imbezillen kommen, die Raubmenschen in Horden und Heerscharen, die sich gegenseitig vom Globus schubsen, und es wird gradso sein, wie wenn mit eins am Langen Samstag es Doomsday läutet und im Kaufhaus die Auferstandenen sich auch noch ins Gedränge drücken, zu kaufen in größter Gier, die Enthaltamen!“ Bekker kommentiert den Zustand der Welt aus der Perspektive eines im bürgerlichen Konkurrenzkampf erfolgreich Aufgestiegenen, der jedoch immer seine Anpassungsschwierigkeiten an die vorgefundenen Strukturen hatte und jetzt, vierzigjährig, in einem Moment beruflichen Wechsels nicht mehr in die angestammte Branche (kommerzielle Wissensvermittlung) zurückfindet. Über einen Gegenentwurf – und sei's auch nur eine sinnvolle Vorstellung von seinem Beruf – verfügt er nicht. Auch wenn er sich gegen die Hierarchierituale an seinem Arbeitsplatz aufbäumt, bringt er nicht mehr zuwege als Konkurrenz- und Überwältigungsphantasien gegen den Chef. Als etwas Besonderes aber wird hervorgehoben, daß er Energie besitzt, „Kampfesmut“, und außerdem einen – noch – offenen Blick für übergreifende Probleme, so daß sein Wehklagen nicht allein auf die Karrieresorgen beschränkt bleibt. Er kommt sogar zu der überraschenden und im Rahmen der Erzählung nicht beantwortbaren Frage: „Bin ein Patriot, weiß aber nicht, an wen soll ich mich wenden?“ Die düstere Allgemeinheit der Aussagen über den Zustand der Welt wie auch die bei aller Bewegtheit des erzählerischen Mosaiks absolute Bewegungslosigkeit der vorgezeigten Situation erinnern atmosphärisch an literarische Verfahren der 50er Jahre. „Irgendetwas geht seinen Gang“: Monod

wird bemüht mit seiner Theorie von der Randständigkeit des Menschen im All und der Ausschließung selbst des Gedankens von Fortschritt in der Entwicklung; „Deutschland“ wird wiederholt angerufen und die Satttheit des Wohlstandsbürgers beklagt, aber zwangsläufig geht die Klage ins Leere, gezeigt wird die Brüchigkeit einer Situation, deren Katastrophen immer wieder nicht eintreten – insofern hat die perspektivlose Statik der Erzählung einen immanenten forminhaltlichen Sinn. Uwe Timms neue Erzählung „Kerbels Flucht“ handelt auch von der unaufhaltsamen Zerstörung eines Menschen. Aber Timms literarischer Methode entsprechend, die sich keine essayistischen Ausschweifungen erlaubt, werden in den Situationen selbst und aus ihnen heraus die Probleme entwickelt. Der Autor erhebt nicht den Anspruch, verallgemeinerte Aussagen über den Zustand der Welt zu machen, nicht einmal, wenn sein Held betrunken ist. Dabei wird hier genauso hartnäckig und beständig nach dem Sinn des eigenen Lebens gefragt.

Die Frage nach der Integration in die Gesellschaft, einer möglichen eigenen Position in ihr, stellt sich hier anders als bei Strauß: Timms Held Kerbel ist noch Student, ein abgebrochener zwar, der seit Jahren Taxi fährt, aber immer noch einen Zwischenstatus, eine – wenn auch vorwiegend aus immer wieder bekräftigter Abwehr bestehende – Beziehung zu seinem potentiellen Berufsfeld, der Literatur-(wissenschaft), aufrechterhält. Einige der herangereiften Fragen stellen sich Kerbel unmittelbar praktisch, als seine Freundin sich einem anderen Mann zuwendet. Der „ist“ jemand, etabliert in einem gutbürgerlichen Beruf – Architekt –, der ihm ein gewisses progressives Engagement erlaubt, mit seiner Tätigkeit identisch und erfolgreich und zu Kerbels Erstaunen auch noch sympathisch. Ist das ein Vorbild, ein Entwicklungsziel? Timm, der Montagetechniker, schneidet erst einmal aus Konstrastgründen eine Saufnacht mit einem Penner dazwischen, läßt sich Kerbel in der DDR umtun und sich dort fremd fühlen – fremd auch gegenüber der apolitischen Innerlichkeit der Studentin, die er dort kennenlernt. Heimgekehrt, versucht sich K. in einem seriösen Beruf. Er bekommt einen gar nicht uninteressanten Verlagsjob, in der Pressestelle eines offenbar größeren Unternehmens, dessen Arbeitsklima mit wenigen Strichen transparent wird. Das Strukturthema, der langfristige Grund von Kerbels Krise, spitzt sich hier zu – aber leider erledigt Timm das Problem nach meinem Dafürhalten viel zu schnell, indem er seinen Helden nach kurzer Zeit in einem heftigen Anfall von Liebeskummer an einer konkreten Aufgabe versagen läßt. Aber die Liebesangelegenheit trägt diese Erzählung nicht – schon deswegen, weil die Gestalt der Karin für den Leser ganz ungreifbar bleibt, ein Gegenstand, an dem Kerbel sich abarbeitet, nicht mehr. Ich glaube, es hätte der inneren Konsequenz dieser in vielen Einzelaspekten und -situationen so griffigen und plastischen Erzählung gedient, wenn Timm sich diesem langfristigen Problem seines Helden radikaler und geduldiger gestellt hätte. So bleibt ein wichtiges Moment – Kerbels Flucht vor der Politik – nur Nebenthema, obwohl gerade in diesem Zusammenhang die wichtigsten Aussagen über Kerbels Befinden und auch über seine Möglichkeiten gemacht werden. „Tatsächlich lag das, was mich quälte, was mich umhertrieb, was meine Wünsche und meine Träume ausmachte, neben dem, was ich politisch zur Sprache bringen konnte.“ Ausgemacht wird der Bruch zwischen Verstand und Gefühl, mit dem sich nicht leben läßt. Und am Schluß der sehr differenzierten und reichen Exposition der Probleme und Motive dieses Buches (die mir als sein bester Teil erscheint), steht der Satz, in dem Kerbel am

nächsten daran ist, seine Probleme zu begreifen: „Wie würde man das alles ändern können und sich selbst auch.“

Der Anspruch, der in diesem Satz liegt, wird im weiteren Erzählen vergessen. Vor den inneren Vorgang schiebt sich eine Fülle von Motiven – weder Landkommune noch Irrenhaus noch die Geschichte des eigenen Vaters fehlen –, in denen die besondere Entwicklung Kerbels aus meinen Augen jedenfalls verschwindet. So scheint mir, das Buch bleibt hinter seinen Möglichkeiten zurück, der Frage nach der persönlichen, der inneren Entwicklung der Generation der Studentenrevolte, die nun in die „normale“ (Kultur)welt hineinwächst, ihrer Unlust und Unsicherheit in den Jahren „nach der Studentenrevolution“. Wobei all das in der Geschichte angelegt und im Einzelnen auch angepackt, aber leider nur zum Teil durchgeführt ist.

Zu diesen beiden schmalen Büchern hat Herburgers neuester Band der mit dem „Flug ins Herz“ begonnenen Thuja-Trilogie den sicheren Abstand eines Großromans.

Der „Flug ins Herz“ war konzipiert als eine hochgemute, wenn auch schwierige Utopie, in der das Fliegen mehr als ein schöner Einfall für einen Buchtitel war. Der Ausgangspunkt der Utopie im jetzt erschienen Buch ist sehr viel weiter nach unten verlagert. Es beginnt im Isoliertrakt eines bundesdeutschen Gefängnisses, wo der Held ums Überleben kämpft, sein Pflichtanwalt ist unter rätselhaften Umständen ums Leben gekommen, weitere Todesfälle häufen sich, als er, aus dem Gefängnis geflohen, in eine beängstigend kaputte Realität des Landes zurückkehrt. Die Todesfälle – bis hin zu einem Massenselbstmord arbeitsloser Jugendlicher – sind nur die Spitze der Zerstörungen, die er allenthalben antrifft: „Selten habe ich von Müdigkeit und Resignation verstörtere Gesichter gesehen, als dürfe Leben, das noch geführt werden mußte, sich nur noch in Krankheit ausdrücken.“

Der Held wird von seiner Organisation in die „Idylle“ berufen, das sogenannte Morgenthau-Land, welches inzwischen, offenbar mit behördlicher Genehmigung, als Aufenthaltsort für die Aussteiger vom übrigen Land abgetrennt wurde.

Wen schon faszinierte, wie Herburger aus der bekannten Umwelt und den in ihr angelegten Entwicklungen das erschreckend ähnliche Bild einer möglichen Notstands-BRD vorstellt, den fesseln erst recht die offenbar unerschöpflichen Kunstgriffe, in Bilder und Geschehnisse zu fassen, was sich heute in unserer Gesellschaft an Angst und Kritik an einer falsch technisierten Welt, an mehr oder weniger unklaren Wünschen nach einem ganz anderen Lebenszuschnitt regt. Nach Morgenthau sind hauptsächlich Angehörige der verunsicherten Mittelschichten unterwegs, von denen einer die Ursachen der Zerstörungen benennt: zuviel Beton und Rüstung, und der die furchtbare Warnung vor einem „süßlichen Richard-Wagner-Wind“ in der Idylle abgibt. In der Tat erweist sich das Sozialklima hinter dem Elektrozaun als ziemlich schwülstig (wogegen sich der Autor gelegentlich mit funkelnder Ironie zur Wehr setzt), aber es können hier trotzdem neue Erfahrungen gemacht werden. Bei der ersten Station, im „Moorlager“, wird Erinnerungsarbeit geleistet. Nachkommen von KZ-Opfern und KZ-Aufsehern spielen Leiden und Verhaltensweisen ihrer Väter nach, sozusagen erbmäßig darauf festgelegt, mitleidig geduldet von den familiär Unbetroffenen. Von Ironie an dieser Stelle keine Spur (sollte der Versuch dazu in dem debil verstümmelten Text des Moorsoldatenliedes stecken, fände ich ihn mißlungen), so daß auch in der Perspektive des

Erzählers hier eine fatale Biologisierung des Gesellschaftlichen aufscheint, gegen die beim Lesen meine eigenen politischen Erfahrungen rebelliert haben. (Gewiß kann man hier einwenden, der Roman sei doch im Ganzen nicht wörtlich zu nehmen, sondern gleichnishaft. Das stimmt. Aber ich verstehe das Gleichnis nicht. Soll es ein Weg des durch den Faschismus aufgespaltenen Volkes zu sich selbst sein, in gemeinsamer Leidbewältigung, anstelle von Strafe auf der einen, Wiedergutmachung auf der anderen Seite? Mindestens würde ein solcher Weg zur Heilung der psychischen Krankheit Faschismus voraussetzen, daß in den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen Antifaschismus längst selbstverständlich geworden ist . . .) Es gehört unzweifelhaft zu den Vorzügen der Reise des Helden durch diese wildwuchernde Idylle, daß die Situationen offen gehalten werden, mehrdeutig – es muß kein vorherbestimmter Demonstrationswert eingelöst werden. Zivilisationskritik und romantisches Sicheinfühlen in die Natur, die spöttische Zwischenfrage, ob nicht alle schon auf eine „schafsmäßige Stufe“ abgesunken seien, ein weitherziges Sicheinlassen auf die Wünsche der Gefährten nach einem alternativen Dasein – das bleibt miteinander in der Schwebe. Trotz der erkannten Gefahr einer regressiven Entwicklung wird dennoch nicht ausgeschlossen, daß aus den Wirren und Widersprüchen in der Idylle auch Elemente eines besseren, glücklicheren Lebens entstehen können. Vorformuliert wird auch eine – ich glaube sehr zweischneidige, weil mit dem Rückfall in die Barbarei kokettierende – Theorie des momentanen zivilisatorischen Rückschritts, auf dem ein neuer Fortschritt später aufbauen könnte. Aber auch das wird nicht als Doktrin angeboten, sondern als bezweifelbares Diskussionsmaterial, wie überhaupt die ganze zweite Hälfte des Buches ein Weiterdenken der in ihrer Unvollständigkeit gezeigten Ansätze provoziert. Unverblümt auf den Arm genommen wird nur, wer im unmittelbaren Übergang zu Vegetariertum und Handwerk das andere Leben zu ergreifen meint. Aber schon mit dem einsamen Computer-Monomanen Baldur Kaspar Priamus führt der Kurier ein – bei aller Komik – ernstes Gespräch, das den Techniker dazu bringt, daß er einen Anfang zur Überwindung der Entfremdung in seinem Beruf zu fassen kriegt: jetzt, wo er Zeit zum Nachdenken habe, ohne er schon einen großen Zusammenhang in den Erscheinungen von Technik und Natur . . . Am harmonischsten erscheint die Idylle in der Station „Kunstmuseum“, wo über das – glanzvoll relativierte – Museale hinaus der Autor die Entstehung einer neuen Malerei ahnt. Im deutlichen Unterschied zum „Flug ins Herz“ spielt aber in diesem Buch der gesellschaftliche Veränderungswille der Menschen kaum eine Rolle, obwohl sich alle nach einem anderen Leben sehnen. In Hauptwelt wie Gegenwelt werden die Menschen von den Umständen beherrscht, ihre ganze Kraft geht dabei drauf, mit ihnen fertig zu werden. Auch die Schlußdiskussion bekräftigt noch einmal die Offenheit der wichtigsten Fragen, so daß nur konsequent erscheint, wenn für den nächsten Band eine Weiterführung der Reise des Kuriers angekündigt wird – dieses Mal in die DDR.

In den Büchern von Gisela Elsner hat wohl nie im Vordergrund gestanden, was man gemeinhin das Positive nennt. In ihrem neuen Erzählband „Die Zerreißprobe“ bewährt sich ihr literarisches Vorgehen ein weiteres Mal: in messerscharfen Sätzen, in denen man sich verfangen kann wie in Fallen, werden die eingeschliffenen Verkehrtheiten des Lebens- und Arbeitsalltags, meist erfaßt aus dem Blickwinkel der Chefetagen, mit geradezu leidenschaftlichem Sarkasmus freigelegt. Da geht

jemand beim Schreiben in jeder Situation aufs Ganze – ob mit der durch und durch verlogenen Betriebsfeierlichkeit, bei der die vorgeblich geehrte Angestellte sichtbarer erniedrigt wird als im normalen Arbeitsablauf, ob mit dem an sich inhaltslosen Projekt moderner Unternehmens- und Menschenführung, oder in der nervenzerrenden Groteske von der Vermarktung des Künstlers, die hier in der jahrmarkthaften Inszenierung des eigenen Begräbnisses auf die Spitze getrieben wird.

Eine genaue Psychologie scheint der unentbehrliche Rohstoff für diese Erzählhaltung, die auf Entlarvung der wie selbstverständlich Herrschenden aus ist und, hörbar gespannt vor Empörung, einen Treffer nach dem anderen landet: „... (er blieb). . stehen, ehe er sich im Büro sehen ließ: auf eine verhaltene Weise energiegeladen nun und genauso chronisch wohlgelaunt, wie er es von jedermann verlangte. Denn Herr Leiselheimer weigerte sich, zwei Hände einzustellen: Herr Leiselheimer stellte entweder den ganzen Menschen ein oder nichts.“

Eine Humoristin – immerhin des Monströsen –, wie mit Enzensberger der Rückseitentext hervorhebt? Ja – wenn man darunter nichts gemütvoll Humoriges versteht, sondern auf den Ursprung des Komischen, die aufgezeigten Mißverhältnisse zurückkommt: die liegen hier vor allem im Selbstbewußtsein der Oberklasse, in ihrem fraglosen Einordnen der Bedürfnisse der restlichen Leute in ihre höchst trivialen Lebensvorgänge, im Mißverhältnis der eigenen humanen Ansprüche zu ihrer Durchführbarkeit, das gerade die dynamisch Handelnden auch am meisten lächerlich erscheinen läßt.

Einige Texte des Bandes, scheint mir, bewegen sich von dieser Erzählhaltung weg, versuchen etwas Neues. Der fiktive Antwortbrief von Kafkas Vater an seinen Sohn soll hier nicht näher befragt werden – dazu wären m. E. Kafkas Werk wie auch der in Frage stehende Brief zu Rate zu ziehen, um die hinterhältige Argumentation des Vaters, die auf K. s. Wirklichkeitsverständnis zielt, in ihrer Doppelbödigkeit zu würdigen.

Anders als die Erzählungen schon aus ganz äußerlichem Grund: die Reportage über die Wärmestuben für Alte, die die Stadt München in manchen Gaststätten eingerichtet hat. Sehr vorsichtig tastet sich die Autorin an den Stoff heran, zeigt Mißtrauen gegenüber den unmittelbar sinnlichen Eindrücken und auch gegenüber den eigenen Erwartungen, die gleich beim ersten Anblick der „armen alten Leute“ gefoppt werden. Dieses Mißtrauen ist produktiv: sie bewegt sich in dem fremden Milieu sehr vorsichtig, recherchiert mit Umsicht und kommt auf eine Reihe Maßnahmen, mit denen die Armut kaschiert wird, deckt ganz behutsam einige Mechanismen auf, die verhindern, daß unter den Besuchern die wirklich armen Leute das Bild bestimmen. Hinter den wie selbstverständlich ablaufenden Einzelergebnissen kommen gesellschaftliche Verdrängungsvorgänge ins Bild. Das wird am deutlichsten, wenn im Schlußdrittel des Textes auch die erwiesenermaßen armen Rentner selbst gefragt werden. In ihren Äußerungen liegt ein sehr komischer Effekt, ein gefundenes Fressen für die Satirikerin, könnte man meinen: keiner will arm sein, keiner will bedürftig erscheinen, dazu paßt die in aller Bravheit vorgetragene Ansicht, daß es Arm und Reich geben muß. Aber hier wird nicht denunziert, hier wird gefragt, und es kommen die Unsicherheit und die Anstrengung ins Blickfeld, die es den Einzelnen kostet, die Vertuschungs- und Verdrängungsmanöver zu seiner eigenen Lage tatsächlich durchzuführen und durchzuhalten.

Der längere Atem, sich mit einem neuen Sachverhalt auseinanderzusetzen, zeigt sich auch in einem der fiktionalen Texte, der Titelerzählung des Bandes, die mit Abstand auch das längste Textstück ist. In einer Situation der Gefährdung, die ganz unaufwendig daherkommt, beobachtet jemand genau sich selbst. Übermittelt werden alle Stadien der Erkenntnis, daß die Heldin der Erzählung von den staatlichen Stellen beständig observiert wird, dazu die Irritation, das Mißtrauen gegen die eigenen Wahrnehmungen, die Furcht, einem Verfolgungswahn anheimzufallen und schließlich die blanke Angst, die den Betroffenen bis an den Rand des Wahns bringt. Und sehr langsam, in der Analyse der Situationen, schreitet die Erkenntnis voran, daß dieser Effekt gewollt ist: demonstrative Observation, könnte es im Fachjargon heißen. Welches Ausmaß an Gefahr die Vereinzelung durch solche offizielle „Fürsorge“ birgt, wird gerade an den Reaktionen der Freunde und Bekannten deutlich. Einerseits bestätigen sie die Tatsachen selbst, sie kennen manches davon auch (ganz einfach weil es in der Wirklichkeit vorkommt), sind aber momentan nur mit großen Schwierigkeiten in der Lage, spontan auf die Gefühle und Reaktionen des „Opfers“ einzugehen. Klar wird: da muß einer selbst durch. Die Entlarvung der Scheinhaftigkeit der umgebenden Verhältnisse – hier am Beispiel der gesetzlich garantierten Unverletzlichkeit der Person und ihrer Privatsphäre – setzt sich auch in dieser geduldigeren Erzählweise durch. Ungewöhnlich ist, gemessen am sonstigen Verfahren, in welchem Maß der Autor sich in diesen Text einbringt. Gerade daß sie es persönlich nimmt, läßt hoffen, daß hier kein wehrloses Opfer produziert wird. Der Versuch, den Beobachtern auf die Schliche zu kommen, zu verstehen, was sie von einem wollen, trägt den Keim des Widerstandes schon in sich. Die Erzählung endet mit dem Aufkommen einer ungeheuren Wut: „... eine Wut, die eine ungemein heilsame, kräftigende Wirkung hat. Voller Wut und dennoch die Ruhe in Person stehe ich auf und gehe den Verrichtungen nach, die ich mir für diesen Tag noch vorgenommen habe.“

Wohlan, so muß ich aufrührerisch sein

Mit dem AStA der Universität Hohenheim für das Studentenrecht in der Thomas-Müntzer-Scheuer

In Hohenheim wurde zu einem neuen Schlag gegen den AStA und die demokratische Kultur ausgeholt. Im Mittelpunkt steht die Thomas-Müntzer-Scheuer.

Seit vier Jahren ist die Belegung und Gestaltung der Thomas-Müntzer-Scheuer in den Händen der Studenten. Obwohl in dieser Zeit nie ernsthafte Probleme aufgetreten sind, versucht nun das Studentenwerk der Universität Hohenheim mit vorgeschobenen formaljuristischen Argumenten die Vergabe der Thomas-Müntzer-Scheuer an sich zu reißen. In selbstherrlicher Art und Weise haben es die Geschäftsführer des Studentenwerks in den letzten Monaten abgelehnt, mit den demokratisch gewählten Studenten über eine für beide Seiten akzeptable Lösung zu diskutieren, statt dessen versuchen sie mit dem „Herr im Haus“-Standpunkt eine rigide Benutzungsordnung durchzusetzen.

Die Studentenschaft lehnt diese Benutzungsordnung, die neben der Bestimmung der Vergabe durch das Studentenwerk auch Zensurparagrafen, die Möglichkeit von Personenkontrollen und von „Schwarzen Listen“ enthält, entschieden ab. Der AStA, alle Fachschaften, alle politischen Gruppen (mit Ausnahme des RCDS) und sämtliche Arbeitskreise stehen geschlossen hinter einem Vertragsentwurf des AStAs, der dem Studentenwerk als Verhandlungsbasis vorgelegt wurde. Aber das Studentenwerk weigert sich seit Monaten, mit den Vertretern der Studenten auch nur zu diskutieren. Obwohl das Studentenwerk verpflichtet ist, die Thomas-Müntzer-Scheuer für soziale und kulturelle Aktivitäten der Studenten zur Verfügung zu stellen, bestand das einzige Argument der Geschäftsführer zur Durchsetzung ihrer Benutzungsordnung in der Schließung der Thomas-Müntzer-Scheuer. Diese Schließung am 22. 4. 1980 wurde mit Polizeigewalt durchgesetzt. Seitdem blieb das Kommunikationszentrum geschlossen. Ca. 50 Kommilitonen, die sich an jenem 22. 4. in der Thomas-Müntzer-Scheuer aufhielten, wollten die ungerechtfertigte Schließung nicht so ohne weiteres hinnehmen, verließen aber nach dreimaliger Aufforderung durch die inzwischen gerufene Polizei unter Protest, aber friedlich das Kommunikationszentrum. Trotzdem wurde jetzt gegen 12 „Rädelsführer“ Strafanzeige wegen „Hausfriedensbruch“ erstattet. Diese 12 herausgegriffenen Studenten haben ausnahmslos alle in den letzten Jahren den AStA und die Hohenheimer Kultur hauptverantwortlich mitgetragen und waren zum Teil sogar maßgeblich an der Entstehung des Hohenheimer Sommers und der Thomas-Müntzer-Scheuer beteiligt. Sie, über die sowohl Präsident Turner als auch die Stuttgarter Presse vor ein paar Jahren noch des Lobes voll waren, sollen jetzt kriminalisiert werden.

Die Empörung unter der Studentenschaft ist groß. Täglich artikuliert sich der Protest in Form von Flugblättern, Teach-Ins, Vollversammlungen usw. Es ist allen bewußt, es geht hier nicht nur um die Thomas-Müntzer-Scheuer, es geht um Zensur, um Bevormundung und um politische Verfolgung der aktiven Studenten schlechthin an der Universität.

Was bedeutet die Thomas-Müntzer-Scheuer für Hohenheim?

Die Hohenheimer Studenten nahmen im Sommersemester 1975 den 450. Jahrestag des Deutschen Bauernkrieges zum Anlaß, um unserer revolutionären Vorfahren zu gedenken und den Grundstein zu legen für eine fortschrittlich-demokratische Kultur. Auf Initiative der Studenten wurde in Hohenheim ein Kommunikationszentrum eingerichtet, und mit dem Namen Thomas Müntzers hat die Studentenschaft ein Zeichen gesetzt. HAP Grieshaber stiftete für die Innengestaltung

zahlreiche Holzschnitte und schrieb bei der Einweihungsfeier am 27. Mai 1976, dem 451. Todestag von Thomas Müntzer, den Jerg-Ratgeb-Preis aus. HAP Grieshaber sagte damals: „Vor allem hoffe ich, der Jerg-Ratgeb-Preis korrigiert, was unser Minister über politische und soziale Themen in der Kunst der heutigen Maler gesagt hat. Der Preis widerspricht dem Gerücht, es habe eine Tendenzwende gegeben.“ Seit jenem 27. Mai ist die Thomas-Müntzer-Scheuer die zentrale Stätte der Hohenheimer Kultur. Einer Kultur, die in der Tradition steht von Männern wie Thomas Müntzer, Jerg Ratgeb, Jos Fritz, einer Kultur, die mit zahlreichen politischen und künstlerischen Veranstaltungen bewiesen hat, daß keine Tendenzwende nach rechts stattgefunden hat.

Manchen freilich ist dies ein Dorn im Auge. denen paßt natürlich heute noch nicht ins Konzept, was Thomas Müntzer vor mehr als 450 Jahren gefordert hat, etwa: „Die Gewalt soll gegeben werden dem gemeinen Mann!“ Trotz der gesetzlichen Entankerung der Verfaßten Studentenschaft, trotz mehreren Polizeieinsätzen und persönlichen Verfolgungen haben sie es bis zum heutigen Tag nicht geschafft, den AStA und die demokratische Kultur in Hohenheim zu zerschlagen bzw. zu unterbinden.

Die Hohenheimer Studenten ließen sich, auch Dank der breiten Solidarität aus der ganzen Bundesrepublik, nicht unterkriegen und führten die Organe der Verfaßten Studentenschaft erfolgreich weiter. Wir stützen uns einmal auf das Ergebnis der Urabstimmung vom Nov. 77, bei der sich 89,6 % von 46 % der Studenten für die Verteidigung und Weiterführung der Verfaßten Studentenschaft ausgesprochen haben. Zum zweiten haben sich auch bei den Wahlen im Sommersemester 78 und im Sommersemester 79, die auf Grundlage des neuen Universitätsgesetzes durchgeführt wurden, jedesmal über zwei Drittel der Wähler für die Weiterführung der Verfaßten Studentenschaft ausgesprochen.

Trotz dieser klaren Ergebnisse sind die Universitätsverwaltung und das Studentenwerk nicht bereit, den demokratischen Willen der Hohenheimer Studenten zu akzeptieren.

Die Angriffe auf AStA, Fachschaften und Arbeitskreise werden jedoch immer massiver. Nicht nur in der Thomas-Müntzer-Scheuer soll die Zensur regieren, auch die Univerwaltung weigert sich seit einigen Tagen, Räume für kulturelle Veranstaltungen zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig nimmt die Kriminalisierung von Studenten erschreckende Ausmaße an. Neben den Anzeigen wegen „Hausfriedensbruch“ wird dem AStA-Vorsitzenden mit Anzeige wegen Amtsanmaßung gedroht, CDU-MdL Trotha droht mit Strafanzeige gegen das AStA-Info, Studenten, die in Diskussionen mit dem Studentenwerk offen aussprechen, was sowieso jeder weiß, werden wegen Verleumdung und übler Nachrede angezeigt.

Das Klima an der Universität hat längst einen Punkt erreicht, an dem nicht mehr nur die Studenten betroffen sind, an dem es darum geht, der Einschüchterung, dem Duckmäusertum und dem Druck von Rechts gemeinsam eine demokratische Alternative entgegenzusetzen.

Die Hochschulgruppen des Bundes demokratischer Wissenschaftler, der Gewerkschaft Gartenbau, Landwirtschaft und Forsten, des MSB Spartakus, des Sozialistischen Hochschulbundes und der DKP, sowie zahlreiche Vertreter des Mittelbaus und einige Professoren haben dies erkannt und solidarisieren sich mit dem Kampf der Studenten um ihre Thomas-Müntzer-Scheuer.

Aber auch von außerhalb der Universität sind schon zahlreiche Solidaritätsadressen eingetroffen. HAP Grieshaber, Margarete Hansmann und andere Künstler aus Stuttgart haben uns Bilder, Drucke und Gedichte zur Verfügung gestellt, die wir zu einem Solidaritätspreis verkaufen werden, um die Prozesse gegen die angeklagten Studenten zu finanzieren.

Die Hohenheimer Studenten sind auf diese breite Solidarität angewiesen. Deshalb bitten wir Sie, sich mit unserem Kampf um die Thomas-Müntzer-Scheuer zu solidarisieren und uns ein paar Zeilen zukommen zu lassen, die wir dann gerne in einer Dokumentation über die Thomas-Müntzer-Scheuer veröffentlichen würden.

Wir grüßen Sie mit den Worten Thomas Müntzers:

Die Herren machen es selber, daß ihnen der arme Mann feynd wird; die Ursach des Aufruhrs wollen sie nit wegtun. Wie kann es die Laenge gut werden? So ich das sage, muß ich aufrührerisch sein. Wohlan!

Mit solidarischen Kampfesgrüßen,
für den AStA der Uni Hohenheim

Annegret Strehler, Kulturreferat.

PS: Soeben gab's Neuigkeiten. Die angedrohten Strafanzeigen werden zurückgenommen und die Thomas-Müntzer-Scheuer ist wieder geöffnet. Bleibt nur noch, den Benutzungsvertrag durchzusetzen!

KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK

Soeben erschienen:

Irmela Brender Stadtgesichter

Aus New York und Warschau

Mit einem Foto-Essay von
Günther Stiller
(Band 66, 224 Seiten, 11 Abbildungen)
DM 8,-



Stadtgesichter sind Geschichten über Menschen in ihrer Stadt, Beobachtungen und Erlebnisse einer Deutschen aus der Bundesrepublik, die – zu verschiedenen Zeiten und aus unterschiedlichen Anlässen – offen für das Fremde Eigenes, Menschliches entdeckt. Und die dem Leser aus dem unübersehbaren Stoff des Lebens Geschichten erzählt, Geschichten, die uns plötzlich vertraut vorkommen, obwohl wir sie erst durch Irmela Brender kennenlernen.

Über die vergriffene erste Auflage von „... und schreib mal aus Warschau“ (jetzt vollständig in „Stadtgesichter“ enthalten) urteilte die Presse:

„Der Rezensent wird sich den Namen Irmela Brender merken, und er macht eine Verbeugung vor seiner Schriftsteller-Kollegin, weil er nicht nur von ihrem Talent, sondern auch von ihren Anliegen zutiefst beeindruckt ist.“

Das gute Jugendbuch, Ratingen

„Es ist nicht nur ein interessantes, mutiges und aktuelles Buch, es darf als ein zukunftsweisender Versuch aus der jungen Generation gewertet werden, die Mauern abzutragen.“

Neue Ruhr-Zeitung, Essen

„Der besondere Reiz ihrer Aufzeichnungen besteht gerade in ihrer ungemein lebendigen Wirklichkeit, in der Wachheit und Aufgeschlossenheit, mit der Irmela Brender dieser fremden Welt gegenübertritt.“

Stuttgarter Zeitung

„Das Buch kann jedem, der Polen kennenlernen möchte, empfohlen werden, gerade auch jüngeren Menschen.“

Frankfurter Allgemeine Zeitung



Zu beziehen über den Buchhandel oder direkt beim

Damnitz Verlag GmbH

Hohenzollernstraße 144 · 8000 München 40

Copyright KURBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KURBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Kaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwonn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.
Die Zeitschrift KURBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/8; Carlo Schellermann, Maler und Grafiker, München, 1/8; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/8; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/8; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift Verlag: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.
Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuss.
Einzelheft DM 8,50. Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München. Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KURBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40. Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.
ISSN 0023-5016.

rote blätter



rote-blätter-Abonnenten sparen.
Sie erhalten die roten blätter regelmäßig und pünktlich.

rote-blätter-Abonnenten ...

- werden stets brandaktuell über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung informiert.
- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiter aus erster Hand.
- werden mit den neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt.
- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale antikapitalistische Bewegung.
- werden über neue interessante Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert.



Erhältlich in allen collectiv-Buchhandlungen. Bestellungen an:
rote blätter, Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund

Artur Troppmann

Besichtigung



Kleine Arbeiterbibliothek

ARBEITER

MEIN FEIERABEND
IST FÖNF BIERE BREIT
ZWÖLF ZIGARETTEN HOCH
UND EIN PAAR WITZE LANG.
MEIN ARBEITSTAG
HAT VIERTAUSEND STEINE
IST SECHS FUHREN KIESEL SCHWER
UND FREITAGS
EINE TOTE TIEF
DRIN STEHT
ICH HATT
SONST NICHTS
VERDIENT.

Lyrik, die weiterhilft

In einem Gedicht sagt Artur Troppmann:

Ich bin einer
der die Rechtschreibung
nicht beherrscht.
Früher schrieb ich
Profit mit v
wie provozieren . . .

Artur Troppmann ist einer, der die Sprache beherrscht, der zur Sprache bringt, was uns angeht, der die beim Namen nennt, die durch die Arbeit anderer profitieren (mit f oder mit v geschrieben). Den Chefs und anderen feinen Leuten in diesem Land wird diese Sprache zu derb, zu grob sein. Das Lied, das Troppmann antimmt, mag in deren Ohren ein „garstig Lied“ sein.

Troppmann schreibt für die weniger feinen Leute, also für uns. Er ist ein bayerischer Autor, der – weil er seine Heimat liebt und braucht – die Not und die Nöte seiner Nachbarn, seiner Kollegen, der Menschen in diesem Land leidenschaftlich und mitleidend schildern kann; und immer klingt in seinen Arbeiten ein Stückchen besserer Zukunft mit.

Artur Troppmann
Besichtigung
Gedichte und Fotos
(Band 64, 144 Seiten, 63 Abb.)
DM 8,-

Von Artur Troppmann sind außerdem erschienen:

Die Leute aus dem 30er Haus
(Kleine Arbeiterbibliothek, Band 24, DM 6,80)
kürbiskern Zeit-Gedichte
(Heft 5/78, DM 2,-)

Bestellungen über den Buchhandel
oder direkt bei
Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40



JOHN REED

ist, nach Lenins Worten, der beste Chronist der Oktoberrevolution, ist eine geschichtlich herausragende Persönlichkeit. Er gilt nicht nur als einer der namhaftesten Journalisten der USA und als streitbarer Publizist der revolutionären Arbeiterbewegung, sondern muß als Mitbegründer der KPUSA, der III. Internationale und als persönlicher Freund Lenins auch zu den hervorragenden Führern der internationalen, kommunistischen Bewegung gezählt werden.

Harald Wessel ist seinem Berufskollegen nachgereist, zu Schauplätzen des Wirkens von John Reed in Mexiko, Nordamerika und im Lande Lenins. Aus intimer Kenntnis des Lebens von John Reed untersucht Wessel am geschichtlichen Tatort, welche Spuren der Rote Reporter auf seinem „Indianerpfad“ zu einer besseren Welt hinterlassen hat. 24 Reisebriefe fügen sich zu einer informationsreichen Biografie und geben zugleich Rechenschaft über das, was seit John Reeds frühem Tod bei der revolutionären Veränderung dieser Welt erreicht wurde.

**ROTER REPORTER
AUS
DEM WILDEN WESTEN
JOHN REED**

*Biografische Reisebriefe
von Harald Wessel
Etwa 224 Seiten
mit zahlreichen Fotos.
Leinen etwa 10,80 DM.*

VERLAG NEUES LEBEN

DDR - 108 Berlin
Behrenstraße 40/41

**NEU:
HEFT ZWEI
1980**

Einige Themen:

Niemand liebt mich so wie ich

Der Durchbruch des Narzißmus in der jüngeren Studentengeneration

Sexualität — gibt es das überhaupt?

Läßt sich das Triebleben des Menschen auseinanderdividieren? Oder ist Sex nur ein Produkt des freien Markts?

Nina Hagen: My Way

Ein Interview über Sex and Drugs and Rock'n'Roll

Einmal und nie wieder

Erfahrungen einer sterilisierten Frau und eines vasektomierten Mannes

Liebe unterm Nierentisch

Die sexuelle Erziehung der heutigen Eltern in den fünfziger Jahren

Sexualität vor Gericht

Erregte Staatsanwälte und Landgerichtsdirektoren als öffentliche Ärgernisse

The Plaza-Bordell

Auch als stinkfein geltende Hotels gehen neuerdings dazu über, in ihren Bars und Lounges Puff-Betrieb einzurichten

Pädophilie

Das letzte der großen sexuellen Tabus — soll es jetzt gebrochen werden?

Orgasmus

Bericht über den Stand der Erkenntnisse, welche psycho-physiologischen Abläufe bei Mann und Frau als Orgasmus gelten

Wochenbett im Fernsehzimmer

Immer mehr Frauen wollen ihre Kinder zu Hause bekommen. Ein gesundheitsgefährdender Modetrend oder ein Schritt zur Emanzipation?

Auf der Reeperbahn morgens um Zehn

Ökonomie und Psychologie eines Sex-Supermarkts mit Seemannsbräuten, Kunstgliedern, Peep-Show und Porno-Kino

Liebe im Büro

Macht kaputt was noch nicht ganz kaputt ist: die Angestellten-Sexualität

Hausmänner

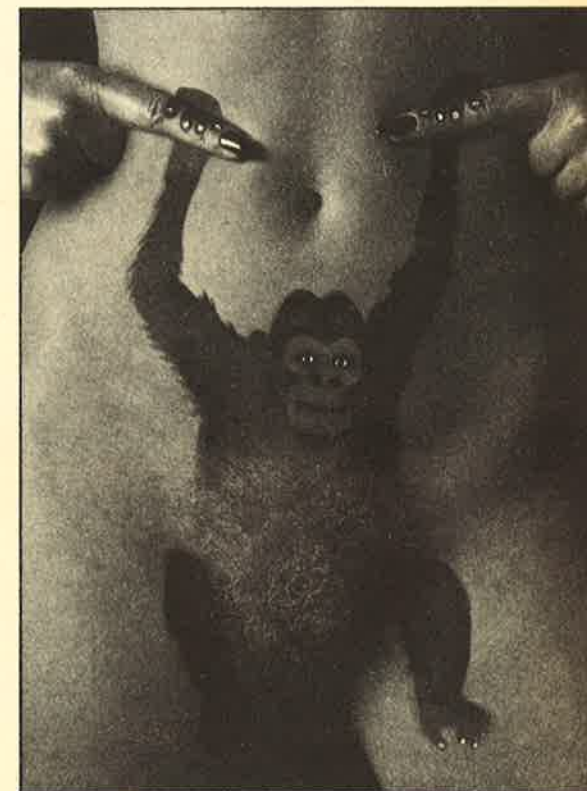
Wie die neuen Männer kochen und backen, Kinder pudern und wickeln, nähen und stricken gelernt haben, und wie sie sich dabei fühlen.

Ruhe im Glied

oder, was macht der Wehrpflichtige mit seinem Triebleben?

konkret SEXUALITÄT

8 Mark 1980



AB SOFORT AN JEDEM KIOSK

und im Buchhandel

Neuerscheinungen Frühjahr '80

Heinz Oskar Vetter

Gleichberechtigung oder Klassenkampf

Gewerkschaftspolitik für die achtziger Jahre
192 Seiten, kartoniert 14,80 DM
ISBN 3-7663-0415-1

Diese Veröffentlichung von Heinz Oskar Vetter zielt nicht nur darauf ab, Richtpunkte für die künftige gewerkschaftstheoretische Arbeit zu setzen, sondern begründet zugleich die Notwendigkeit gesellschaftspolitischer Veränderungen, zeigt Wege auf zu einer Demokratisierung der Gesellschaft, zu Strukturformen im Interesse der Arbeitnehmer.

Fritz J. Raddatz

Von Geist und Geld

Heinrich Heine und sein Onkel, der Bankier Salomon
Eine Skizze
Mit sechs Radierungen von Günter Grass
100 Seiten, gebunden 24,80 DM
ISBN 3-7663-0631-6

Die Porträtskizze, die Fritz J. Raddatz von Heinrich Heine und seinem reichen Onkel entwirft, gilt dem Gegensatz von Geist und Geld und ist damit ein Essay über Macht und Ohnmacht der Literatur. Bibliophil gestaltet, dazu mit sechs Radierungen von Günter Grass ausgestattet, eignet sich dieser Band ausgezeichnet für Geschenkzwecke.

bund Bund-Verlag
Postfach
210140
5000 Köln 21

Antje Dertinger

Die bessere Hälfte kämpft um ihr Recht

Der Anspruch der Frauen auf Erwerb und andere Selbstverständlichkeiten
248 Seiten, kartoniert 24,80 DM
ISBN 3-7663-0751-7

Antje Dertinger stellt Frauen vor, die sich in besonderer Weise für die Gleichberechtigung einsetzen: Louise Otto Peters, Clara Zetkin, Lily Braun, Emma Ihrer, Ottilie Baader, Marie Juchacz, Hildegard Wegscheider, Johanna Kirchner, Louise Schroeder, Herta Gotthelf, Elisabeth Selbert. Alles Frauen, die hier endlich ihrer Bedeutung entsprechend gewürdigt werden. Das Buch ist lesens- und nachdenkenswert für jede Frau und jedermann.

Rudolf Bahro

Plädoyer für schöpferische Initiative

Zur Kritik von Arbeitsbedingungen im real existierenden Sozialismus
232 Seiten, kartoniert 19,80 DM
ISBN 3-7663-0760-6

Bahro belegt, wie die verkrustete Apparatstruktur in der DDR schöpferische Initiative im Keim erstickt, wie sie sich anpassende Untertanen erzieht. Offenkundige Ineffektivität des Systems ist die Folge. Aus der Bestandsaufnahme entwickelt der Autor plausible Strategien, wie der Misere abzuwehren ist. Insgesamt ergänzt die vorliegende praxisbezogene Arbeit auf hervorragende Weise die Kritik des real existierenden Sozialismus, die Rudolf Bahro in seiner »Alternative« so weltweit wirksam verfaßte.

**Kleine
Arbeiter
bibliothek**

Bestellung über den Buchhandel
oder direkt bei
Damitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40

Der Soldat und die Frau

Max Walter Schulz
(Band 59, 184 Seiten, DM 8,-)
Die Geschichte eines Kriegsgefangenen der Stalinger Schlacht. — Der Obergefreite Martin Röder, Gutsnecht aus Schlesien, wird als Gefangener einem Leichensuchtrupp zugeteilt, er findet unter den Toten seinen Sohn. Röder begreift, ohne Lebenssinn kann er nicht überleben. In einem zerstörten Dorf, dessen übrige Bewohner er anstelle eines Pferdes zur Arbeit überlassen wird, beginnt für Martin Röder der Weg zu einer neuen Menschwerdung.

Max Walter Schulz
**Der Soldat
und die Frau**



Kleine Arbeiterbibliothek

Ilif / Petrow
**Die Jagd nach
der Million**



Kleine Arbeiterbibliothek

Die Jagd nach der Million

Ilif / Petrow
(Band 56, 428 Seiten, DM 9,80)
Der „große Kombinator“ Ostap Bender (dem Leser schon bekannt aus „12 Stühle“ / Damitz Verlag, DM 9,80) stürzt sich in diesem Buch in neue Abenteuer. Die Väter des „tüchtigen“ Ostap, das Satirikerpaar Ilif / Petrow, hatten ihn zwar schon in den „12 Stühlen“ am Berufsrisiko zugrunde gehen lassen, fanden aber nachher, es sei schade um ihn. So schrieben sie diese neue Betrüger- und Spießbürgerstory, die an Witz und Einfallsreichtum die „12 Stühle“ fast noch übertrifft.

...und ruhig
fließet der Rhein
30 Jahre BRD:
Geschichten, Berichte
Gedichte



Kleine Arbeiterbibliothek

...und ruhig fließet der Rhein

Herausgeber: Jürgen-Peter Stössel
(Band 60, 220 Seiten, DM 8,-)
Geschichten, Gedichte und Berichte zu 30 Jahren Bundesrepublik. U. a. die Autoren: Therese Angeloff, Arnfried Astel, Peter O. Chotewitz, Franz Josef Degenhardt, Ingeborg Drewitz, Gisela Elsner, Erich Fried, Martin Gregor-Dellin, Margarete Harmsmann, Dietrich Kittner, Ursula Krechel, August Kühn, Roland Lang, Richard Limpert, Peter Mawald, Angelika Mechtel, Peter Rühmkorf, Erasmus Schöfer, Peter Schütt, Uwe Timm, Uwe Wändrey.

Kleine Arbeiter bibliothek

Bestellung über den Buchhandel
oder direkt bei
Dammitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40

Der Soldat und die Frau

Max Walter Schulz
(Band 59, 184 Seiten, DM 8,-)
Die Geschichte eines Kriegsgefangenen der
Stalingrader Schlacht. – Der Obergefreite
Martin Röder, Gutsknecht aus Schlesien, wird
als Gefangener einem Leichensuchtrupp zu-
geteilt, er findet unter den Toten seinen Sohn.
Röder begreift, ohne Lebenssinn kann er nicht
überleben. In einem zerstörten Dorf, dessen
übriggebliebenen Bewohnern er anstelle eines
Pferdes zur Arbeit überlassen wird, beginnt für
Martin Röder der Weg zu einer neuen Mensch-
werdung.



Die Jagd nach der Million

Ilf / Petrow
(Band 56, 428 Seiten, DM 9,80)
Der „große Kombinator“ Ostap Bender (dem
Leser schon bekannt aus „12 Stühle“ / Dammitz
Verlag, DM 9,80) stürzt sich in diesem Buch in
neue Abenteuer. Die Väter des „tüchtigen“
Ostap, das Satirikerpaar Ilf / Petrow, hatten ihn
zwar schon in den „12 Stühlen“ am Berufsrisi-
ko zugrunde gehen lassen, fanden aber nach-
her, es sei schade um ihn. So schrieben sie
diese neue Betrüger- und Spießbürgerstory,
die an Witz und Einfallsreichtum die „12 Stüh-
le“ fast noch übertrifft.



...und ruhig fließet der Rhein

Herausgeber: Jürgen-Peter Stössel
(Band 60, 220 Seiten, DM 8,-)
Geschichten, Gedichte und Berichte zu
30 Jahren Bundesrepublik. U. a. die Autoren:
Therese Angeloff, Arnfried Astel, Peter O.
Chotjewitz, Franz Josef Degenhardt, Ingeborg
Drewitz, Gisela Elsner, Erich Fried, Martin
Gregor-Dellin, Margarete Hannsmann, Diet-
rich Kittner, Ursula Krechel, August Kühn, Ro-
land Lang, Richard Limpert, Peter Maiwald,
Angelika Mechtel, Peter Rühmkorf, Erasmus
Schöfer, Peter Schütt, Uwe Timm, Uwe Wan-
drey.



Anmerkungen

BICKNAESE HENDRIK, sh. kk 2/78.

BORMANN ALEXANDER VON, geb. 1936. Studium der Germanistik, klass. Philologie und Philosophie in Tübingen, Göttingen und Berlin (FU); dort 1967 Promotion: „Natura loquitur. Naturpoesie und emblematische Formel bei Eichendorff“. Tübingen 1968. Arbeiten und Editionen zur Literatur des 16. bis 20. Jahrhunderts. Rundfunkbeiträge. Rezensionen. Seit 1971 Hochschullehrer (Professor) an der Universität Amsterdam.

DEMIN GÜNTHER, geb. 1932. Studium Rechtswissenschaften. Beruf Rundfunkredakteur.

DOBERER KURT KARL, sh. kk 4/79 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 61 „Republik Nordpol“.

DUBLEW DIMITR, bulgarischer Lyriker und Übersetzer, lebt in Sofia.

ELSNER GISELA, geb. 1937 in Nürnberg. In diesem Frühjahr bei Rowohlt der Erzählband „Die Zerreißprobe“. Sh. KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“.

FABIAN ANNE-MARIE, geb. 1920 in Stettin. 1940 Abitur in Berlin. 1949 bis 1966 Studium an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin; Diplom-Politologin. Sachbearbeiterin bei der Sozialversicherung. Personalrat (ÖTV). Seit 1960 freie Journalistin in Köln.

FISCHER ERWIN, sh. kk 4/78 und 4/79.

GUHDE CHRISTEL, Autorin und Malerin, lebt in Berlin (West). Mehrere Einzelausstellungen. Lyrikveröffentlichungen in Funk und Zeitschriften. Gedichtband „Risse in Beton“ (1978).

HAUSCHILD JAN-CHRISTOPH, lebt in Neuss. Erstveröffentlichung.

HOFFMANN KURT ROBERT, geb. 1927. Korrektor, lebt in Frankfurt a. M. Veröffentlichungen in Gewerkschaftszeitungen.

KORTHAUS MANFRED, geb. 1939 in Ravensburg. Abitur. Seit 1960 Lehrer an Grund- und Hauptschulen. 1962 bis 1966 Studium der Germanistik und Philosophie in Heidelberg und Berlin (West). Sh. KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“.

KÜHN AUGUST, Das Kapitel „Schutz und Schirm ...“ ist dem historischen Roman „Die Vorstadt“ entnommen, der 1981 in der Münchner Edition, Schneekloth-Verlag, erscheint. Sh. KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 17 „Warum wird so einer Kommunist“ und Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“.

LASSAHN BERNHARD, sh. kk 1/78 und 4/79.

LINKMEYER HELLA, geb. 1943, aufgewachsen in portugiesisch West- und Südafrika. Ab 1966 Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Anglistik. Lebt und arbeitet als Lehrerin seit 1970 in Berlin.

LIPPERT MATHILDE, sh. kk 4/78, 3/79 und 1/80; KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“.

MECHTEL ANGELIKA, geb. 1943 in Dresden; veröffentlichte Romane, Erzählungen, Reportagen, Lyrik, schrieb Hörspiele, Mitglied des PEN, Mitglied der „Gruppe 61“. Werke u. a.: „Gegen Eis und Flut“ (Ged., 1963). „Die feinen Totengräber“ (Erz., 1968). „Kaputte Spiele“ (Roman, 1970). „Friß Vogel“ (Roman, 1972). „Die Blindgängerin“ (Roman, 1974). „Die Träume der Füchsin“ (Erz., 1976). „Wir sind arm, wir sind reich“ (Roman, 1977). „Dokumentation zur Lage älterer Schriftsteller i. d. BRD“ (1972). „Ein Plädoyer für uns. Dok. u. d. Frauen von Strafgefangenen“ (1975). „Drittes Frühstücksgespräch mit Paula“ ist der Teil des Romans „Die andere Hälfte der Welt oder Frühstücksgespräche mit Paula“, der im August 1980 im Paul List-Verlag erscheint.

PECHMANN ALEXANDER VON, Dr. phil. geb. 1950 in München, dort nach Studium der Philosophie als Publizist tätig.

RASPER OTTO, geb. 1918 in Gütersloh. Philologie. Studienrat, dann in freiem Beruf.

RICHTER E. A., geb. 1941 in Niederösterreich, lebt in Wien. Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Wespennest“.

RUPPRECHT IMME, sh. kk 1/78 und 3/79.

SALOMON PETER, geb. 1947 in Berlin. Studium der Rechtswissenschaften in Berlin, München und Freiburg. Rechtsanwalt in Konstanz. Literarische Veröffentlichungen (Lyrik, Prosa, Essays, Rezensionen) in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien. Rundfunksendungen. Mitglied im VS.

TSCHAKOWSKI ALEXANDER, Chefredakteur der „Literaturnaja Gazeta“. Zahlreiche Romane, u. a. „Die Blockade“, Röderberg-Verlag Frankfurt a. M.

VALENTA REINHARD, geb. 1953 in Wallau bei Marburg. Begann Studium in Marburg Germanistik/Politik, z. Z. Studium Lit.-Wissenschaft, Geschichte und Politik an der Universität Konstanz. Schreibt Lieder. Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitungen. Arbeitet zur Zeit mit der Konstanzer Schauspielerin Mechthild Liesebrecht an einem Programm für die Ruhrfestspiele (Songs und Rezitationen).

WEHDEKING VOLKER, geb. 1941. Studium der Germanistik und Anglistik in Yale (Promotion) und Konstanz. Assistenzprofessor in den USA, seit 1976 an der Universität Augsburg. Veröffentlichungen u. a. „Der Nullpunkt“ (1971). „Die 47er, eine deutsche lost generation?“ (Rowohlt Literaturmagazin, 1977).

ZORNACK ANNEMARIE, sh. kk 4/79.

ZUCCHI HERBERT, geb. 1950. Studium Biochemie, Botanik, Chemie, Pädagogik, Zoologie in Marburg. Jetzige Tätigkeit: Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Osnabrück.

NACHTRAG:

In KURBISKERN 2/80 erschien von Laura Conti „Eine Wolke aus der Fabrik“, aus dem Jugendroman „Sara und Marco, eine Geschichte aus Seveso“. Dieser Jugendroman wurde 1980 beim Weismann-Verlag verlegt.